

L. Sichling sc.

W. O. von Horn.

J. D Sauerländer's Verlag

Gesammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Erster Band.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1850.

Inhalt.

Das Mailehen.

Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.
Claudius.

Die Eifel ist ein wundersames Land, aber ein armes — das sagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüsse verhießen, wie ich sie auf meiner Wanderung theilweise entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landschaftliche, was meine Theilnahme in Anspruch nahm und fesselte; vielmehr war es die Geschichte der Natur (Naturgeschichte ist ein gar seltsames Wort für das, was wir damit bezeichnen. Man kann kaum sich toller ausdrücken, als eine Beschreibung der sogenannten drei Naturreiche eine Geschichte zu nennen, wenn „Geschehen" die Wurzel des Wortes ist), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtausenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen sind. Was ich so nenne? O, es sind die Krater erloschener Vulkane; es sind die „Maare;" es sind die Lavafelder; es sind die Basalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdische Feuer eine Werkstätte hatte, wie sie die bekannte Erde nicht mehr aufzuweisen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landstraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkanischen Erscheinungen mehr im Volke nach. Also weit vor aller Geschichte, weit vor dem Menschengeschlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauste, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in diesem Bereiche

einer entsetzlichen Naturgewalt, wenn sie auch ihre Herrschaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens ist es merkwürdig, daß gerade seit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in diesen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verschütteten Kanäle wieder aufsuchen wollen? Sollten die alten erloschenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in die Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue senden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menschen seine mühsam ihr abgerungene Existenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt so wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unserer Tage ruhig schlafen. Hier liegt das Wann ebenso in dunkler Zukunft, wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einst diese Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet sorgende preußische Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraus tretend, stand ich staunend still. Welch ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahre mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zu viel davon gehört, um mich durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsre Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben,

frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

„Wir müssen dort auf die Zinne des Berges," sagte er, „wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum Sie hier herauf gestiegen sind." Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Dorngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr, denn so was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim seid!"

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabschießende, grauenvolle Tiefe mich fast schwindeln machte. Felszacken starrten überall herauf, schwarz, schroff, diabolisch anzusehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuschauen. Bergkegel überall. Da unten in

der Tiefe rauscht die Ahr durch die zackigen Felsen, bald aufblitzend, bald verschwindend und immer wieder sich um die Felsen windend, wie der Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal sah ich ihren Silberblick aus diesem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe sie sich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm schließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man sich, so liegen wieder diese wilden Felsen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buschwerk, bekleiden sie kümmerlich. Dazwischen zeigen sich frischgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war versunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter störte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er selber ergriffen von dem, was er tausendmal geschaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken herauftönten, zog er stille seine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden im gluthigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in jedem Momente wechselten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Westpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte sagte: „Wir müssen scheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!“

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahre, Geschichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber

zutraulicher Kindlichkeit auf seinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Was ist denn das?" fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudalistischen Rest, der sich in diesen abgeschlossenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott," sagte er. „Das ist's nicht. Ich sehe wohl, bei Euch zu Hause weiß man davon nichts. So muß ich's Euch sagen. Hier herum haben die Jungen (Bursche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zusammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leisten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der sich dem Spruche, den sie thun, widersetzen wollte; er wär' von aller Lustbarkeit ausgeschlossen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, versammeln sie sich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind sie Alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber sitzen, alle Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sich als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem Andern, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammenkommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig blieben, bilden den „Rummel" und werden im „Rummel" an einen Jungen versteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken und

je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Jung sein Mailehen."

„Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben," sagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!"

„Kommt auch vor," versetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz," dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen," heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen."

„Kommt aber, was jedoch gar, gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert wurde, als Mailehen — gescheuert; das Pflaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmt's scharf bei uns im Thal, und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häcksel wird ihr zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Thüre."

Wir waren unter diesem Gespräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber so lau und mild; das Mondlicht zitterte so schön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büschen und die Ahr rauschte so eigenthümlich, daß ich gar keine Lust nach der Wirthsstube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter saß rasch an meiner Seite.

„Ihr seid mir noch die Geschichte schuldig," sagte ich. „Es ist so wunderhübsch hier, wollt Ihr mir sie nicht erzählen? Morgen bin ich schon wieder über die Berge, weit weg von hier." Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er sagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stimmelchen ist mir lieber und die Geschichte sollt Ihr hören."

Er klopfte das Pfeifchen aus, stopfte aus seinem langen Leder=

beutel, der, wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geschichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er sie mir mittheilte.

I.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran.
Goethe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war schon im April wahrer Sommer und der wetterwendische Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm seit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und das Wasser der Ahr so lau wie sonst kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längst den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren schon da und jubelten in den Büschen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Drosseln Gesänge herab.

Es war Mondschein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die so traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüsch begrenzte ein kleines, frischgrünes Wiesenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwasser lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Wasser kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete seine Unterlage. Es war so stille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen *) hören

*) Cyprinus phoxinus, ein kleiner, fetter, gern gegessener Ahrfisch, der in Salzwasser abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt und in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fischer.

konnte, die zu Hunderten sich in der warmen Flut herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle saß eine jubilirende Nachtigall; sonst war's stille und die Ahr floß sanft dahin.

An diesem heimlichen Plätzchen saß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere seines Alters schon schliefen oder mit den Mädchen majeten*) und schäkerten oder in Haufen singend durch die Gassen zogen.

Es war ein netter Junge, der so eifrig Rumpen flocht, ein bildhübscher Junge mit frischrothen Wangen, schwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachsen war er wie die schlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen sahen dem frischen Hubert nach, wenn er so schnacks vorüber ging. Manche dachte bei sich: schade, daß der nette Junge so arm ist!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fischer und Winzer wie er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeschwollen ein erschrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da sie sich, seinen Arm lähmend, an ihn festgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachsen, hatte betteln und Bettelbrod essen müssen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun seine alte Mutter als treuer Sohn, und trug sie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts strickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerlei Gebrauch in der Zwischenzeit. Darin war er ein Meister; besonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn sie nach Ahrweiler oder sonsthin zu Kauf oder Besuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muster einzuflechten, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften.

---

*) Majen heißt plaudern, kosen.

Einen fleißigeren Jungen, einen stilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille saß Hubert da, weil er nicht wollte gesehen oder gehört und in seiner Arbeit gestört sein. Während seine Hände die Weidenschalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren seine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin sie am liebsten sich wendeten. Wer's wissen will, dem will ich's sagen.

Des Hubert's armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden desselben, recht künstlich zusammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieser in Köln wohnte, so hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hause wohnte bei dem Hofbauer und seiner Frau ein Mädchen, sein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinsah, so tief, so tief bis in das gute Herz hinab, und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für: verliebtsein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

Sollt's dem stillen Hubert besser ergehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg sein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten sein, nicht wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte, und das Mäd-

chen nicht hundertmal am Tage! Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich, streng genommen, Manches nicht geschickt, und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem Andern, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und das Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten sein können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vorher um, ob's Niemand höre; wenn sie bei einander an der Ahr standen und plauderten, so mußte es unter dem Schutze der Weiden sein; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust, und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht kuriose Geschichte mit dem Liebhaben! So lang Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das Alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen drauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit! sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubert ist arm und du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für dich!"

Die Beiden meinten: das sei alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Hubert's Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er so viel eifriger als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: „wirst du mich als Mailehen steigern? ich will ja mit keinem Andern tanzen, keines Andern Schatz sein!"

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab jeder zehn, und des Krakel's Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen, und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchen's Vater nur Ochsen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: grad, wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sei, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß Hubert

hübscher war als der Peter oder Pitter, wie sie zu Altenahr sagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen steigern, das hatte er schon gesagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich sie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerschäbigsten Geizhalses und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

Das beste, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wiesenplätzchen war sein Eigenthum, und da waren tausende der kleinen lustigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag und zum Fischen extra, weil es ein Fasttag war, und Fische kein Fleisch sind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag schon ein hoher Haufen Rumpen und sein Vorrath von Weiden und Weidenschalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, so war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn sie dafür sein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond schien hell zu seiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es stille. Die Uhr schlug eben Zehn.

Da plätscherte es im Wasser, als wenn Jemand sachte heranschliche. Hubert horchte.

Es wird ein naschiger Otter sein, der den Rümpchen nachschleicht, dachte er bei sich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein ins Wasser, daß es platschte; Alles wurde still.

Dem hab' ich's vertrieben! sagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patschte es wieder und näher.

Das ist ein freches Biest! sagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden wegbog und einen Menschenkopf vor sich sah.

„Bst!“ klang's an sein Ohr.

Er sah schärfer, und bald hätte er laut aufgeschrieen — denn mit einem leichten Sprunge stand Annchen vor ihm.

„Jessemarjosep!“ *) rief er, „wie kommst du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkst du? du weißt, wie ich dich lieb habe — aber —“

„Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch still!“ sagte sie. „Meinst du, ich wollte so etwas wagen, ohne daß ich vollständig sicher wäre? Siehst du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblasen und gewartet, bis Alles still wurde, dann bin ich hergeschlichen, um dir zu helfen, und sie meinen, ich sei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo du warst und — warum du Rumpen machst! Bist du mir bös, Hubertchen?“ fragte sie so süß schmeichelnd, daß sie einen Rasenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie sollte ich das anfangen?“ sagte Hubert. „Bange ist mir's ja nur um dich, weil du so gut wie ich weißt, daß der Pitter überall dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, so sollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig sein! Er wär's nicht!“

„Still, still!“ rief das liebe Mädchen und saß schon im Grase, hatte Weiden genommen und flocht schon so wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergessend, auf das liebliche Mädchen und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Lust bebte: „Nun seh' ich wohl, wie gut du mir bist!“

„Hast du das noch nicht gewußt?“ fragte sie schelmisch lachend. Ich weiß es schon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei schönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unsern Wasserschöpfplatz gehängt hat. Du warst's doch nicht gar?“

Hubert lächelte und sagte: „Nein!“

„Du Lügner!“ rief sie. „Es gibt ja nur Einen, der sie machen kann, und das bist du. Nun will ich sie abverdienen mit Rumpenflechten.“

---

*) Jesus, Maria, Joseph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

„Da seh' 'mal eins!" rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um sie zum Mailehen zu kriegen, und sagt nun, sie wolle die Körbchen abverdienen!"

„Du Advocat!" scherzte sie. „Mit dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' dich und sei hübsch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden."

So ging das neckische Gespräch fort, bis sie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander bestimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich selbst und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen sie ganz. Dabei arbeiteten die Hände so rasch, daß, ehe es halb Zwölf schlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf sprang Annchen auf, schlug Hubert leise auf die Wange, rief: „gute Nacht!" und war wie der Blitz verschwunden.

Als aber Hubert seine Kappe suchte, war sie fort. Starr vor Entsetzen stand er da. Hat uns Jemand belauscht? fragte er zitternd. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. Er durchsuchte noch einmal rings um Weiden und Gras. Sie war nicht da; sie war entwendet.

Was soll das werden? rief er weinend vor unsäglichem Leid. Ach armes Annchen!

Er schlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angstpochendem Herzen sein Häuschen. Da fiel's wie Zentnerlast von seiner Seele; denn auf dem Klopfer hing seine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

Ich Tölpel! rief er aus. Das hätt' ich doch wissen können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelassen? Aber wart', das sollst du mir schon vergolten kriegen!

Mit den süßesten Rachegedanken im Herzen, schloß er die Thüre auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blasen und zu singen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeschlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Wasser lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie fest lag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseit der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er und leise sein Lieblingslied: „so viel Stern' am Himmel stehen" ꝛc. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er sah um sich und drüben an der Hecke stand das liebliche Mädchen und schabte ihm ein Rübchen mit leisem Lachen.

„Etsch! etsch!" rief sie. „Gelt', ich hab' dich einmal geängstigt? Aber das war dafür, daß du wie eine alte Großmutter mir vorhieltst, daß ich zu dir kam, du Wüster, und ich wollte dir doch flechten helfen, damit du nicht zwei Nächte dir den Schlaf brächest."

„Warte nur!" drohte er hinüber.

„Komm', wenn du Muth hast!" lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem sie die beiden Hände in die Seite stemmte und mit schelmischem Lachen ihn ansah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und schneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geschnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatschte sie in die Hände und war eben so schnell jenseit des Gartenthürchens verschwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des

Nachbars Fenster gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hause sein.

Eine Weile sann er, ob er es wagen sollte; dann aber stellte er sich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es blieb Alles still, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über sein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo sie sei.

Jetzt reichte ein rascher Sprung hin, sie zu haschen und ein Kuß war die schwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demselben Augenblick der Hofbauer mit seiner Bärenstimme: „Annchen!“ rief und sich nun langsam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr sichtbar und Annchen jätete so emsig Unkraut aus, daß sie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch so klein ist, daß du dich bücken mußt,“ sagte er, „so laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jessemarjosep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geschossen ist! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!“

Während sich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, saß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf gestiegen, sondern aus dem Gesichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzusehen war. Erst als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht gesehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut sei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf gestiegen. Er wußte es besser!

Drüben rastete der Alte nicht, bis das Kind ins Haus ging und für heute war die Hoffnung vorüber, sie zu sehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fischen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das

Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erschrack er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert stand, und jetzt seine Absicht, sich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Rasch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und sprang in die Ahr. Am jenseitigen Ufer sprang er durch die Weiden und nicht lange, so stand er ungesehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf sich dieser auf ihn und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er seine nicht geringe Kraft schnell zusammen, aber unter Hubert's gewichtigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war gesichert für lange Zeit, das er mit sich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal seinen luftigen Feuerherd über das Wasser, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gange und fast noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und setzte sich zu der Mutter, ihr den Streich des bösen Menschen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte sich noch im Andenken an den Sieg.

Da sprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo sie sich verborgen und rief: „Das hast du brav gemacht!“

Wie erschrack er! Aber wie selig ruhte sein Auge auf ihr! War sie doch nun sein sicheres Mailehen, da er so reich im Fang an diesem Abend geworden war!

Nur die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, weil sie den Pitter und sein rachsüchtiges Gemüth kannte; aber sie mochte das Glück der Beiden nicht stören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

II.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz ich grüne Majen dir an's Haus,
Schicke dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.
Kommt er nicht, so magst du denken,
Ich käm' selber ferne her;
Komm' ich nicht, so magst du glauben —
Daß ich auch gestorben wär.

Volkslied.

Nacht war's geworden an dem Tag, als Hubert gefischt und so glücklich über seinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig wurde, sein Annchen bei sich zu sehen. Drüben im Hofhause waren Annchen's Eltern bereits zu Bette gegangen und meinten, ihr Kind schliefe den tiefen gesunden Schlaf der frischen Jugend

droben im Kämmerlein. Das Elternauge schlief nicht. „Trine," sagte der Hofbauer zu seiner Frau, „ich wittre Unrath. Heut' ist mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, stand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo ist das Kind? Ich rufe, Alles still. Denk' ich, du gehst nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext ist. Komm' ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kastenmännchen gegen einen Thaler! das ist auch nicht ohne Ursache, nehm' mich aber zusammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt sich tief, daß ich das Erröthen nicht sehen soll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameisen. Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und sag' dem Kind, es soll aufhören, da ihm das Blut so in den Kopf schieße, und soll' das Unkraut größer werden lassen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenstand, denk' ich, und wart's mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, so raschelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und schlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Has' im Lager sitzt! Siehst du, so steht's. Die Zwei sind ineinander vernarrt und verschamerirt. Was soll draus werden? Der Huber ist brav — aber ein Lump, und ein Lump soll mein Kind nicht haben und damit holla!"

„Gewiß nicht!" sagte Trine. — „Ei so soll dich das Wetter! Wer hätte das denken sollen!" rief sie aus und setzte sich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit dir gemacht habe und du mit mir," bemerkte der Hofbauer.

„Man sucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat; aber," setzte sie hinzu, „laß die Geschichte und rede von heute."

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unser Kind ist ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert ist ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel gesucht werden. Was denkst du zu dem Pitter?"

„Ich denke,“ sagte die Hoffrau, „er ist für das Kind der rechte Jung.“

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt,“ war des Hofbauers Meinung. „Man soll keinen zerrissenen Lappen auf ein neues Kleid setzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden.“

„Dem Pitter sein Vater hat auch schon angeläutet,“ sagte sie.

„Ja, mit allen Glocken,“ bemerkte er; „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit.“

„Zum Kreuz,“ fiel sie ein.

„Was Kreuz!“ rief der Hofbauer. „Bleib mir mit dem Weibergeschmuse vom Leibe. Wenn das Heirathen so ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht so gerne Männer haben. Halt's Maul davon!“ Wie denkst du denn, Trinchen, soll ich Ja sagen, wenn er nun wirklich Ernst macht?“

„Wart' erst 'mal das Mailehen ab,“ versetzte sie. „Da muß sich's ja zeigen.“

„Still!“ rief da der Hofbauer und richtete sich auch im Bett auf. „Hast du nichts gehört? Die Thür ist gegangen!“

„Du träumst mit offenen Augen wie ein Hase,“ sagte sie lachend.

„Du weißt Alles besser, als andere Leute und das Mädel hackt dir das Mus auf dem Kopfe, ehe du's merkst. Wer doch so klug auf die Welt gekommen wär'!“

„Ja, ich hab' auch recht,“ sagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du hast einen Floh im Ohre mit dem Hubert, und nun juckt's dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachsen!“

„Ein Kastenmännchen gegen einen Thaler!“ rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!“

Drauf stieg er auf, kleidete sich an und schlich sachte hinaus.

Trine lachte über den Esel, wie sie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Untersuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür ins Schloß, daß Trine

im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie steht es denn jetzt? die Hausthür ist offen. Denk' ich, mußt 'mal sehen, wie's im Kämmerlein ist. Geh' hinauf, wenn du willst, und sieh, wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett ist leer und das Kind ist fort!“

„Was?“ rief die Mutter und sprang in einem Ruck aus dem Bette. „Du wirst mich doch nicht narren?“

Du bist genarrt genug!“ sagte lakonisch der Hofbauer und legte sich. „Such' das Mädel! doch eins rath' ich dir, mach' keinen Tumult! du weißt, daß sonst des Kindes Ehre hin ist. Aber so geht's, wenn die Henne klüger ist als der Hahn.“

Die Hoffrau verschluckte die bittere Pille, kleidete sich rasch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ sie das Haus, schritt durch den Garten und sachte über den Steg, weil sie in Hubert's Häuschen Licht sah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fensterchen. Sie schlich an diese heran und sah, wie Annchen der alten Mutter Hubert's Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte sie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und sie konnte drauf nicht zürnen. Ihr scharfer Verstand setzte sich gleich die Umstände zusammen und sie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fischen kam? — wie stand's dann?

Ei, ich verstecke mich und warte es ab! sagte sie zu sich. Gesagt, gethan. Lange währte es nicht, so kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war sie wieder am Fenster. Annchen war weg, so lange er da war. Als er aber weg war, kam sie wieder zum Vorschein. Das gefiel ihr.

Wenn's so steht, kann ich gehen, sagte sie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit sieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, stopfte er sich seine Pfeife und rauchte, während tausenderlei Anschläge durch seinen Kopf gingen.

Endlich kam sie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie steht's?“

Sie legte sich still ins Bett.

„Krieg' ich keine Antwort?“ fragte er barsch.

„Du weißt,“ sagte sie, „wie du mich mit dem Worte ärgerst. Nun geb' ich dir keine Antwort.“

„Trinchen,“ bat der gute Mann, der längst die Hosen nicht mehr hatte, „sei nicht motzig und sag', wie's steht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles besser wissen,“ sagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, und wittert gleich Unrath. Ich sag' dir, mir lacht das Herz im Leib über unser Kind. Geh' hin und sieh's. Es steht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er sie bringt, dann verbirgt sie sich, bis er fort ist. Siehst du, so ist's, und Gott segne das Kind, das einer armen alten Wittwe also hilft. Es ist ein christlich Kind und die Heiligen müssen sich darüber freuen.“

„Wenn's so ist,“ sagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „so hast du recht.“ Er legte sich herum und seine Sinne umflorte schnell der Schlaf. Ob auch die Mutter so schnell einschlief! Als der Hofbauer zu schnarchen begann, stand sie wieder auf und ging leise hinaus, und erst als Annchen wieder im Hause war, suchte sie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm gewesen und sie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung gewesen? hatte nicht Pitter's Vater gerade so um sie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte sie aber doch, es sei besser, wenn sie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene sie doch, weil sie der Hubert heimbegleitet und — sie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wissen, sagte die Hoffrau am andern Morgen zu sich selbst. Viel Wissen bläht auf. Mein

Alter ist recht gut, gehorcht gerne, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwischen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in den Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief sie dem Kinde, während sie am Herde stand und das Gemüse für die vielen Taglöhner beiwusch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil sie meinte, hinter ihr Geheimniß sei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal," fing die Mutter an, „ich bin auch jung gewesen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!"

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach, dachte sie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauscht. Jessemarjosep! was gibt das? — aber sie sagte kein Wort und sah unter sich, wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte vom vielen Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, sieh' du unter dich! du hast Ursache!" fuhr sie fort. „Meine ich, du säßest droben und machtest den Mailehenstrauß oder schliefest in guter Ruh — da hört dein Vater" —

Ein: „Ach Jessemarjosep!" entschlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater," fuhr die strenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er steht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein ist fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau stehe auf und sehe nach; sehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun so schlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet sie der Hubert heim und küßt sie! — Pfui der Schande!"

Der Boden unter Annchen's Füßen wankte. Der Kopf schwindelte. Die arme Sünderin stand da, als sollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter stand jetzt vor ihr und sah sie scharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuschauen hätte sie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekostet hätte.

„Pfui der Schande!“ wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küssen!“

„Ach,“ lispelte es da leise über die Lippen der schönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir ist's auch recht!“

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das sich ihrer Gesichtsmuskeln bemeistern wollte bei dieser Herzensäußerung, an deren Wahrheit sie keine Sekunde zu zweifeln Ursache hatte.

„Glaub's gern,“ sagte sie, nachdem sie Herr über diesen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die sind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heischt. Da kannst du dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine so ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichste Mädchen — nein, für einen solchen Kindskopf hätt' ich dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für so dumm sah ich dich doch nicht an! Geh'; aber hüte dich vor jedem Schritt ähnlicher Art! Meide auch den bösen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifst das nicht und man sollte meinen, du wärst heute auf die Welt gekommen. Seh' ich dich noch einmal bei dem Hubert, so geht's nicht gut.“

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Euerm Kinde,“ schluchzte das arme Mädchen, und schlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz so eigenthümlich und in den Augenwinkeln so feucht. Sie drückte das Mädchen an sich und sagte sanft: „Siehst du, das geht nicht mehr! Du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen.“

„Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav!“ sagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind,“ versetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander.“

„So wollt' ich, ich wäre arm, wie er!“ rief Annchen.

„Prost die Mahlzeit!“ sagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur

nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern, so lautet's. Er wird halt dein Mann nicht!"

„So bleib' ich ledig!" sagte das Mädchen.

„Und willst eine alte Jungfer werden?" fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: „Ja."

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber," versetzte spottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig."

„Wenn er mich aber als Mailehen steigert?" fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es ist schon dafür gesorgt," sagte sie, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gesetzt aber, es geschähe — so mußt du ihm folgen; allein es wäre mir doch sehr leid um den Pitter, der dir so treulich nachgeht. Das wäre der Jung für dich und auch der Mann."

„Lieber sterben!" rief das Mädchen und enteilte dem peinlichsten Zwiegespräche ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus, und als die Mutter hinauf schlich, um zu hören, was sie triebe, da hörte sie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum ersten Male sich bewußt wurde, daß sich eine Macht zwischen es und seine Liebe gestellt, die zu besiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief sie. Es blieb stille.

Da überkam die liebende Mutter eine entsetzliche Angst. Sie ging eilings hinauf. Da fand sie das Mädchen eingeschlafen, mit dem Kopf auf dem Bette ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die vor unsäglichem Leid weinend, sich in die Vergessenheit alles dessen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen,

die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechselnder Besorgniß das reizende Wesen, und schlich dann wieder hinab, das Herz voller Angst.

Gegen vier Uhr kam sie wieder. Jetzt schlug Annchen matt die Augen auf. „Wie ist dir's?" fragte die Mutter besorgt.

„Ach, so weh," sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich ins Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, stand. Die Fahne wurde in den Aesten befestigt und unten schloß sich ein Kreis um den kleinen Tisch, der mit sechs Stühlen umgeben war. Zur Seite standen noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maischultheiß.

In Gruppen sammelten sich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war sichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle versammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächst die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor sich. Schulmeisters Anton, der auch ein Schulmeister werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meisten Stimmen. Einer nur sah bleich und ängstlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Brust sprengen. Annchen war nun gewiß die Erste, denn der Schultheiß hatte ja ein Vorrecht, und dessen begab sich der hochmüthige Pitter gewißlich nicht.

St! St! zischte es rings umher. Das Mailehen beginnt!

„Ich weiß Eine," rief mit einer Stentorstimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben ansteht. Ihr kennt sie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!"

Der Hofbauer schmunzelte vor Lust. Er stand auch im Kreise.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut," fuhr Pitter fort. „Ein

Mädchen still und fleißig, sittig und bescheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachstelze, rasch wie ein Reh, schlank wie eine Pappel, holdselig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!"

„Welch ein Preis!" riefen die Jungen.

„Eilf!" rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maischultheiß abzubieten.

Ueber Pitter's Angesicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!" rief er triumphirend und sah im Kreise herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das sei eine Liebe, die zu Opfern bereit sei.

Eine Weile blieb's stille. „Gebt acht, der bietet weiter!" sagten einige der Jungen.

„Dreizehn!" tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, dessen Stirne glühte. Der Hofbauer biß sich in die Lippen. Der Pitter wechselte die Farbe. Alles schwieg. Man konnte wohl sehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber sollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!" donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zusammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!" sagte nach einer Pause der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechzehn!" Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!" rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus seiner Brust, und doch rief er sie in der Verzweiflung aus.

„Ei, so soll dich der Donner!" polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub siebzehn Gulden für das Mädchen, so hab' ich achtzehn!"

„Wenn's Noth thut noch mehr!" riefen die Jungen von seiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt sie haben!"

Alle Köpfe richteten sich auf den armen Hubert, der todtenbleich dastand.

„Halt,“ sagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geschimpft.“

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber neunzehn!“ sprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So ist Anna sein Mailehen!“ sprach der Schöffe und setzte sich.

„Hussa!“ schrie der Kreis. „Der Schultheiß hat das schönste Mailehen, und es gebührt ihm auch!“

„Und damit holla!“ sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu Andern, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides sein.

Dort lag er noch auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O hadert nicht und nennt's nicht weibisch! Was stürmte Alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und Alles umsonst! nein! Werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist.

Liebesweh'! Mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des Verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz im wirbelnden Tanze? Und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm

einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht so? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gohr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Tadle ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich.

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor, und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es ist eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war solche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufstand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens, denn er hatte ja keine Majen geholt und sein Gesicht, der treue Abdruck seines Innern, sprach's deutlich genug aus, was geschehen war.

Er saß stille an der lieben Mutter Bette und hielt ihre fieberisch glühende Hand in der seinen. Sie war so matt, daß sie kein Auge aufschlug. Es kam eine große Angst über ihn. Er ging zur nächsten Nachbarin und bat, daß sie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam diese und sogleich eilte er fort, die Hülfe zu suchen in seiner Angst.

Als spät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu sehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," sagte sie zu der Leidenden. „Unser Kind liegt im Bette."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?“ fragte Hubert, den die Nachricht heftig erschütterte.

„Sie will keinen,“ sagte die Hoffrau. „Ich denke,“ setzte sie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei sein, daß sie doch tüchtig tanzen kann, da sie des Schultheißen Mailehen ist. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er so viel für sie bezahlen muß!“ — Das war ein Stich ins Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. „Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat!“ Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch nichts zu sagen haben mit Annchen?“ fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchst dich nicht zu bekümmern,“ sagte die Hoffrau; „hast Sorgen genug. Bis morgen ist Alles vorbei.“

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte, denn am andern Morgen war Hubert's Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bette knieend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte sich in Gedanken Alles so zusammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlassenen erfüllte sie.

Sie sprach ihm Trost zu, aber er schien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggestorben. Er stand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte, durfte er nicht aufsuchen.

Annchen lag noch zu Bette. Die Nachricht von Hubert's Verlust traf sie hart. Sie wurde kränker.

„Siehst du," sagte die Mutter, „wie gut es war, daß du Pitter's Mailehen wurdest! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit dir tanzen können und dürfen."

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und sein Leid, und daß sie ihn jetzt nicht trösten könne.

Acht schwere, ja die schwersten Tage seines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um seinen Durst zu löschen mit einem Gla's Bier. Der Wirth war sein Pathe und ein verständiger Mann dazu.

„Setz' dich Path'," sagte der Wirth. „Dir ist heiß!" Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Prosit, Path'! wie geht's?"

„Wie soll's gehen," sagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht."

„Freilich," war des Wirths Antwort. „Wie denkst du deinen Sack anzuhängen?"

„Häng' ich ihn rechts, so paßt er nicht; häng' ich ihn links, so paßt er gar nicht," sagte Hubert. „Rathet mir einmal.

„Ja, Path'," versetzte der Wirth, „da ist bös rathen. So allein steckst du nicht viel auf, und wenn du heirathest, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich."

„Wohin denn?" fragte Hubert. „Der Taglohn und das Fischen ernährt mich schon ganz gut."

„Ei, so nimm ein wackres Mädchen, das dir was beibringt, und ernähre dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast du dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal!"

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

„Narr du!" rief der Pathe aus. „Was brauchst du dich vor deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich bin dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!"

„Ach ja,“ sagte Hubert halblaut und sah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!“ versetzte der Wirth. „Unter der Sonne nichts neues, sagt Salomon. Bin auch jung gewesen; aber wer ist's denn?“

„Des Hofbauers Annchen!“ gestand Hubert mit Widerstreben, denn das hatte er ja noch Niemand gesagt.

„Hu, Jung!“ rief der Wirth, da willst du hoch hinaus!“

„Ich will's ja nicht allein — sie auch;“ sagte Hubert leise.

„Aha, da pfeift der Wind anders woher,“ sprach der Wirth. „Also ihr Zwei seid einig?“

„Gewiß!“

„Und die Alten?“

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!“

„Freilich, Hubert, du hast kein Vermögen, und das wiegt schwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! ist sie dein Mailehen?“

Da seufzte tief der arme Jung und erzählte sein Leid.

„Das ist schlimm,“ entgegnete sein Pathe, „da will mir's vorkommen, als sei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?“

„Nein, nie!“

„Guter Hubert, sei nicht so sicher!“ mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter sind Geschwisterkinder! Ich verstehe mich auf den Artikel. Bau' nicht so fest drauf!“

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?“ rief da im Innersten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, so —“

„Halt ein, Jung, halt ein,“ fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennst die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!“

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Parthei mit einem Feuer und einem Nachdruck, daß er den Wirth aus dem Felde schlug.

„Nun, Närrchen,“ versetzte dieser endlich, „mir ist's tausendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich dir, mach's kurz und rede mit dem Alten.“

„Das kann ich nicht!“ rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!“

„Dummes Zeug!“ polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn du absolut nicht willst, so will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiesmann werden.“

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenster war offen gewesen; als er in die Stube trat, lag eine Rose am Boden, frisch erblüht, in voller Pracht. Wer sie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Genesung. Zum ersten Mal seit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu sehen, sie zu sprechen, war indessen umsonst. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war sie allein zu Hause; nicht einmal allein im Garten konnte sie sein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen gewesen, einen Augenblick erhaschen zu wollen; und schreiben? diese Kunst verstanden nur Wenige in den Landen des Kurfürsten von Köln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch sein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den sie sich sonst so sehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Messe. Er sah Annchen und wäre fast in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, so übel sah sie aus, so bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter so giftig auf ihn her, daß Annchen schnell das Auge anders wohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Hollunderbaume, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie käme. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die

Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie ins Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert war, je nachdem die Rinde daran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!" Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffegeschirr auf dem Tische stand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffe vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert schloß seine Thüre zu, daß er nicht Zeuge sei, wie sein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem sie mit widerstrebender Hand den Maistrauß an die Brust zu stecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Musik hörte, ging es ihm durchs Herz wie ein Schwerdt. Jetzt holte er sie ja ab und er — saß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte gesagt, wenn sie bei der Musik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, so wär's nichts.

So saß er denn stille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der andern ging langsam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung senkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es ist vorbei," sagte er endlich, als es vier Uhr schlug. „Sie haben Nein gesagt." — Er zerdrückte eine Thräne in seinem Auge und sagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht."

„Das ist ein verständig Wort," sprach in diesem Augenblick

der Pathe, der am offenen Fensterlein schon eine Weile gestanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du hast's wohl schon ausgerechnet, Hubert,“ sagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da ist nichts zu wollen. Wo der Reichthum sitzt, da sitzt auf dem Geldsack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubst du das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt ist groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu ist und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Gehn in die Messe, begleiten die Prozessionen, stehen Wache, essen, trinken und schlafen, und das ist Alles. Dabei haben sie gute Löhnung und sind gekleidet wie Barone. Willst du das nicht, so werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, so etwa im „Heiligen Geist.“ Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt dir auch das nicht, so will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die habens auch gut. Du sparst dir etwas überall. Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das ist eine schlimme Nachbarschaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tausend Verdruß ist die Folge.“

„Ihr habt recht, Path',“ sagte mit bebender Stimme der arme Junge; „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?“

„Daß die gut verpachtet werden, dafür sorg' ich,“ war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe dir's auf. Ist dir das recht, so schlag' ein!“ Er hielt ihm die Hand hin und Hubert schlug ein, und als der Path', der noch einen Besuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extragläschen trinken wollte, zurückkam, stand Hubert unter der Thür, fix und fertig. Ein Bündel hing auf seinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze saß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!“ sagte er.

Der Path' war erstaunt. „Vorgethan und nachbedacht," sagte er, „hat Manchem schon groß Leid gebracht."

„Ich will nicht mehr hier bleiben!" war Hubert's Antwort.

„So komm' in Gottes Namen," sagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze sich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber so redsprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging still dahin und bewegte in seinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Rose trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage sagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit einem Nachbar seinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelschmied, hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will dir an selbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird dir gute Dienste thun." Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, desto besser es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beschäftigung war, kamen seine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief schreiben," sagte er zum Pathen, „so geh' ich morgen früh fort!" Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu schreiben, und er mußte also noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!" rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich dich doch, guter Hubert," rief sie ihm zu. „Ach, ich wär' gestorben, wenn du weggegangen wärst, ohne mir Adje gesagt zu haben!"

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willst du fort?“ fragte sie so süß.

„Ich muß ja,“ sagte er endlich. „Dein Vater gibt dich mir nicht, und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit dir kosen. Sie bewachen dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns Beiden!“

„Ich weiß es,“ sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns schnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach,“ sagte sie. „Ich war bei deinem Pathen und habe dich gesucht. Er sagte mir, du seiest da herausgegangen.“

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen. Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er mochte machen was er wollte. Aller Frohsinn war gewichen, und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft sich, oft ihrem Manne bittre Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen stehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen, und

wenn einmal der Bettelbub vergessen sei, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das, und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sei gut, daß der Jung fort sei. Es würde bald heißen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

III.

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimat, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiedersehe?
Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: aus den Augen, aus dem Sinn, war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu ächt dazu oder wie Hubert's Pathe sagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg, als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wart', dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Kaffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum sagte er zu Annchen: „Kind, wenn du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm' herein, wenn du nach Ahrweiler kommst.“

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst du dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich

schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sei du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans."

So was schlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der sich verdingen will," und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern." Es drückte ihm schier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen, und da hatte er auf dem Kreuzberg, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging.

„Sei gescheidt, Hubert," sagte er. „Meinst du, das Köln wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen bist du dort, ganz gemächlich, du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen" war. Pah, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist du gewiß, daß dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Nest muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! Ich wette, du kriegst die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, du hast die siebente Ader von deinem Path, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen sollen dich geleiten. Sei brav und fleißig und spar' dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Nas'!"

„Ja Pathe," sagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Nase

drehen will, muß früh aufstehen.“ Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; als aber die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich ins Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Köln kam. Am Wege stand ein Kreuz — denn die Kölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legte seinen Bündel neben sich ins Gras und streckt die müden Glieder auf den dürren Rasen aus.

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tag und der ganze Zustand Hubert's, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So war's denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimat träumte, dann, ohne daß er's merkte, schlafend und so allmählig in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dies war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingedußelt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, so ein ächter „Drickes“ voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing sich's um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken

entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selber kommen konnte. Es kostete ihn wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sei. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und sich es nicht verhehlen konnte, er sei ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort, und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gras zu dessen Füßen? Ist es zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westensäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurkölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Bandelier hat, also ein Korporal ist, so Einer, der Etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns just Einer, der sich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Ueberdies, fährt er in seinem Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen Etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund,“ sagte er zu Hubert, „du heulst ja, als wär' dir das Allerschlimmste passirt. Wie steht's?“

Der Jung von Altenahr fährt zusammen, als er die rauhe Stimme hört und sieht den Fragenden an, wischt die Thränen weg, zieht seine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat,“ sagt er darauf mit weinerlichem Ton, „mir ist wohl das Allerschlimmste passirt, denn die Heimat hab' ich verlassen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu suchen, und als ich hier schlafe, stiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll, denn ich bin fremd und hungre wie ein Wolf.“

Dem Korporal fuhr's übers Gesicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das ist schlimm,“ sagt' er drauf. „Dem Bündel kannst du Adje sagen. Der's mitgenommen, bringt dir's nicht wieder; aber wenn du Hunger und Durst hast, so komm' mit mir. Dort am Bajenthurme liegt ein Häuslein „zum Muttergottesbildchen,“ da wollen wir einkehren und du sollst essen und trinken, so viel du willst, ich bezahl's. Ein kurfürstlicher Soldat hat immer Geld für so etwas. Sei gutes Muths und komm'!“

Der Hubert meinte, es müsse diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, besinnt sich nicht lange und geht mit ihm.

Bald ist das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländischen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat sieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hinthat; aber so ein junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es selbst noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Essen allmählig langsamer geht, fragt er ihn: „Was willst du denn nun anfangen in der Stadt Köln?“

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten“ ist?“ fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?“ erwiedert der; „aber was willst du da?“

„Ei,“ sagt Hubert, „da wohnt Einer — ja, den Namen hab' ich rein vergessen in meinem Leid — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Stern. Kennt Ihr ihn vielleicht?“

„Gott behüte!“ sagte der Soldat. „Willst du aber in der ungeheuern Stadt Köln Einen suchen, dessen Namen du nicht weißt, Freund, dann ist's aus. Auch wär's schad' für einen Kerl, wie du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Besseres für dich!“

„Was denn?“ fragte Hubert.

„Ei, sieh' mich 'mal an, wie gefällt dir die Uniform?“

„Prächtig!“ rief Hubert.

„So kannst du auch eine kriegen und Geld dazu, Essen, Trinken und eine Schlafstelle. Niemand hat's besser, als unser einer. Alle Welt hat Respect vor ihm. Er ist ein freier Herr, so eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; sie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, so stechen wir fluggs Alle aus.“

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe,“ sagte traurig Hubert.

„Närrchen,“ versetzte der Korporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommst du 'mal heim, so gefällst du erst deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grausam schön stehen!“

„Darf denn ein Soldat heim?“ fragte der Junge neugierig.

„Das versteht sich; kriegt Urlaub, wann er will,“ entgegnete der Korporal. „Er kapitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.“

„O weh, zehn Jahre!“ rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim.“

„Das darfst du auch,“ sagte der Korporal. „Der Kurfürst ist ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn sie nur brav und gehorsam sind. Er ist gar nicht hitzig auf das Behalten

und kriegt deren mehr, als ihm lieb ist. Das mit den zehn Jahren ist nur so ein Geschwätz. Du weißt, so etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Mensch, der nicht vernagelt ist, voran-kommen, avanciren nennen wir Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre schon Korporal. Nun heißt's: Herr Korporal hinten, Herr Korporal vorne! Schönes Geld, schöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, du bist, ehe ein halbes Jahr um ist, Korporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?"

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Korporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Sol-datenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Kame-raden sagten, der Korporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sei's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand in Wachenstehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraume den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden sein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig sah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Pathe hatte geschrieben: „Lieber Hübert, du bist ein Esel; sonst wärst du nicht Soldat geworden. Meinst du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische

Gedanken!“ Das brach ihm schier das treue Herz. Im Dienste war er ein Muster. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Funken, mied er strenge. Am liebsten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückseligen Tage, wo ihn der Korporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von so schwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben sich baden sah, auch Lust fühlte, in den Wellen des Rheines die fast verlernte Kunst des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlähmten Kräfte zu erfrischen und zu stärken. Er ging in die Weiden und entkleidete sich. Mit kräftigem Arm und rechter Lust theilte er die Fluth und schwamm, leicht wie ein Fisch, umher.

Plötzlich sah er einen Knaben unfern von sich, sich bäumen, zurückschlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er schwamm mit ihm ans Ufer und begann zu reiben an ihm. Mehrere Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu sich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein stattliches Haus und verkündete hier seinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die besten Speisen und Getränke wurden ihm vorgesetzt und der Vater des Knaben setzte sich zu ihm.

„Wo bist du denn zu Hause, mein Sohn?“ fragte mit herzgewinnendem Wesen der schon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!“ versetzte Hubert.

„Aus Altenahr?“ fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erst in letzter Woche gewesen. Kennst du den Hofbauer?“

„Wie sollt' ich nicht,“ sagte Hubert, „er ist ja mein nächster Nachbar.“

„Wie heißest du denn?“ — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte seinen Namen und bezeichnete die nähern Umstände, allein der Herr kannte weder ihn, noch hatte er seinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn gewesen, daß eine Glutröthe beim Namen des Hofbauers Hubert's Wangen überzog. „Ich will dir sagen, was ich dort that. Der Hofbauer,“ fuhr er fort, „will seinem Schwiegersohn den Erbpacht sichern.“

„Seinem Schwiegersohn?“ fragte bleich werdend Hubert. „Wer ist denn der?“

„Der Pitter Krakel,“ sagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen aussprach, da schwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er sank in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß.

Erschrocken faßte der Herr seine Hand. „Dir ist unwohl, mein Sohn, sagte er. Soll ich dir einen Arzt holen lassen?“

Hubert schüttelte leise mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn schnell, hier müsse ein anderer Grund für den Anfall gesucht werden.

„Ist's denn schon fertig?“ fragte er leise.

„Die Uebertragung des Erbpachts oder die Heirath?“ fragte der Herr. „Keins von beiden,“ antwortete er sich selbst. „Erstlich will das Annchen den Pitter Krakel nicht, und dann ist er ein liederlicher Geselle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker- und Weinbau versteht.“

„Du scheinst großen Antheil an der Sache zu nehmen,“ fuhr er fort; „sei 'mal recht offen und erzähle mir, was du auf dem Herzen hast!“

„Ach, Herr Notar,“ sagte Hubert, „was kann es Euch helfen, wenn ich euch auch Alles erzähle? der alte Hofbauer, das seh' ich, bleibt auf seinem Kopf, und das liebe Annchen wird am Ende, um des Quälens los zu werden, Ja sagen. Dann hat das Lied sein Ende und mir wär's besser, ich läge im Rhein oder im kühlen Grabe. Was thu' ich noch auf der Welt?“

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Hubert's Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er in Köln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm seines Herzens mittheilen konnte. Er hatte sich an keinen unter seinen Kameraden anschließen mögen, weil sie sich alle einem wüsten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergessen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erschloß er dem Theilnehmenden sein Herz, und daß er es keinem Unwürdigen erschlossen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, sagte der Herr: „sei gutes Muthes! so viel hab ich weg, daß dir das Annchen treu ist. Hast du etwas zu bestellen, so trag' mir's auf. Ich gehe ehestens wieder hin und will's ihr selber ausrichten."

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, sagt ihr, wie lieb ich sie habe und sie solle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürsten einen Kniefall thun, daß er mich loslasse!

Das versprach der Herr, und reich beschenkt verließ Hubert das schöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in seine Seele gekommen und es war ihm, er wußte selbst nicht wie, als müsse noch Alles gut gehen.

Acht Tage später stand er im Schlosse zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunsch, nur einmal den Kurfürsten zu sehen und ihn zu sprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geistlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit seinen Kameraden keine Gemeinschaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun so dastand, kam allein ein alter Herr in schwarzer geistlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es sei so einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürsten seien, als Kapläne und dergleichen.

„Faß' dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam

und er das gutmüthige Gesicht sah, sagte er: „Hochwürden, was ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?“

„Warum denn nicht?“ war des alten Herrn Antwort. „Willst du ihn einmal sprechen?“

„Ach ja,“ sagte Hubert darauf; „ich hab' so etwas auf dem Herzen.“

„Sag' mir's,“ versetzte der geistliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich will's ihm sagen.“

„Am liebsten sag' ich's ihm selber, denn Ihr vergeßt mir's doch,“ bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Trauest du mir so wenig zu?“ sagte er.

„Das grad' nicht,“ lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das so geht. — Doch — wenn Ihr so gut sein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank.“

„So rede!“ sagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Korporal Honnef gekommen bin,“ sprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm ins Wort: „Was sagst du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!

Da war des Jungen Zunge gelöst. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Korporal gemacht.

„Und du hast Haus und Gut daheim?“ fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden,“ antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armseligen Pacht geben müssen und so geht mir's zu Grunde.“

„Wie heißt du denn?“

„Hubert,“ sagte der Jung.

„Aha, ich hab' schon von dir gehört,“ sprach der alte Herr. „Warst du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?“

„Ach nein,“ sagte Hubert, „ich hab' ihn bloß herausgeholt.“

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre,“ sagte er, „du kannst dich drauf verlassen, daß ich es dem Kurfürsten melde. Es ist so

gut, als hättest du es ihm selber gesagt, und du sollst es erfahren, daß ich's nicht vergesse.“

„Gott lohn's!“ rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der andern. Es wurde Herbst und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

Der hat's doch vergessen, sagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiedersähe, um ihn zur Rede zu stellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchen's Grüße und die bündigsten Versicherungen der Treue, das erhob sein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie seines musterhaften Lebens wegen zum Korporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los gewesen und hätte er müssen auf Erbsen heimgehen, wie die Leute nach Kevelaer wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn sein Path' schrieb ihm, als er ihm seine Korporalschaft melden ließ: „daß du nun ein Korporal geworden bist, hatte mich erfreut, wenn ich mich nicht drüber geärgert hätte. Da läßt du dich ins Soldatenjoch spannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen fast ruinirt. Deine Güterläppchen saugen sie aus, und ich fürchte, wenn du zurückkommst, schmeckt dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es ist wie der Hofbauer zu Altenahr sagt: „mit Wasser backt man keine Pfannkuchen. Mach' daß du loskommst. Das Annchen pfeift dir was, daß es dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer ist und beim Mailehen in den Rummel kommt.“ Das schrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem spätern Briefe schrieb er ihm: „Du kannst eine Messe lesen lassen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von Olbrück nicht gefielen. Der Pitter sollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit seiner Frau sich in den Ausenthalt setzen; aber der that's absolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach' daß du heimkommst, denn es löffeln noch Drei um

das Annchen, und im nächsten Mailehen kann einer in den Säckel steigen, wer's haben will. Man meint das Mädel hing' voll Gold!"

Ueber diesen Brief brummte der Hubert, weil er so ohne Respect von dem Annchen sprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit gesagt.

IV.

Wenn der Baum grün ausschlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne scheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'schicht,
G'schicht halt nicht heute.

Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigsten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte sich schier die Augen aus und nahm sichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es seine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte sagen sollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner gewesen. Der alte Krakel sagte: „Es gibt sich, es macht sich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'." Der Pitter sagte: „Wartet's ab, Vater, wie es sich macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür ins Haus gefallen, so stünd's besser. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, so wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und säße warm; aber so muß Alles quer gehen!"

„Ja, du liederlicher Bub," polterte da der Alte, „seit du Maischultheiß bist, gehst du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten ist dir ans Herz gewachsen. Das hat dich empfohlen! prächtig empfohlen!"

Da schwieg der Pitter still und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebissen."

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel sagte? O freilich! Der Pitter war ein geiziger Tagedieb gewesen; aber darum weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal sagte: sparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rath' hält, kriegt kein Kastenmännchen, und wer das Kastenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub ins Fleisch gewachsen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maischultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen spannte, sagte er: „Pitter, du mußt's laufen lassen!" Das that nun auch der Pitter. Und als sie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachtessen nicht abwarten. Da kam er denn auch ans Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habsucht und Geiz in ihm steckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr rasten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er sagte drauf: „habt Ihr's nicht gesagt, ich soll's laufen lassen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!" — Später, als er so alle Tage im Solo gewann, sagte er, wenn der Vater brummte: „ich fordre Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich selbst!" mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel sein Wort gegeben, der Pitter solle das Kind zur Frau kriegen. So ganz fest war's freilich nicht, und Handstreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm sichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hause.

„Du hätt'st nicht gleich zuzutappen brauchen!" sagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!" versetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!" versetzte sie.

„Ja, Allerweltsklugheit, du hörst das Gras wachsen, ich weiß es wohl," sagte er.

Nun wurde sie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr ins Haus. Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ sich nicht sehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörst du,“ sagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegslist erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbst gehoben werden, so läßt du dem Herrn Baron schreiben, er solle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung stellen, das Annchen müsse ihn heirathen. Wir Zwei setzen uns in den Ausenthalt und geben unser Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichsten Leben.“

Dem Hofbauer, der ein sehr beschränkter Kopf war, gefiel das schon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Mal der Herr Baron selbst.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber der will wissen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällts schief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler ist und sagt: Nein.

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der sieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er bessert sich. Beim nächsten Mailehen steigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt sich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbst kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder, und nach seinem Grundsatz, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffte er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshaus geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

„Kind,“ sagte er, „du warst sonst so froh und nun bist du so traurig. Hast du was Liebes und darfst es nicht sagen? sei zutraulich, ich meine es gut. Willst du den Pitter, so soll er fluggs Hofbauer sein?

„Ach Gott, nein!“ rief Annchen.

„Also du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen dich zwingen? Nicht so?“

„Ach ja!“ war ihre leise Antwort.

„Halt!“ rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll dir viel tausend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?“

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt du Niemanden in Köln, der dich könnte grüßen lassen?" fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand" — sagte sie endlich — „aber —"

„Gelt, du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich dir aber sagen." Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tod errettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

„Glaubst du mir's nun, daß er mir viel tausend Grüße an dich aufgetragen?"

Sie nickte.

„Und er läßt dir sagen, nur noch acht Jahre sollest du ihm treu verbleiben."

Sie seufzte leise.

„Das ist lange, Kind," sagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken."

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer," sagte sie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!"

„Dafür sei ohne Sorgen. Ich geb' dir mein Wort, daß er dich nimmt, denn er hat dich viel zu lieb. Willst du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?"

„Ja, ja!" rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

Das war eine schwere Probe, sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andre und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!" rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Eure Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden."

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie gesprochen.

Ganz gebeugt schlich der Hofbauer weg und Abends sagte er zu seiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh ins Ohr gesetzt. Wer's aber sollt' gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das ist eine dunkle Geschichte. Weißt du, was er sagte: Der solle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!"

„Dann wird's der Hubert!" sagte die Frau.

„Lieber sollt's mir der Schweinshirt werden!" kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal," höhnte die Frau, „ist's denn am Ende nicht einerlei? Wenn sie ihn lieb hat und absolut nicht anders will, so ist mir's recht."

„Mir aber nicht!" rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!"

„Oho!" rief die Frau. „Warst du denn so reich, als du durch mich Hofbauer wurdest?"

Darauf schwieg er; aber er sagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben."

„Hast du's hinter meines Vaters Rücken besser gemacht?" fragte sie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Esel den andern Langohr heißen will! Wenn doch das Alter so alle Gedanken an die Jugend ausgelöscht hat!" Sie legte sich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber setzte seinen Starrkopf auf und schwur, der Hubert solle sein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er schon gescheidt machen. Und über diesen Gedanken schlief er ein. Am andern Morgen reiste der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter ins Haus mit seinem Vater und seiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, sie solle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbst der Pastor kam und redete ihr zu.

Aber wann sie nach Ahrweiler kam, sagte der Path': „Halt' aus, Kind!" Und wann sie an den Herrn Baron dachte, so fiel ihr, ihr Wort ein und sie hielt sich wacker.

War Musik im Dorfe, so stellte sie sich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müssen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ sich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen seufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie sah voraus, daß Pitter sie wieder steigern würde, und das lag ihr centnerschwer auf der Seele. Sie würde gern sich haben zum Nummel zählen lassen, wenn nur der verhaßte Pitter sie nicht als Mailehen abermals ersteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen versammelt und im Kreise die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maischultheiß erwählten Pitter und sagte:

„Herr Maischultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen steigern?"

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr seid kein Jung mehr und habt eine Frau, das ist gegen allen Brauch."

Die Schöffen bejahten das.

„Nun," sagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Andern steigere, der nicht da ist, gilt das?"

„Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen," sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man solle den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so Etwas geschehen könne.

Der Aelteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig."

„So wär's entschieden!" sagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!" rief hastig der Maischultheiß, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. „Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unserm Land, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?"

„Ja," sagte der Baron ruhig, „sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. „Ist mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da ist nichts zu sagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gefragt, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Bursche, die sich durch einen solchen Mitsteigerer geehrt fühlten, andererseits aber auch sich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron ist so gut, als das unsrige und das Recht ist für ihn!"

Annchen kam zuerst wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern stießen ihn mit dem Ellnbogen in die Rippen und fragten: „Was ist das?"

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß du siebenmal verdammt wärest!" brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!" rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!" darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entstand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu sehen, was jetzt kommen wollte, denn sie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter saß leichenblaß da und schwieg, obwohl seine Lippe bebte.

„Ei, so schlagt mir doch das Mailehen zu!" sagte Herr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!"

„Du auch nicht, Pitter?" fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich gesteigert," wandte sich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sei's nicht just im Kopfe.

Nicht leicht hätte Etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können, als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. „Für wen wird er gesteigert haben?" fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sei für seinen Sohn und das sei ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sei und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer stritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrschaft. Die Ehre, die seinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand gesetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Nasen und sagten: Man meint, das Annchen sei denn doch ein Edelfräulein! Und ist doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es ist, als ob keine hübsch im Flecken sei, wie sie und — dabei sahen sie in die kleinen Wandspiegel, es sind doch auch noch Andere da, die sich mit ihr messen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?" fragte seine Frau schon in der Thür. „Ist es wahr, daß der Herr unser Kind für seinen Sohn gesteigert hat?"

„Freilich ist's wahr," sprach noch immer zwischen den Empfindungen schwankend der Hofbauer.

Die Frau stand verblüfft da und schlug die Hände zusammen.

„Wer hätte sich so Etwas denken sollen?" sagte sie und starrte ins Blaue hinaus.

„Du!" sagte ärgerlich der Mann, „denn du bist ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!"

Er ließ sie stehen und ging ins Haus. Diesmal schwieg Trine, was sonst ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund schloß, sondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereignisses, die keinem andern Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl sie auch ungern sah, daß Pitter neben dran kam, so kitzelte sie doch die Ehre; denn innerlich war sie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte sie bisweilen zu andern Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber saß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitter's los zu sein, gedachte sie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, sie könne Hubert's Mailehen sein! Seit langer Zeit lag ein heitres Lächeln zum ersten Male wieder auf dem lieblichen Gesichtchen, und der fast schleichende Gang wurde wieder zu jenem elastischen, hüpfenden, der ihr sonst eigenthümlich gewesen.

Altenahr hatte einen Stoff des Gespräches, der gar nicht zu erschöpfen war, und je näher die Kirmes kam, desto wichtiger wurde er und desto lebhafter beschäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die so sehr ersehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück spiegelblank gescheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als sein Wagen anfuhr, eine schwere, alte Karosse, da lugte sie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm sei; aber er stieg allein aus. — Also doch nicht! — seufzte sie aus tiefer Brust. Also doch nicht! und das thränenschwere Auge blickte zum Himmel. Dann setzte sie sich auf das Heu, stützte das schöne

Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuschte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnstube getreten und hatte also zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunsch ausgesprochen," sagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, so hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Act aufnehmen lassen und unterschrieben. Ihr wisset, daß ich die Bedingung gestellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag sie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das ist ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen ersteigert und kann sie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte sagen, wem ich sie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So ist's. Ruft mir das liebe Kind!"

Dem alten Hofbauer stockte der Athem in der Brust. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach gnädiger Herr," hob sie endlich an, „Ihr solltet doch nicht so hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter ist doch ein braver und auch reicher Jung, und —"

„Thut mir den Gefallen Frau Trine und schweigt mir von dem Pitter still. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, so geht mich's nichts an, so nehm' ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihr's für recht haltet."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte die Frau, „darf dann unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?"

„Ruft mir mein Mailehen," sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn so traurig, mein hübsches Mailehen?" fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, dich froh und heiter zu finden, weil du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich 'mal an," fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich dich denn an einen Andern abtreten; aber ich wollte dich doch erst fragen, ob er dir auch recht ist.

Kennst du den Korporal von der dritten Compagnie in Köln?“ fragte er. „Es ist ein Jung, wie schöner keiner in Altenahr ist und brav, wie kein andrer.“

„Ach, ich will keinen Soldaten!“ rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind,“ sagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will dir dann einen Andern vorschlagen Ich hab' einen Bedienten seit einem Monate, der ein Prachtjung ist, so will ich dir den geben?“

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!“ sagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen lassen, daß du ihn siehst,“ sagte Olbrück.

Er machte das Fenster auf und winkte seinem Kutscher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein stattlicher Soldat herein. Alle sahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!“

„Das ist der Korporal, dem ich dich abtreten wollte, den du aber nicht willst.“

„Korporal Hubert, ruf' er meinen treuen Diener!“ sagte der Baron.

Annchen stand verblüfft, hielt aber Hubert fest an der Hand.

„Ach — ach“ — sagte sie stockend, „den — ja den nähm' ich schon!“

„Abgeschlagen,“ sagte Olbrück. „Du sollst frei wählen!“

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte sich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr,“ rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht gesagt? Ach, seid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!“

„Dummes Ding!“ kollerte der Hofbauer. „Ist nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat dir ja den freien Willen gelassen?“

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie starrten ihn alle Drei an.

„Da ist mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der sie herzlich an sich drückte.

„Nun, Hubert,“ sprach Olbrück, „nimm sie als dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer versagten die Gesichtsmuskeln ganz den Dienst. Er sah starr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er sich und fragte: „Herr Baron, ist denn das Ihr Ernst?“

„Mein gründlicher Ernst!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte sich ein besseres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als sie das Glück des Mädchens sah.

„Noch mehr,“ sprach Olbrück, „er soll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und sein Zorn regte sich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ sagte Olbrück, „der Erbpacht ist dein, wenn du einen Jungen zum Manne nimmst, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willst du ihn zum Manne, so schenk' ich dir diesen Act, sein Name steht schon drinnen, er ist unterschrieben und besiegelt!“

„Ach, ja!“ rief das Mädchen und verbarg sein Gesicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht ist!“

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht scherze.

„Was meinst du dazu, Trine?“ fragte er seine Frau. Die lächelte und sagte:

„Alte Liebe rostet nicht! Ich hab's schon lang' gewußt.“

„Ich auch,“ sagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß seine Frau klüger erscheine als er.

„Ei, wenn du denn denkst,“ sagte sie, „mir ist's recht.“

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr und sagte dann endlich: „Wenn's nicht anders ist, so soll mir's auch recht sein."

„Bravo!" rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie staunten die Altenahrer, als Hubert sein holdes, jetzt rosig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie staunten sie, als sie hörten: Annchen sei Hubert's Braut!

Pitter ließ sich nicht sehen die ganze Kirmes über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmestag wurde seine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen richtig, der Tochter von Hubert's Pathen. Abends brachte er sie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit seinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumschwang.

Nachdem der Pastor die beiden Paare zugleich ausgerufen, hielten sie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit seiner Familie von Köln herauf und es war ein lustiger Tag, ein heitrer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert sein geliebtes Weib küßte, sagte er leise zu ihr: „Nun bist du mein Mailehen für immer!" Und sie lächelte selig und sagte leise: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu dir zu schleichen und Rumpen flechten helfen!" „Und mir holt keiner die Mütze!" setzte Hubert lachend hinzu.

„Nun ist's aber Zeit, daß wir gehen," sagte mein alter Führer und die schärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und scheidend dankte ich dem Greise für die Mittheilung der Geschichte. Möge sie Andern so zusagen, wie sie aus dem Munde des Alten mir zugesagt hat.

Das

Gotteshäuschen

und

seine Bewohner.

Eine Volksgeschichte aus dem Jahre 1689.

I.

Heute reich und morgen arm;
Heute Lust und morgen Harm;
Was heute steigt, das morgen fällt,
Das ist der alte Gang der Welt.
Rheinisches Sprüchwort.

Es ist wohl ein schönes Fleckchen der Erde, wo da unten am Rheine das alte Bacharach liegt, man mag es betrachten von welcher Seite man will. Die Berge von Trechtingshausen bis hinab zum Niederthal haben den Rhein umschlossen, als sei er ein See, der nicht weiter hinab und nicht weiter hinaufreiche, und an einem sanft geschweiften Busen dieses See's liegt nun das alte Städtchen so stille, so lebenlos, als sei's ausgestorben. Wenige Kähne und Schifflein liegen im Hafen so ruhig, als träumten sie von früheren Zeiten, wo sie die Wellen durchschnitten, und das sei gar lange her, und es ist, als seien die munteren Schiffer alle gestorben, seit die brausenden Dämpfer vorüber sausen.

Die alten Mauern sind geschwärzt, die Thürme sind dachlos, die hochgiebligen Häuser sehen so traurig auf den Rhein, als habe er alle Herrlichkeit in seinen Fluthen begraben, und nur die Ruinen stehen gelassen, diese trauernden Ruinen einstiger Größe.

„War denn das immer so? —"

Nein! Es gab eine Zeit, wo dies todtstille Städtchen voll Leben war; wo der Weinhandel des ganzen Rheingau's hier seinen Stapelort hatte; wo die berühmten „Gabelungen" Käufer aus allen Gegenden hier vereinigten; wo diese alte Stadt im Bunde der Hansa eine bedeutende Rolle spielte; wo der Reichthum hier

wohnte; wo der Hafen einen Mastenwald wies, wie keine andere Rheinstadt von dieser unansehnlichen Größe. Ja, damals wohnten noch die Herrscher droben auf Stahleck; damals standen noch die Altäre in Sanct Werner, und die Gesänge hallten weit hinaus ins schöne Rheinthal.

Ach, die Zeit ist schon seit manchem Jahrhundert vorüber und die Ruinen droben auf der Höhe und hier unten am Ufer des Stromes haben schon gar lange getrauert.

Und diese Pfalzgrafen waren milde Herrscher, und gaben reichlich, wo es galt, zur Ehre Gottes zu bauen und Anstalten zum Heile der leidenden Brüderwelt zu gründen.

Es ist ein Zeichen wunderbaren Waltens, daß, obwohl der Sturm der Zeiten die Zeichen weltlicher Macht und Größe verweht, fast spurlos vertilgt hat, die Stiftungen einer durch den Glauben erzeugten Liebe, wenn auch nur theilweise, alle jene Stürme überdauert haben.

Zwar ist die Kapelle des heiligen Geist-Hospitals auch eine Ruine geworden; zwar ist das Siechenhaus nicht mehr zu finden, und die Wohnungen der unverschuldeten Armuth sind theilweise längst zu Bürgerwohnungen geworden; gleichwohl stehen da droben auf der alten, geschwärzten, vom unerbittlichen Zahne der Zeit vielfach benagten Stadtmauer die „Gotteshäuschen" heute noch, die einst die alten frommen Pfälzer stifteten, daß darin die Armen miethefrei wohnen und ein Obdach und eine Zuflucht gewönnen in den Tagen, in denen ein Jeglicher sagt: „sie gefallen mir nicht," und die um so drückender sind, wenn die Noth sich zur Schwäche, wenn die Armuth sich zur Unfähigkeit gesellt, das liebe Brod durch den Fleiß der eigenen Hand zu erwerben. Die Armuth der Alten ist doppelten Mitleids werth.

Ja, sie stehen noch, diese „Gotteshäuschen," während alle Herrlichkeit gewichen ist und das Leben sich verlaufen hat, und es so stille hier geworden ist, als sei niemals ein anderer Zustand da gewesen. Sie stehen noch, und dienen noch der Armuth als Hafen des Friedens und der Ruhe, diese Denkmale christlicher Liebe der Vorzeit! —

Es ist ein kurioser Namen: „Gotteshäuschen;“ aber er klingt herüber aus einer alten, längst untergegangenen Zeit, und er sagt doch genugsam, wo der Keim ihres Daseins lag, und ihre Bestimmung, welche trotz des Wechsels der Zeit und der Verhältnisse sich völlig gleich geblieben ist, deutet's noch bestimmter an. Welche Bedeutung sie hatten, und wie die Dankbarkeit sie hoch hielt, das kündigt sich in einer, wenn auch lückenhaften „Chronik“ dieser „Gotteshäuschen“ an, die ein dankbarer, schriftkundiger Insasse derselben verfaßt hat um das Jahr 1689.

Sie ist mit andern, frühere Zeiten und ihre Zustände schildernden Fragmenten in die Hand eines Mannes gekommen, der, was er besitzt, nicht neidisch verbirgt, und die Begebenheiten, die in diesen Blättern geschildert sind, mögen als Ausfluß derselben betrachtet werden. Wenn sie auch für frühere Zeiten lückenhaft sind, diese einfachen, ehrlichen und treuen Schilderungen; wenn auch ein beschränkter Gesichtskreis ihnen eigenthümlich ist, gerade für das Jahr 1689 sind sie reich, umfassend und in den bestimmtesten Umrissen gegeben, so daß mit Grund vermuthet werden kann, der Chronikschreiber habe damals gelebt, zumal die Umständlichkeit den Augenzeugen vermuthen läßt und das Enden mit dem Jahre 1689 und seiner Katastrophe die Unterstellung begünstigt, der Verfasser habe dies Unglücksjahr nicht überlebt oder doch nicht sehr lange.

Damals trug die Stadt noch das Gepräge ihrer früheren Herrlichkeit, wenigstens das Gepräge im Aeußern. Sanct Werner erhob noch seinen jungfräulich schlanken Bau hoch empor, und durch die gemalten Fenster drang das Sonnenlicht ins Innere; die Heilige Geistkirche sammelte noch die Andächtigen in ihren heiligen Räumen; das schöne Gebäude der Münze stand noch, wenn auch längst das Gepräge der Stadtmünzen aufgehört hatte; der Saal, dieser merkwürdige Burgbau, mit seinen Hallen und Sälen, seinem Kaufhause und Verließen reckte noch seine durch Zinnen verzierten Mauern hoch über die Häuser hinauf; die Freihöfe eines reichen Adels standen noch in ihrer schwerfälligen Pracht, wenn auch der Adel aus der Nähe der Franzosen sich wegbegeben hatte, um nicht

bis auf den letzten Tropfen Bluts ausgesogen zu werden. Die fünfzehn Thürme der Mauern, und diese selbst, befanden sich im besten Stande, und droben auf Stahleck war die alte Macht noch sichtbar in Thürmen, Mauern, Bastionen und Wohngebäuden. Leider trat den Boden, wo die großen Hohenstaufen und die Wittelsbacher gewandelt, der Fuß des wälschen Eroberers; es wirthschafteten dort die Horden des allerchristlichsten Königs, Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich, der voll christlicher Liebe die arme Pfalz in einen rauchenden Trümmer- und Schutthaufen verwandeln ließ. Es wimmelte in der Burg und in der Stadt von Franzosen. Mit frechem Uebermuthe behandelten sie die Bürger, die mit unterdrücktem Zorn und ohnmächtiger Wuth umherschlichen, kaum fähig, länger die Bürde zu tragen, die sie schier zu Boden drückte.

In jedem Herzen lebte eine bange Furcht; denn man wußte, wie diese „Pfalzvergifter," wie sie das Volk nannte, in andern Orten und Städten gehandelt, wie sie sie ausgeplündert und dann niedergebrannt hatten. Mußten die armen Bürger nicht Gleiches erwarten, obwohl der Commandant menschenfreundlich war?

Jeder hatte darum sein Bestes verborgen an sicheren Orten, und im Schooße der Erde ruhte mancher Schatz, der, weil der, welcher ihn verborgen, starb, in späteren Zeiten einen Menschen glücklich zu machen bestimmt war, wenn es ihn anders beglücken konnte und in die rechten Hände kam.

Es war eine traurige Zeit, und über der armen Stadt, die bereits durch Brandschatzung und Kriegslieferung nach Rheinfels und Stahleck erschöpft war, lag's wie eine beängstigende Gewitterschwüle. Man sah kein heiteres Gesicht, und um so schrofferen Abstand bildete der Leichtsinn der leichtfertigen Franzosen, vor deren Frechheit sich jedes weibliche Wesen verbarg. —

So stand's zu Anfang Octobers 1689 in Bacharach. Auch wenn die, welche in den „Gotteshäuschen" wohnten, Nichts zu verlieren hatten, was in das Gebiet des Mammons gehört, so theilten ihre Bewohner dennoch die allgemeine, kummervolle Stimmung der Bürgerschaft.

Unter der langen Reihe dieser Asyle der Armuth, welche zwischen dem „Fleischthörchen“ und dem „Münzthorthurme“ an der Stadtmauer lehnen, und mit den Fensterchen des ersten Stockwerks auf die Untergasse, mit denen des zweiten theils wieder auf diese, theils auf den Mauergang sahen, der sein Licht durch mächtige Lücken empfing, spricht uns vorerst nur das Erste in der Reihe an.

Es war nicht größer und nicht kleiner, als die übrigen auch, und faßte drei Wohnungen, deren jede aus einem Stübchen und einem Kämmerchen bestand, die alle zusammen eine gemeinsame Küche im zweiten Stock hatten, an deren ungeheuerem Herde Raum genug für die drei „Hausgesäße“ vorhanden war, wie der Chronist sich ausdrückt.

Im untern Geschosse wohnte ein alter Junggeselle, der Stadtmusikant Pankrazius Sulzbacher, ein Mann, den Sechzigen nahe, mit einem klugen Gesichte. Sein Haar war früh gebleicht, aber sein lebhaftes Wesen mochte es fast Lügen strafen.

Er war ein geschickter Meister auf der Fiedel und konnte auch die Zinke blasen und die Pauken rühren, daß es wirbelte.

Unter dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, im Waisenhause des Hospitals zum heiligen Geist erzogen, war ihm die Armuth nicht fremd. Die Unterstützung des Hospitals reichte hin, ihn zu ernähren. Sein Stübchen war das Urbild der Wohnung eines Armen. Obwohl die größte Reinlichkeit in dem engen Raume herrschte und eine musterhafte Ordnung, so fehlte doch Alles, was die Bequemlichkeit für das Alter des armen Mannes heischte. Zwei kleine Fensterchen erhellten dürftig den engen Raum. Den Fenstern gegenüber stand ein Ofen aus Thonkacheln, deren Außenseite die erhabenen Figuren von Rittern und Edelfrauen zeigte, die den Falken auf dem Daumen der linken Hand trugen. Zur Seite dieses Ofens lag ein Haufen grünen Holzes, das der Greis selbst im „Münchholze“ bei Nauheim zu sammeln pflegte, um sich damit an den kühlen Abenden die nöthige Wärme zu bereiten; denn die Sonne fand sein Stübchen nur am Abend auf kurze Frist, und nur in der Zeit des Jahres, wo sie am höchsten stand. Zur andern

Seite des Kachelofens befand sich ein hölzerner Lehnstuhl für seine müden Glieder, und vor dem kleinen Tisch ein Schemel.

An der Wand hing seine Fiedel, die seine Lust, sein Schatz und sein Trost war. Auf dem Fensterbrette stand eine Bibel, und das war Alles, was man hier sah, mit Ausnahme eines Bettes aus Spreu, wo der Arme von den Mühen und Sorgen des Lebens auszuruhen pflegte, und einigen Vogelbauern, in denen Finken saßen.

Im Tage war er selten zu Hause. Ueberall gern gesehen, fand er auch überall freundliche Aufnahme. Jedwedem sagte er die ungeschminkte Wahrheit, und wenn er auch manchmal polterte, so wußte ein Jeder, daß er es gut meine. Wurde er aber hitzig, so schlug die Flamme an allen Ecken aus. Seine Redlichkeit war unbestechlich, wie seine Treue und Verschwiegenheit.

Lange Jahre hatte er im Hause des Saalschultheißen Molina gedient, aber ein Ereigniß, von dem bei ihm später die Rede nie mehr war, hatte ihn aus dem Hause gebracht. Seitdem betrat er es nie wieder.

Obwohl er ein weiches Gemüth hatte, war ihm auf seinem langen Lebenswege nur einmal eingefallen, in den Stand heiliger Ehe zu treten; aber der Tod entriß ihm den Gegenstand seiner Liebe, und so schloß das eheliche Glück seine diamantne Pforte vor ihm zu. Zwar hatte Jungfer Ursula Kreuzhöfer ihn heiß geminnet, denn er war seiner Zeit ein ungemein schmucker Bursche gewesen, ja sie gab sich alle Mühe, ihm werth zu werden; allein er wies ihre Liebe mit Abscheu zurück, weil unter Anderem ihr Gewerbe ihm sündlich dünkte, denn sie schlug die Karte und dergleichen.

Nun war's eine arge Laune des Schicksals, daß Ursula seit langen Jahren mit ihm unter Einem Dache wohnen mußte. Ihre Liebe war, weil sie verschmäht wurde, in Haß umgeschlagen und seine Abneigung gegen sie war auch mit den Jahren gewachsen. Das war für Hausgenossen ein übler Umstand, und der Frieden stand nicht gerade auf starken Füßen, zumal Pankraz eine unbesiegbare Abneigung vor Katzen hatte, die Ursula in eben dem Grade liebte und sich mit ihnen umgab.

Diese Jungfer Ursula Kreuzhöfer bewohnte das Stübchen rechter Hand, wenn man zur Mauerthüre herein trat. Sie war etwa siebzig Jahre alt, lang und dürre, von gelblicher Farbe der Haut und kohlschwarzem Auge und Haar. Dies Auge brannte und schoß Blitze; dies Haar war noch ohne alle Spuren von Weiß, aber es flatterte in der Regel in einer nichts weniger als reizenden Unordnung um ihr langes, schmales Angesicht. Ihr Mund war groß, ihre Lippen schmal. Nur wenige Zähne waren ihr geblieben, von denen man jedoch mit Grund sagte: „Es wüchsen Haare darauf.“ Das spitze Kinn trat scharf vor und reckte sich aufwärts, als sehne es sich, die scharfe Spitze einer großen Habichtsnase zu erreichen, welche der Form eines Papageischnabels verwandt zu sein schien. —

Nichts an ihr war grandiöser, als ihre Schritte. Sie maß, durch ihre langen Beine begünstigt, einen ungemein großen Raum mit seltenem Beinwechsel. Eine schrille, gellende Stimme, zänkisches Wesen, schlaue Berechnung, ungezügelte Habsucht vollendeten das innere und äußere Bild Ursula's, das auf ein Haar einer Zigeunerin glich. Ueberdies war sie einäugig.

Wer jedoch mit Pankraz geneigt gewesen wäre, sie höchst verabscheuungswürdig zu finden, hätte denn doch sich an einer Seite ihres Wesens versündigt, aber auch nur an dieser.

Wie sie glühend haßte, so liebte sie aus tiefem Herzensgrunde, und wer dieser Liebe nur halbwegs freundlich entgegen kam, der konnte unter allen Verhältnissen auf sie rechnen, wenn nicht ihr Vortheil dazwischen trat.

So unscheinbar sie in ihren Verhältnissen schien, so wichtig war ihr Einfluß und seine unsichtbaren Fäden reichten überall hin. Sie kannte alle Geheimnisse der Stadt; war in jedes Familienverhältniß eingeweiht und griff nicht selten tief ein, ohne daß man ihre Hand wahrnehmen konnte.

Ursula Kreuzhöfer war nämlich das Orakel der Stadt, die Pythia Bacherachs.

Sie schlug die Karten den Herzen, welche in die gewundenen Wege des Schicksals neugierig hineinschauen wollten, und bei ihrer

Kenntniß der Personen und Zustände war sie sicher, alle Mal das Rechte zu treffen, was diesen Herzen zusagte. Sie drehte das Sieb, wenn ein Dieb zu ermitteln war, der sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verstand.

Sie stellte das „Planetchen," wie unser Chronist sagt, und es steht zu vermuthen, daß er das Horoskop meinte, welches dem Neugebornen die Geschicke seines Lebens im voraus ankündigte, oder den Erfolg einer Unternehmung feststellte. Sie verstand die Lineamente der Hand zu deuten; wußte eine Menge sympathetischer Heilmittel für allerlei Gepreste des Leibes und der Seele; bereitete Pflaster aus Rosenblättern und — kochte Liebestränke für steinkalte Herzen und manches Andere, was verboten war.

Da liegt in wenigen Sätzen ein unermeßliches Feld der Thätigkeit; die Anfänge unberechenbarer Einflüsse und Erfolge; die Gründe einer Scheu, die Alles mied, was sie feindlich stimmen konnte; die Quelle eines Wohllebens, das weit über den Bereich des „Gotteshäuschens" hinausreichte; aber auch der Grund, warum sie Pankraz zornmüthig mit dem Ehrentitel „Hexe" belegte. Er war bereit, darauf zu schwören, daß alle Mal in der ersten Mainacht ein sehr bedenkliches Geräusch im Schornsteine vernehmbar sei, etwa so, als ob Jemand darin aufwärts rutsche, und daß ihr schwarzer Kater mit dem Gemeinschaft habe, den Niemand ungestraft an die Wand malt, und den ein Christenmensch niemals nennt, ohne zu beten: „Alle guten Geister loben ihren Meister."

Das Stübchen, welches sie bewohnte, war gerade das Gegentheil des Wohnungsraumes des ehrlichen Pankraz. Da sah man einen kleinen Spiegel, einen gepolsterten Lederſessel, zwei andere gepolsterte Stühle mit hochansteigenden Lehnen. Ein Zulegetisch stand unter dem Spiegel, über dem ein geweihter Buchsbüschel vom letzten Palmsonntage steckte und ein zinnernes Kruzifix mit einem kleinen Weihwasserkübel daran. Vor dem Fenster war ein zuziehbarer Vorhang von grauem Wollenzeuge. Seltsame Geräthe standen auf dem Gesimsbrette über dem Fenster und kein Bett beengte den Raum. Auf dem Kachelofen lagen Wachholderbüschel zum

Räuchern, und zum Scheine lehnte in der Ofenecke eine Spindel mit dickem Rocken, der aber — nie abgesponnen wurde, weil Ursula weder Zeit, noch Lust dazu trug, sich mit so wenig einträglichen Dingen zu befassen. Hatte sie eine freie Stunde, so trotzte sie mit ihren Fortunatusschritten durch alle Gassen der Stadt, sah in alle Fenster und horchte auf Alles. Pankraz pflegte zu sagen von solchen Gängen: „Die alte Heidenhexe geht auf den Strich!"

Im Kämmerlein stand ihre schwere Truhe, ihr hochgebauschtes Bett und eine Menge Tiegel, Töpfe, Kräuterbündel und all' die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gewerbe, nebst Flaschen, deren goldner Inhalt auf das edle Gewächs rheinischer Reben schließen ließ. Da hinein ließ sie aber kein Auge dringen, und selbst Elisabeth, ihr Herzblättchen, war nie in dies geheime Laboratorium jungfräulicher Betriebsamkeit getreten.

Wer war denn Elisabeth, das Herzblättchen Ursula's? Das leitet uns zum dritten „Hausgefäß" des Gotteshäuschens, wie sich der Chronist ausdrückt.

Links der Thüre des zweiten Stockwerkes, wenn man vom Mauergange hereintrat, wohnte eine Wittwe, Frau Dreis mit ihrer Tochter Elisabeth.

Frau Dreis war eine betagte, stille Frau. Ihre Erscheinung hatte etwas Würdevolles. Man sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie bessere Tage gesehen, — daß der Kreis ihres früheren Lebens weit ab von dem der „Gotteshäuschen" lag; aber die kummerbleichen Züge, das thränende Auge, das stille Insichhineinleben, der selten sich zu einem Lächeln neigende Ernst wies auf einen dornenvollen Lebensweg hin, dessen Ausgangspunkte, wie zwei Pole sich entgegengesetzt, dort Wohlstand, hier das „Gotteshäuschen" waren. Ihr Geist zehrte an reichen Erinnerungen, während die nie ruhende Hand die Kunkel emsig drehte und den feinsten Faden spann in ganz Bacharach, wie ihr jede Frau zugestand. Die Bewohner aller übrigen, wie auch dieses „Gotteshäuschens" ehrten und liebten sie. Frau Dreis war ihre Rathgeberin, ihre Schiedsrich-

terin in Streitpunkten; ihrem stets wohlwollenden Urtheilsspruche unterwarfen sie sich jederzeit williglich.

Was alle Maßregeln der Hospitalverwaltung, aller Zuspruch der Geistlichen nicht vermochte, nämlich den Frieden in den Gotteshäuschen zu erhalten, das bewirkte meist die achtbare Frau mit ihrem klaren Geist und milden Herzen. In diesem Friedenswerke hatte sie übrigens auch noch einen Adjunkten, ihre Elisabeth, und auf deren Rechnung kam das Meiste davon.

Wenn das siebzehnjährige Mädchen so in der Mitte streitender Parteien dieser Gotteshäuschen dastand, so konnte man sie für eine Herrscherin halten; denn die empörten Wellen legten sich und Ruhe kehrte wieder, schnell, wie sie entwichen war. Und doch trug sie das grobe, dunkle Gewand aus „Beiderwolle," dessen Zeug sie selbst gesponnen hatte, und ihre übrige Kleidung hob sie um keine Linie höher, als die übrigen Genossen dieser kleinen Armenniederlassung; aber wenn ein Bildhauer diese Gestalt gesehen hätte in ihrem wundersamen Ebenmaß und in der Anmuth und Lieblichkeit der Formen, auch sein superfeines, scharfes Auge hätte keinen Tadel finden mögen vom zierlichen Füßchen, das sich züchtig unter dem langen Rocke barg, bis zum kleinen, weißen Händchen, durch dessen feine Haut die blauen Adern sichtbar waren, und von da bis zum üppigen Reichthume der blonden Haare, die sich durch das schwarze, wollene Käppchen gar nicht wollten bändigen lassen, selbst wenn sie's am Sonntage mit einem Sammtkäppchen vertauschte. Und wenn so ein Maler, der die hübschen Heiligenbilder zu malen pflegt, in das Gesichtchen geblickt hätte, in das Gesichtchen von „Milch und Blut" und in die großen, blauen Augen, in die man so tief hinein sah, wie in den wolkenlosen Märzhimmel, und hätte die hohe Stirne voll Adel angesehen und die Grübchen im Kinn und in den Wangen und den frischen Mund, ich glaub's fest, er hätte ein Heiligenbild darnach gemalt, ob nun eine heilige Jungfrau Maria, eine Cäcilia oder eine von den zehntausend Jungfrauen zu Köln, die der alte Meister Wilhelm so schön gemalt, ist mir einerlei.

Doch über der äußern Schönheit des Mädchens lag Etwas,

wofür die Leute keine Worte finden konnten, was aber wundersam hinriß, so daß man das Auge gar nicht hat von ihr schlagen können. Dies war die Reinheit und Taubenunschuld ihrer Seele; dies war der innere Frieden, der nur da wohnt, wo ein reines Herz schlägt.

Diesem Mädchen zu widerstehen, war kein Mensch im Stande. Selbst die wildesten Zänker im „Gotteshäuschen" fügten sich mäuschenstille, wenn sie erschien; die Kinder hörten auf zu schreien und ein heiteres Lächeln schwebte über die schmerzdurchfurchten Züge des Dulders auf dem Siechbette, wenn sie zu ihm trat und einen Trostspruch zu ihm sprach. War es ein Wunder, wenn die jungen Burschen der Stadt, reich wie arm, selbst den weitesten Umweg nicht scheuten, um über die Mauer an den „Gotteshäuschen" vorüber zu gehen, um das Mädchen zu sehen? —

Und alle diese Hausgenossen kochten in Einer Küche, an Einem Herde! — Mit dem Worte ist für den, der das Leben und die Frauen kennt, unendlich viel gesagt. Reicht es schon in tausend Fällen 999 Mal hin, zwei Frauen bis in des Herzens Tiefen zu entzweien, zu verfeinden, wenn man sie an Einem Herde zu kochen nöthigt und sie in einer engen Küche zusammen handthieren sollen, so gesellte sich hier noch der besondere Umstand hinzu, daß ein bärbeißiger, grämlicher Junggeselle dazu kam, der unbedingt alle Mal Recht haben wollte, während doch Jedermänniglich weiß, daß das allein und in allen Fällen den Frauen zusteht; daß ferner Pankraz ein eben so eifriger Reformirter war, als Ursula eine fanatische Katholikin, und Beide sich haßten, wie man zu sagen pflegt: „wie Hund und Katzen." —

Und doch — gerade in diesem Gotteshäuschen herrschte Frieden! Das war ein unlösbares Räthsel für ganz Bacharach, eine Stadt, wo der Friede niemals recht Wurzel schlagen konnte, der Hader aber allezeit eine reiche Ernte hielt, selbst wenn Gassen und Märkte die Häuser trennten. Die Akten des „Vierthälerraths" wußten davon zu sagen. Daß aber vollends in den Gotteshäuschen der Friede nicht daheim und seßhaft war, das bezeugt der

Chronist, wenn er sagt: „Alldieweil und sintemalen allhier die Gotteshäuser durch das Gezänke, so darinnen jahraus, jahrein herrschet, an das „Haderwasser" erinnern, davon die Schrift redet Numer 20, Vers 12—14, ibid. Kap. 27, Vers 14, Deuteronum: 32, Vers 51, Psalm 81, Vers 8, Psalm 106, Vers 32, derowegen es über die Maßen verwunderlich zu erachten, daß sothane Hausgenossen in erklecklichem Frieden sich gehalten, und so der Ursula Zunge und des Pankrazius Griesgram an einander gerathen, alle Mal das Mägdlein sie vereinbaret hat."

Mit diesen Worten des bibelfesten Chronisten ist aber auch das Räthsel vollends gelöst.

Alle Drei: Frau Dreis, Ursula und Pankrazius hatten einen vereinigenden Mittelpunkt in Elisabeth. Es wäre, wenn nicht die Mutter den Vorzug hätte haben müssen, schwer zu sagen gewesen, wer sie am liebsten gehabt. Sie drehten sich um das „Kind," wie sie die blühende Jungfrau nannten, wie die Planeten um die Sonne, sie legte, ohne es zu wollen, ein Schloß an jeden keifenden Mund, einen heilenden Balsam auf jede Wunde, die die scharfe Zunge geschlagen, und Pankrazius Sulzbacher, dem eine dichterische Gabe von dem Chronisten nicht beigelegt wird, steigerte sich bis zu dem tief empfundenen Satze: „Es blühen Palmen auf ihrem Pfad und Rosen auf ihren Wegen."

Sie hatte es dahin gebracht, daß die beiden Personen, die sich so glühend haßten, einander auswichen; daß Ursula es überhörte, wenn Pankraz ihre Katze trat oder warf, und Pankraz es nicht beachtete, wenn Ursula ihn den „Nagel zu ihrem Sarge, ihr Gift und Popperment" nannte.

Freilich, es war nicht alle Tage Sonntag, und der Himmel nicht alle Tage hell und rein. Dann gab's wohl auch Krawall und Pankraz schrie: „Alte Hexe!" und Ursula: „Schnurrant und Bierfiedler," und dann traf sich's bisweilen, daß Feuerbrände und Suppentöpfe sammt ihrem Inhalte sich halbwegs zu den Köpfen begegneten; auch wohl des Musikanten Fäuste in den Haaren seiner Feindin Unordnung anrichteten, während sie schwer zu deutende

Schriftzeichen auf sein Angesicht mit den Nägeln zeichnete; aber das traf sich nur, wenn Elisabeth und ihre Mutter abwesend waren, was höchst selten geschah. Der Chronist gedenkt nur zweier Fälle dieser Art, und jedes Mal war der Hader darüber entstanden, daß Elisabeth's Anbeter Gunst oder Ungunst der beiden streitenden Personen besaßen. Ihr Glück war doch stets der einigende Mittelpunkt, trotz des Haders.

Ursula nämlich begünstigte den jungen Joseph Molina, den einzigen Sohn und Erben des alten Saalschultheißen, weil sie als Köchin im Hause gedient, als er ein Kind war. Bei dieser Begünstigung wog offenbar die glänzende Zukunft Elisabeth's jede Rücksicht auf in den Augen Ursula's.

Pankraz wäre auch schon für ihn gewesen, hätte nicht Ursula seine Sache betrieben, und wäre nicht Conrad Aichschalter der einzige Mensch gewesen, der durch die Bande des Bluts ihm angehörte, aber zugleich ein so wackerer Junge, als je einer mit kräftigem Ruderschlage den Kahn durch des Rheines sich kräuselnde Fluth getrieben.

War Ursula's Begünstigter reich, vornehm und schön, so war der seine wacker, tüchtig und schön; hatte auch sein sorgenfreies Auskommen, ein eigenes, nettes Häuschen, einen Kahn, Netz und Feldgut. Da lag, nach seiner Meinung, das schwerere Gewicht in Conrad's Schale, zumal Joseph sich an die französischen Offiziere hing, mit ihnen landsknechtete und Possen trieb, die Mädchen äffte und dergleichen Dinge, die in dem Register, das Pankraz über das, was sich schickt, führte, nicht geschrieben standen. Er hatte es ihm auch gesagt; aber „Jugend hat nicht Tugend," sprach Pankraz, wenn er davon redete.

Frau Dreis suchte die Beiden abzuhalten, von diesen Dingen zu reden. War auch Elisabeth dem Conrad nicht böse, so zog sie doch ihr Herz zu Joseph, dem Liebling ihrer Jugend. Dabei war er keck und Conrad mädchenhaft bescheiden und — wer ein Mädchenherz kennt, weiß auch, daß selten ein blöder Schäfer den Sieg über einen kecken Eroberer davon trägt.

Das Herz ist ein kurios Ding bei jedwedem Menschen, aber bei einem jungen Mädchen ist es erst recht kurios, und wer damit ins Reine kommen will, mag zusehen, wie er damit fertig wird.

II.

„Ein Wort giebt das andere."
Sprüchwort.

Es war an einem Morgen, der so schön war, daß man ihn hätte einen rechten Sommermorgen nennen können, als Elisabeth an das Mauerfenster trat, um ihr rosiges Gesichtchen in der Morgenluft zu baden. Vor ihren Blicken lagen die Stadtgärten und rechts, gerade vor dem Fleischthörchen, wölbte sich auf dem erhöhten Rheindamme die uralte Linde und hauchte, wie die erquickenden Pflanzen in den Gärten, erfrischende Düfte aus. Es war nämlich nach langer Trockenheit ein frischer Regen in der Nacht gefallen. Alles athmete neues Leben. Der Himmel war tiefblau, der Rhein glitzerte im Sonnengolde, obwohl droben an den violetten Bergen von Trechtingshausen wie ein feiner Schleier ein leichter Nebel hing. Sah sie dorthin, so überschaute sie den Rhein in fast dreistündiger Ausdehnung. Dort droben lag das lange, alte Lorch mit seinen Thürmen, spitzgiebeligen Häusern und seiner stolzen Kirche, deren Glockentöne, so reich und harmonisch, der Südwind, hier „Thalwind" genannt, herabtrug und zugleich die Wellen des Rheines leise hob und senkte.

Gegenüber lag im Baumgrün der Petersackerhof, und weiter unten das mauerfeste Rheindiebach, über dem Fürstenberg in stolzer Pracht sich mit seinen Thürmen am blauen Hintergrunde des Himmels abhob.

Dort drüben lag Lorchhausen so still und friedlich, und das Klösterlein Fürstenthal sah diesseits nur mit seinem Glockenthurme aus den Kronen alter Nußbäume hervor.

Folgte ihr Blick den Bergen, so sah sie drüben an dem Fuße der hohen Wirbellai einen Kahn schwimmen, in dem eine edle Gestalt aufrecht stand und das Netz in die Fluth warf, um den stillen Fisch aus der feuchten Tiefe in die mörderische Gewalt dessen zu locken, der da herrschen sollte über die Fische im Wasser, über die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, und der von dem göttlichen Anrecht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen pflegt.

Ihr Auge ruhte mit Theilnahme auf der Gestalt, es war ja der gute Conrad Aichspalter, der sie so lieb hatte, der seine Mutter so liebevoll gepflegt und seit sie todt war, zu keinem Tanze mehr ging. Sie sann nach, warum sie ihn nicht lieber habe, wie den Joseph Molina, und in diesen Gedanken sah sie die schöne Landschaft nicht mehr, die vor ihr lag. Da rief's unten an der Mauer leise: „Guten Morgen, Liebchen!"

Keine Seele war am Rheine sichtbar. War's ein Wunder, daß das Mädchen erschrack? —

Indessen das wundersüße Lächeln, das um die rosigen Lippen spielte, erwies denn doch, daß der Schrecken weder tief einging, noch unangenehmer Art war. Verschwiegen darf auch nicht werden, daß eine Gluthröthe das herzige Gesichtchen übergoß und weit hinab unter das Tuch drang, das Hals und Busen züchtig umschloß.

Das lächelnde Auge suchte und fand schnell den anmuthig Grüßenden.

Es war ein junger Bursche von höchstens achtzehn Jahren, von blühender Gesundheit und schöner Gestalt und Zügen. Die dunklere Hautfärbung, das schwarze Haar, das große, dunkle Auge verrieth die Abstammung von den Lombarden. Es war Joseph Molina. Sein Anzug war vornehm und ganz nach dem Schnitte, den die Spanier in den Niederlanden am Rhein in Aufnahme gebracht, kleidsam und schön, stattlich und in die Augen fallend.

Aus dem Auge sprach das lodernde Feuer, das im Herzen glühte.

Ihr Auge war blitzschnell rechts und links auf Kundschaft gegangen. Kein Zeuge war nahe.

„Warum verbirgst du mir neidisch dein lieblich Gesicht? Seit dreien Tagen seh' ich dich heute zum ersten Mal, und ich stehe doch stündlich auf der Wache unter der Linde.“ So sprach die wohlklingende Stimme unten an der Mauer.

„Muß ich nicht?“ fragte das erglühende Mädchen. „Wer ist denn sicher vor Euern Spießgesellen?“

„Spießgesellen?“ fragte betroffen der da unten.

„Ja wohl,“ sagte das Mädchen halblaut, doch verständlich. „Sitzt Ihr nicht allzeit im Stern bei den Pfalzvergiftern?“

„I h r?“ fragte gedehnt und einen Schritt zurücktretend der Jüngling, der sichtlich dem Vorwurf ausweichen wollte. „Hast du kein D u mehr für mich? O Elisabeth, welcher böse Geist ist zwischen dich und mich getreten?“

„Es ist kein böser Geist,“ sagte das Mädchen. „Ich bin einer armen Wittwe Kind und Ihr seid ein reicher Junker. Nur Gleich und Gleich gesellt sich gut.“

„Hat dir der alte Pankraz Etwas aufgebunden?“ fragte er. „Glaub' dem alten Brummtopf nicht. Glaub' nicht dem Gerede der Leute. Wer kann Emmerenz mit dir vergleichen, die Nacht mit dem Tage, die Distel mit der Rose!?“ —

„Pfui!“ sagte das Mädchen unwillig; aber ein scharfes Ohr konnte wohl hören, daß der Vortheil des Vergleichs nicht ohne Beifall blieb. War doch Emmerenz, wie abgekürzt die hübsche, dralle Tochter des reichsten Mannes der Stadt, des Rathsbürgermeisters Stoffel Gilzer, geheißen wurde, eine Erbin, wie keine zweite die Mauern der Stadt umschlossen, und wer sie hübsch nannte, war kein Lügner.

„Ach,“ setzte der Jüngling hinzu, „du solltest so tolles Leutgerede nicht hören! O meine Liebe zu dir ist mir über den Kopf gewachsen. Ich kann ohne dich nicht leben.“

„Das ist nicht gut,“ sagte halb scherzend und wieder ganz versöhnt das Mädchen. „Fragt Euern Kopf ein Mal, der wird Euch

sagen, es sei nicht gut und nicht recht, den Frieden eines armen Mädchens zu untergraben! Wir sind keine Kinder mehr."

„Ach, das fühl' ich wohl!" rief Joseph, „und alle Tage mehr; aber kann ich, soll ich aus dem Herzen reißen, was so tief seit der Kinderzeit gewurzelt hat?"

Elisabeth seufzte tief. „Und doch muß es sein!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Wer sagt's?" fragte flammenden Auges der Jüngling. „Wer will mich zwingen, wenn ich nicht will?"

„Euer Vater," sagte stark betont die Jungfrau. „Ich weiß, daß er Eure Schritte belauscht und mit Euch darob hadert, daß Ihr" — sie stockte.

„O sag's, sag's," rief er, „daß ich dich liebe und dich in Ewigkeit lieben werde."

Sie hielt die Hand vor das Auge. —

„Elisabeth, nur ein Stündchen heute Abend! Ich muß mit dir reden, muß die Nebel vertheilen, die dein Auge trüben. Ich flehe zu dir; nur Ein Stündchen, wie sonst!"

„Wo bleibst du doch so lange?" schalt in diesem Augenblicke die Mutter, die in die Thüre trat. „Unser Morgensüpplein wäre schier ins Feuer gelaufen, hätt' ich nicht selber nachgesehen."

Elisabeth war doch recht erschrocken! Glühte sie schon, so wurde sie jetzt bleich bei dem Gedanken, die Mutter könne argwöhnen, was sie hier so lange zurückgehalten.

Flüchtig, wie das gescheuchte Reh, flog sie ins Haus und an ihren Herd, und es währte lange, bis sie sich gesammelt.

Die Mutter hatte übrigens theilweise das Gespräch mit angehört, ohne daß sie Alles verstanden. Sie vermuthete, daß Joseph mit ihrem Kinde geredet, trat an das Mauerfenster und sah forschend hinab. Sie kam indessen zu spät, um etwas von dem zu erblicken, der die Zwiesprache mit ihrem Kinde gehalten, denn beim ersten Laute der fremden Stimme, die sein scharfes Ohr vernommen, war er wie ein Blitz innerhalb des Fleischthörchens in Sicherheit. Die Dicke der Stadtmauer ließ es auch nicht zu, etwas von ihm zu sehen.

Ihr Gesicht war ernster als sonst beim Frühmahl. Elisabeth sah es gerne, daß sie gemahnt wurde, für das Mittagsbrod Sorge zu tragen, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das nette Stübchen in Ordnung gebracht, wo im Geräthe noch mancher Rest aus glücklicheren Tagen in einem gewissen, vielleicht auffallenden Gegensatze mit der Armuth der Bewohnerinnen stand.

Der Eintritt einer befreundeten Bürgersfrau, die ein Sammthäubchen bestellte, wie es Elisabeth's kunstfertige Hand zu fertigen wußte, bewirkte, daß die innere Ruhe bei ihr allmählig zurückkehrte und auch die Gedanken der Mutter eine andere Richtung zu nehmen schienen.

Als die stattliche Frau sich entfernt hatte, war die Stunde da, daß das Feuer auf dem Herde angefacht werden mußte. Ueberdies kamen ja auch jetzt Pankraz und Ursula mit ihren Töpfen, und da mußte sie als Schutzwehr in der Küche sein, daß nicht verhaltener Groll in lichten Flammen auflodere.

Sie hatte kaum ihr Holz zurecht gelegt, da kam der alte Knabe die schmale Holzstiege aus dem Unterstocke herauf.

In der einen Hand trug er das Töpflein, das sein bescheidenes Mahl umschloß, unter dem andern Arme trug er ein Bündelein Holz und Reisig.

Seine Stirne war heute nicht heiter. Es lag ein trüber Ernst darauf.

Ein Blick reichte hin, Elisabeth das erkennen und verstehen zu lassen.

„Guten Morgen, Pankrazvetter," rief ihm Elisabeth entgegen, und ihr liebliches Gesichtchen war so freundlich dabei, daß der Alte mit einem Mal ein Anderer wurde.

„Du Hexe!" rief er aus. „Du kannst mich alten Knaben freundlich machen, wenn auch schweres Leid mir auf der Seele liegt."

Sie nannte ihn „Pankrazvetter," nicht weil sie etwa mit ihm verwandt gewesen wäre; denn das war nicht im entferntesten der Fall, sondern weil es am Rheine Sitte ist und von je und je

gewesen ist, an den Tauf- oder Geschlechtsnamen das Wort „Vetter“ oder „Base“ anzuhängen, wodurch ein gemüthlich herzlicher Ton entsteht, der die Herzen der niederen Stände einander sehr nahe bringt. Es scheint, als seien Alle dadurch Eine Familie.

„Das wird ja doch nicht sein!“ rief das Mädchen theilnehmend aus. „Laßt mich's wissen,“ bat sie, „vielleicht kann ich helfen, doch wenn das nicht, trösten.“

„Es ist nicht gut in eigner Sache richten,“ sprach Pankraz.

„Betrifft's mich?“ fragte sie, und die Wangen färbten sich wieder höher.

„Lass' es gut sein,“ sagte Pankraz, und ging zur Küchenthüre.

„Gebt mir Euer Holz und Euern Topf, Pankrazvetter,“ bat sie. „Ich will Euch das Süpplein herrlich kochen, auch Grünes dran thun, das ich aus Berndt's Garten habe.“

„Widersteh' Einer dem Mädchen!“ sagte lächelnd der Alte, und gab ihr Beides.

„Geht doch in die Stube zu der Mutter,“ fuhr sie fort, „wenn's gar ist, ruf' ich Euch schon.“

Kaum war der Alte in die Stube der Frau Dreis getreten, so maß mit Riesenschritten Ursula den Raum zwischen ihrer Stubenthür und der, der gemeinsamen Küche.

„Guten Morgen, Bethchen,“ sagte sie. „Ei, wie so rosig! Du wirst alle Tage schöner! Nichts geträumt, Kind, gar nichts? Möchte dir doch auch einmal einen auslegen.“

„Nein,“ sagte Elisabeth trocken. „Ich träume nicht. —“

„Schläfst auch wie ein Sack,“ schmollte sie. „Weiß der Kuckuck. Andere Mädchen träumen immer, und es denkt kein junger, hübscher Bursche dran, Morgens früh und Abends spät ihnen aufzulauern, um nur einen Blick oder ein Wörtchen zu erhaschen. Du träumst nicht, und doch stand heute früh schon Einer da und sah sich fast die Augen aus!“

Ursula fixirte das Mädchen mit ihrem Auge so scharf sie konnte. Sie sah ihre Wangengluth. Um sie zu verbergen, bückte sich Elisabeth, das helllodernde Feuer anzublasen.

„Nun, nun," rief die einäugige Jungfrau, „spar' deinen süßen Athem, Kind, spar' ihn. Du siehst ja, daß das Feuer schöner nicht lodern kann. Willst du Wasser in den Rhein tragen, um die Röthe zu verbergen, deren Grund ich recht gut kenne?"

„Laßt mich doch, Ursulabaas," sagte das Mädchen. „Ihr bringt's noch so weit, daß ich jedes Mal aus der Küche gehe, wenn Ihr kommt!"

„Grade das verdient' ich um dich, grade das," sagte böse Ursula. „Alle Wetter! Ich weiß keine Seele, die ich lieber hätte, als dich. —"

„Etwa Eure Katze, wenn sie eine Seele hätte!" scherzte Elisabeth.

„Ach, was," sagte ärgerlich Ursula. „Sei mir nicht so schnippisch, Kind! So was vertrag ich nicht gut. Du weißt's zu genau, daß ich Niemanden lieber habe als dich und mein Josephchen, das ich auf den Armen trug und hätschelte, darum müßt ihr auch ein Pärchen werden, so wahr, als ich Ursula Kreuzhöfer heiße und eines ehrlichen Mannes Kind bin."

„Laßt mir doch einmal meine Ruhe!" sagte ärgerlich das Mädchen.

„Hi! hi! hi! Wenn du sie hättest!" lachte die Alte, und preßte das Auge zu, mit dem sie allein mit der Außenwelt in Verbindung stand; „aber ich weiß besser, wie es unter dem Mieder und Leibchen aussieht! Mach' mir keinen blauen Nebel vor! Hab' ich auch nur Ein Auge, so hab' ich doch zwei Ohren, und wenn sie Augen wären, bräucht' ich keine Brille. Hab' ich heute früh nichts gehört? He! — Laß doch das Zieren! Du weißt, Ursula kann schweigen wie das Grab. Aber mein Josephchen bittet um ein Stündlein, und wenn's auch nur ein halbes wäre, heute Abend. Laß ihn nicht warten. Er hat dir so viel zu sagen, du glaubst's gar nicht!"

„Ich will nun einmal nicht!" sagte Elisabeth, der es unangenehm war, daß sich Ursula immer an sie drängte, und ihre stillen Geheimnisse wußte.

„Willst nicht?“ fragte Ursula. „Seit wann denn?“

„Seit mir's beliebt!“ war Elisabeth's Antwort.

„Ei, ei! Sieh' Mal, wie das Kind mich abtrumpft! Hab' ich das um dich verdient?“ rief Ursula im heftigen Zorne. „Nein, es ist besser, ich lasse meine Finger aus dem Spiele, denn es taugt doch nichts, daß man eine Abtrünnige mit einem rechten Christen vermähle. Ja, ja, es taugt nichts.“

Sie hatte beide Hände in die Seite gesetzt und mit vollem Zorne gebelvert.

Jetzt richtete sich Elisabeth hoch auf und sah ihr fest in das glühende, eine Auge und sprach:

„Laßt mir meinen Glauben unangetastet; ich habe nie den Euren verletzt. Laßt überhaupt von mir ab und laßt Gott walten.“

Es war, als ob diese fest und ruhig gesprochenen Worte das Weib mit kaltem Wasser übergössen. Sie erschrack ordentlich vor sich selbst, daß sie sich so weit hatte gegen ihren Liebling vergessen können.

„Wie du auch gleich Alles, was ich unbewacht sage, falsch ausdeutest,“ sagte sie einlenkend, und setzte hinzu: „Nun, Bethchen, sei mir wieder gut, und hör' heute den guten Joseph an.“

Schweigend trat Elisabeth an die Mauerthüre und ließ die brummende Ursula allein in der Küche.

Während dies Gespräch in der Küche geführt wurde, hatte sich Pankraz zu Frau Dreis gesetzt.

„Dreisebaas',“ sagte er, noch voll von der Freundlichkeit Elisabeth's, „ich sag's alle Tage, das Kind ist ein Engel, sag' ich. Was es einem Gutes thut, ist in einer Art gethan, als ob es sich noch extra dafür bedanken müßte, daß man es annimmt. Jetzt kocht's wieder mein armes Süpplein, und ich wette, sag' ich, daß es zwanzig Mal besser wird, als hätt' ich's gekocht. Es wird nicht unbelohnt bleiben, sag' ich, gewiß nicht. Wär's nur einmal gut versorgt!“

„Warum denn so eilen?“ fragte Frau Dreis. „Kommt sie denn nicht noch früh genug ins Kreuz, wenn sie mit vier und zwanzig Jahren heirathet? Ich lebe ja noch!“

„Ja, sag' ich," erwiederte Pankraz, „das ist Alles gut, aber zwei Augen sind schnell zu. Was dann?"

„So lebt der alte Gott in Israel noch!" sagte Frau Dreis mit festem Glauben.

„Wohl, sag' ich, wohl geredet, Dreisebaas', aber der liebe Herrgott will, daß wir auch Etwas thun sollen."

„Es ist dies Jahr aber kein Schaltjahr," erwiederte Frau Dreis, „daß die Mädchen freien gehen dürfen, wie man im Sprüchwort sagt."

Pankraz fühlte den Spott.

„Nein, höhnt mich nicht, Dreisebaas', höhnt mich alten Kerl nicht, sag' ich; ich mein' es ja so gut, wie es nur Jemand meinen kann, und ich wüßte Einen, der käme schon zu freien, wenn er wüßte, daß er recht käme."

Bei diesen, nach seiner Meinung fein beigebrachten Worten blinzte Pankraz pfiffig mit den Augen.

Frau Dreis verstand ihn. „Conrad ist ein braver Mensch, aber —"

„Holla, sag' ich," fiel ihr Pankraz in die Rede, „hat Euch die alte Heidenhexe drüben auch den Kopf mit dem Joseph Molina verrückt? „Ich bräch' ihr gleich den Hals, sag' ich."

„Pfui doch, Pankraz, wer wird gleich so zornig werden, und solche abscheuliche Drohworte aussprechen!" sagte ernst tadelnd Frau Dreis.

„Ihr könnt das verfluchte Schulmeistern nicht lassen," keifte er fort. „Was habt Ihr gegen den Conrad? Ist er Euch nicht reich genug? Er hat ein Haus, sag' ich, hat Gut und einen Nachen; dabei ist er stark, gesund, und was noch mehr ist, brav, grundbrav, sag' ich, und hat kein gestohlen Geld, wie der Molina, und Ihr wißt's am besten! — Er sitzt nicht im „Stern" und kartet mit den Franzosen, den Pfalzvergiftern."

„Pankraz, Pankraz," rief Frau Dreis aus, „wohin führt Euch wieder Eure Heftigkeit? Ihr erinnert mich an ein altes Weh; laßt es doch ruhen. Ihr wollt durchaus das Kind vermählen. Laßt sie

doch wählen, wenn Zeit und Stunde kommt. Sie soll nicht im mindesten gezwungen werden."

„Gezwungen? Dreisebaas', das fiel mir im Traum nicht ein. Gezwungener Eid ist Gott leid, sag' ich. Wer's thun wollte, ich — bräch' ihm gleich den Hals!"

„Still, still!" sagte Frau Dreis, „Ihr kommt wieder in Euer wildes, sündhaftes Gerede." —

„Gut, sag' ich, gut," rief Pankraz, „so will ich still sein, und Ihr habt mich zum letzten Mal gesehen!"

Er sprang auf und rannte zur Thüre hinaus. Unglücklicher Weise saß Ursula's schwarzer Kater auf der Thürschwelle. Der eifernde Pankraz trat ihn mit solcher Heftigkeit auf den langen Schweif, daß er erbärmlich aufschrie.

Dieser Ton war das Signal für Ursula, loszubrechen: „Vermaledeiter Bierfiedler, Schnurrant und Lump!" schrie die Zornglühende, die noch in innerer Aufregung war, „was hat dir das arme Thier gethan?" Sie ergriff einen ihr zur Hand stehenden Besen, that einen ihrer Siebenmeilenschritte und versetzte Pankraz einen nachdrücklichen Hieb über den Kopf, daß der alte Mann gegen die Thüre zurücktaumelte.

Ehe sich indessen Pankraz sammeln und zur Gegenwehr rüsten konnte, hatte Elisabeth der langen Ursula den Besen entwunden, sie in ihre Stube, die sie rasch geöffnet, hineingeschoben und Pankraz darauf in die Küche gezogen.

„Laßt sie, Pankrazvetter" sagte sie begütigend. Es ist christlicher, zu vergeben, als zu zürnen."

Aber diese Worte machten wenig Eindruck auf den vielfach Gereizten. Der Grimm machte ihn stumm. Er nahm sein Töpfchen und ging, aber die geballte Faust, welche er gegen das Zimmer Ursula's ausstreckte, sagte mehr als Worte und wies hin auf eine Rache, die nur verschoben war, nicht aber aufgehoben.

III.

In der Haselnuß naget's,
Ein Würmlein sitzt drein. —
Dem wird's d'rin zu enge —
Im Freien will's sein.
Nun beißt sich's ein Thürlein;
Da muß es heraus.
So ist's mit dem Leib auch —
Dem das Herz dient zum Haus.
Volkslied.

Allen Drei wollte heute das Mittagbrod nicht schmecken und die Vierte sah auch in den Teller, als wollte sie den Boden durchschauen und aß nichts.

Blicken wir zuerst in das Stübchen Pankrazius Sulzbacher's. Unangerührt stand die Suppe auf dem Tischlein. Wie besessen rannte er in dem Stübchen herum, focht mit den Armen in der Luft und räsonnirte wie ein Rohrspatz. Zuerst bekam Ursula ihr Theil, und kein halbes, verkürztes. Pankraz's Zorn war ein verzehrend Feuer. Aller Welt wollte er dann den Hals brechen, was ein Kraftausdruck war, in dem sich sein Zorn breit zurechtlegen konnte. Uebrigens lag kein Beispiel vor, daß er je einen Hals gebrochen. Sein Zorn war der Art, daß, je heftiger er brannte und brauste, desto schneller er erlosch. Heute schien er nachhaltiger. War es doch Frau Dreis, die ihn erzürnt.

Hab' ich Das um sie verdient, sag' ich, verdient? rief er aus. Lieber hab' ich das Kind, als sie selber; drum möcht' ich's versorgt wissen unter dem Schutze eines tüchtigen Mannes, denn die Pfalzvergifter schnüffeln umher wie gierige Spürhunde, wo sie ein hübsches Mädchen auswittern, und denen trau', wer Lust hat. Ich nicht, sag' ich, ich nicht! Aber von dem Conrad will sie nichts wissen. Wie kühl hat sie ihn bei Seite geschoben.

Sie habe nichts gegen ihn, sagt sie. Dank's ihr ein spitz Holz, sag' ich; was will sie gegen ihn haben? Es sind Mädchen

und Wittwen genug in der Stadt, die die Finger nach ihm leckten. Betrachte nur Einer die hübsche, junge Wittwe Pfaff, seine Nachbarin! Er mag sie nicht, sag' ich, weil er das „Kind" lieb hat aus seiner Seele Grund.

Fast glaub' ich, sagte er stehen bleibend, sie hat den Hochmuth mit ins Gotteshäuschen genommen. Da ist der rechte Ort dafür, sag' ich, meiner Treu, der rechte Grund und Boden für Hochmuth!

So ist's aber mit den reichen Leuten. Wenn sie herunterpurzeln bis zu unser Einem, so meinen sie doch, sie seien was Besseres. Der Reichthum hat ein zähes Gedächtniß.

Meint sie, der Joseph heirathe das „Kind?" Alte Thorheit! Zum Spaß ist sie ihm schon recht, aber zum Heirathen hat's guten Weg. Wart' ein Bischen, Alte! sag' ich. Der Molina hat dich ohnehin auf dem Strich. Der hat's noch nicht vergessen, daß du ihn nicht mochtest, als er jung war, nicht mochtest, als er Wittwer wurde. Verschmähte Lieb' hat auch ein zäh Gedächtniß, ich seh's an der Heidenhexe droben. Die vergiftet mich noch einmal, sag' ich. Lieber Gott, sie ist doch so arm, wie eine Kirchenmaus und sollte Gott danken, wenn so ein Staatsbursche, wie Conrad, ein behaltener Mensch, ein seßhafter, nahrhafter Bürger, um ihr Kind wirbt. Ich darf's ihm gar nicht sagen, sonst vergeht er wie Butter an der Sonne.

Wieder rannte der Alte einige Mal das Zimmer auf und ab, und dann mit dem Ausruf: Ich möcht' Allen den Hals brechen! zum Stübchen hinaus, ohne auch nur sein Süpplein berührt zu haben.

In Ursula's Stube sah's nicht besser aus. Sie tobte heftig über Elisabeth's schnödes Abweisen ihrer guten Meinung.

Das zu erkennen, was in Elisabeth's Seele wirkte, fehlte ihr das feinere Gefühl. Die rauhe, schonungslose Art, wie sie das Heiligste antastete, was des Mädchens Herz erfüllte, mußte sie nöthigen, sie zurückzustoßen.

Ohnehin fühlte Elisabeth eine Abneigung gegen die Alte. Ihr feines, religiöses Gefühl in gleichem Maße, wie ihre streng sitt-

lichen Grundsätze verwarfen das gottlose Treiben Ursula's. Wenn sie es nicht als Betrug erkannte, so erkannte sie es als eine teuflische Kunst und stimmte in diesem Punkte wesentlich mit Pankraz überein, obwohl sie es nicht aussprach, um nicht den Zorn des Junggesellen noch mehr zu reizen. Ursula ahnete das wohl, aber dies minderte ihre Liebe zu Elisabeth nicht, die wirklich eine wahre Affenliebe war. Wenn es sie auch schmerzte, daß das „Kind" sie so zurückstieß, so hob das doch die Liebe nicht auf, die so tief im alten Herzen saß und die neue Nahrung in dem Mitgefühle fand, welches Elisabeth für die Katzen hegte, im völligen Widerspruche gegen ihren Freund Pankrazius Sulzbacher.

Heute war Ursula's Unmuth mächtig. Auch ihr Essen blieb fast unberührt, und sie gab ihm auch Worte, wie es in der Regel Personen thun, die allein zu leben pflegen.

Meinst du, sagte sie pfiffig lächelnd, ich sähe dir nicht in die Karten? O, der Joseph sitzt dir im Herzen und kommt nicht wieder heraus; aber es ist der Mädchenstolz und Pimpelei zugleich — es soll's Niemand wissen. Pah, als ob's nicht alle Welt wüßte! Ich soll nichts mit beitragen? Ja, lauf' du! Ich thue es doch und setze meinen Kopf dran, ich thue's. Daß der alte Gilzer, der Filz, der Wucherer, seine Emmerenz dem Joseph aufhängen will, weiß ich wohl, aber der verrechnet sich, oder ich hieße nicht Ursula und müßte nicht wissen, was zu thun sei. Könnt' ich nur den Conrad wegbringen! Die junge Pfaffin ist auch in ihn verliebt. Nun, ich nehm's ihr nicht übel. Er ist eine Pracht von einem Menschen, und Gleich und Gleich gesellt sich gern. Sie ist eine Schifferswittwe, hat einen Ankernachen und fährt Molina's Wein nach Köln, ist eine runde, junge, hübsche Frau und eine glatte Wittwe ohne Kinder. Nun ist Lise meine gute Freundin, wer weiß? Ich will das Meine thun! Vielleicht stell' ich dem Conrad ein Füßchen!

Ein leises Klopfen störte sie. Schnell öffnete sie die verschlossene Thür und — Emmerenzia Gilzer schlüpfte rasch herein, von Ursula mit vielen Knixen begrüßt.

Das erröthende Mädchen sagte: „Ich komme um die Mittagsstunde, wo alle Leute zu Hause sind; da wird man am wenigsten bemerkt.“

Ursula betrachtete das Mädchen. Es war eine kleine, runde, volle Gestalt, von ebenmäßigem Bau und blühender Gesundheit. Ein schwarzes Auge glühte von innerem Feuer. Das apfelrunde Gesichtchen lachte von innerer Heiterkeit und die Gluth der Wangen war jetzt durch jene Erregung erhöht, die eben sowohl ein Kind der Scham war vor dem, was sie hier wollte, als der Sehnsucht, über Dinge einige Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz eben in ungewöhnlichem Grade beschäftigten. Sie war eitel und gefallsüchtig, und das Bedürfniß zu lieben, war in ihr recht lebendig.

Aha, dachte Ursula, als sie so mit ihrem Einaug' das Mädchen fixirte, da brennt's im Herzen und die Zwei, die sie im Auge hat, ringen um die Macht und Herrschaft in ihr. Sollte Joseph? — Doch nein! Feuillade muß es sein.

„Wollt auch gewiß 'mal so ein Bischen hinter den Vorhang der Zukunft blicken, Jüngferchen?“ sagte sie und der zahnlose Mund verzog sich zu einer zuckersüßen Spitze. „Ja, ja,“ fuhr sie fort, „wer so das Gerisse hat, wie Ihr, weiß am Ende nicht, wohin er sich wenden soll. Der Offizier, wie heißt er doch? — Aha, der Marquis de la Feuillade läuft sich die Beine ab, und wie ich höre, der junge Molina weiß auch die Perlen zu finden?“

Emmerenzia lächelte; aber als Ursula Joseph's Namen nannte, wollte ein Seufzer sich herausdrängen aus der Brust, den das Mädchen jedoch unterdrückte.

„Planetchenstellen oder Kartschlagen?“ — fragte Ursula.

„Kartschlagen!“ lispelte das Mädchen, und sah ängstlich nach Thür und Fenster.

Ursula bemerkte es. „Seid ruhig,“ sagte sie, „ich schließe die Thür ab, und die Sonnenstrahlen geben uns Licht genug, auch wenn der Vorhang vor das Fenster gezogen ist.“

Schnell räumte sie ihr Eßgeräthe vom Tische weg, schob der Jungfrau einen Stuhl hin und holte die Karten, die sie sorg=

fältig mischte. Man sah es ihnen an, daß sie stark im Gebrauche waren.

Nach einigemaligem Mischen legte die Alte die Karten in einen Kreis, der sich, nach seinem Mittelpunkte immer engere Kreise bildend, so weit verengte, daß zuletzt nur Raum für eine Karte blieb.

Emmerenzia's Augen waren mit einer Aufmerksamkeit der fingerfixen Thätigkeit Ursula's gefolgt, die es über allen Zweifel erhob, daß sie aus voller Seele an die völlige Untrüglichkeit des Orakels glaubte, das sie zu befragen gekommen war.

Ursula setzte eine in Horn gefaßte Klammbrille auf die scharfgebogene Nase und begann das farbige Rund vor ihr zu mustern.

„Herzenskindchen," flüsterte sie, „habt Ihr Raum für Zwei in Eurem Herzen? — Seht nur, da liegt Herzbub und Ecksteinbub, und dazwischen Herzaß und drüben Herzdame. Kann's klarer sein? Ihr müßt Zwei lieben!"

Das Mädchen wurde glühend roth.

„Seht, der Herzbub hat einen Säbel, das ist der Feuillade, und der liegt rechts. Meiner Treu, Ihr habt ihn lieber als den Joseph Molina, denn der ist der Ecksteinbub und liegt links."

Emmerenzia wischte sich mit dem Taschentüchlein über die Stirne. „Es ist ein schöner Mann," fuhr Ursula fort, „und — er hat ernste Absichten, denn seht nur, fünf Herzblätter liegen bei ihm; aber bei dem Herzkönig liegt Kreuzaß. Versteht Ihr das?"

Emmerenzia schüttelte den Kopf.

„Nun, das heißt, Euer Vater will's nicht haben."

Emmerenzia nickte leise.

„Aber zu dem Joseph neigt er — seht nur selbst."

Auch jetzt nickte das Mädchen bejahend.

„Seh' ich aber recht, so zieht Joseph sonstwo hin!" —

Emmerenzia riß die Augen weit auf und starrte in die Karten.

„Ihr habt eine Nebenbuhlerin. Sie ist schön, sehr schön, aber arm. Kennt Ihr sie?"

„Elisabeth," flüsterte halblaut das Mädchen.

„Welche Elisabeth?" fragte Ursula, als ob sie nichts wüßte.

„Nun,“ sagte das Mädchen stockend, „die drüben!“

„Pah!“ rief Ursula aus. „Arm, wie Hiob! Nein, die nimmt er nicht. Er müßte ja keinen Tropfen väterlichen Bluts in sich haben, wenn er dazu Lust hätte. Glaub's nicht. Aber laßt ihn laufen! Lieber einen Hecht, als einen Weißfisch, sagen die Schiffer. Der Franzose ist ein Marquis. Er bringt Euch, wenn der Krieg zu Ende ist, an den Hof von Frankreich. Gewiß wäret Ihr seine Zierde.“

Emmerenzien schmeichelte diese plumpe Aeußerung. Sie war eitel und hochmüthig, und von den riesiggroßen Vorzügen ihrer kleinen Person überzeugt. Alles gefiel ihr an ihr selbst; nur die Größe, die Größe! Sie trug zwar halb handhohe, rothe Absätze an ihren Schuhen, aber das trug doch nur wenig aus. War sie in Gesellschaft Anderer, so suchte sie durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, der sie sonst durch ihre Kleinheit zu entgehen fürchtete. Daß nun die beglaubigte Wahrsagerin ihr so Großes verhieß, das bezauberte sie und ließ für's Erste den Marquis vor Joseph den Vorrang erlangen.

Während Emmerenzia noch in ihren süßesten Träumen schwelgte, und ihr beschränkter Geist es versuchte, seine Grenzen zu überfliegen und sich den Hof Ludwig's des Vierzehnten auszumalen, den der frivole Marquis de la Feuillade ihr mit den glühendsten Farben und üppigsten Bildern vorgemalt, zog Ursula mit ihren langfingrigen Händen die Karten in einen Knäuel zusammen, den sie rasch ordnete und sodann mischte.

„Schöne Aussichten, meiner Six, schöne Aussichten für Euch,“ schwatzte sie; „wozu aber Euer Reichthum Euch vollkommen berechtigt. Nun laßt uns aber den zweiten Kreis legen, zuletzt im Quadrat, denn drei Mal darf es geschehen, weil aller guten Dinge drei sind.“

Sie legte die Karten wieder in gleicher Weise, und als die letzte Karte, mitten in den Kreis gelegt, Herzdame war, schlug Ursula die Hände zusammen, und stand eine Weile stumm da, wie es schien, von der Macht des Eindrucks überwältigt.

Emmerenzia sah ihr fragend in das blinzende Einaug'. Als sie immer nicht sprach, sagte sie bittend und ängstlich:

„Warum schweigt Ihr doch? Es quält mich Euer Schweigen. Redet doch, ich bitte Euch!“ sagte sie zu Ursula.

„Laßt mich zu mir selber kommen,“ versetzte Ursula; „denn Etwas der Art ist mir niemals vorgekommen. Die Herzdame im Mittelpunkt! Ihr seid ein Kind des Glückes. Wiederum liegt er Euch nahe; wiederum seid Ihr von Königen umgeben.“

„Joseph liegt oben im Kreise bei der Schippendame, bei Eurer Nebenbuhlerin, die er — lieber hat als Euch.“ —

Emmerenzia biß sich in die Lippen. Daß er, auch wenn er ihr Gatte nicht werden sollte, die Betteldirne, wie sie die reizende Elisabeth zu nennen für gut fand, lieben sollte, mehr als sie, das regte ihren Neid auf's neue an. Sie haßte Elisabeth, weil sie schöner war als sie. Jetzt sollte sie ihr ein Jünglingsherz entreißen, für das sie allerdings einige Neigung fühlte, dies war denn doch mehr, als sie ertragen konnte.

„Halt!“ rief Ursula plötzlich, die den schlimmen Eindruck verwischen wollte, weil sie fürchtete, die Gabe möchte sich verringern.

„Halt! Kreuzaß liegt zwischen ihm und ihr. Das Kreuz, ihre Armuth, ist ein Hinderniß ihrer Verbindung.“

Emmerenzia athmete freier.

Ursula strich die Karten zusammen, mischte sie wieder und legte sie nun mit tiefem Ernste ins Viereck.

„So!“ sprach sie, als ob ein schweres Werk erledigt sei; „nun wollen wir forschen!“

„Es ist verwunderlich,“ hob sie nach einem langen Hineinstarren in die Karten an, „wie sich das Alles so macht. Er hat sie verlassen und liegt zu Euren Füßen. Aber Eure Nebenbuhlerin zieht ihn mit starken Fäden immer noch zu sich hin.“

„Wie Dem auch sei, Ihr feiert eine fröhliche Hochzeit, aber mit welchem von Beiden, die um Euch buhlen, vermag ich nicht zu sagen.“

Emmerenzia war sehr ernst geworden.

„Legt sie noch ein Mal,“ bat sie.

„Das geht nicht, Herzenskind, das geht nicht; aber verlaßt Euch darauf, ich stelle Euch das Planetchen. Das trifft's.“

In diesem Augenblicke klopfte es an ihre Thür.

Emmerenzia fuhr erschrocken empor; Ursula faßte sie an der Hand und zog sie in das Stübchen, dann erst öffnete sie die Thüre mit großer Vorsicht.

Als Ursula öffnete, trat Frau Pfaff herein. Es war eine Frau von etwa acht und zwanzig Jahren. Ihr Aussehen war blühend, ihre Gestalt voll und rund und Jedermann mußte sie eine hübsche Frau nennen.

„Ei Gott grüß' dich, Lieschen,“ sagte Ursula. „Wär' ich ein Bursche, dich müßt' ich freien, du bist so herzig, daß ich dich küssen möchte. Ist denn der Conrad stockblind, daß er deine Reize nicht sieht?“ —

Frau Pfaff seufzte. „Habt Ihr mir das Planetchen gestellt? Das Tränklein hat er getrunken, aber ich merke keinen Erfolg,“ sagte sie fast traurig.

„Wie hast du's ihm denn beigebracht?“ fragte Ursula.

„Seine Mauerthüre war auf,“ versetzte Liese Pfaff, „da schlich ich hinab und goß es in ein Biersüpplein, das er sich zum Morgenimbiß bereitet.“

„Hat er's auch gegessen?“

„Freilich; Ihr wißt, mein Seitenfensterlein geht grade auf seine Stube. Ich sah ihm zu. Es schmeckte ihm gut.“

„O so sei ohne Sorgen!“ sagte Ursula. „Bei dem Einen wirkt's schnell, bei dem Andern langsam; aber es wirkt. Das ist außer Zweifel. Das Planetchen hab' ich dir auch gestellt. Besser hat's nie eines Menschen Wünschen zugeneigt. Du wirst seine Frau; aber Lieschen, du mußt das Deine thun. Sei ihm freundlich. Zeige dich ihm recht ergeben. Biet' ihm deinen Ankernachen zur Fahrt nach Köln an. Kurz, versäume nichts, was ihn an dich ziehen kann. Nun aber geh', Liebe. Ich habe heute noch viel zu thun.“

Frau Pfaff nickte freundlich, drückte ein Geldstück vom Werthe einiger Albus in ihre Hand und schied leuchtenden Antlitzes.

„Kommt heraus!“ sagte Ursula zu Emmerenzia, als sie die Thüre des Kämmerleins öffnete. Es war ihr höchst unlieb, daß eine Fremde in dies geheimnißvolle Gemach getreten war. Doch auch jetzt klopfte es wieder. Emmerenzia prallte zurück und Ursula schloß zum zweiten Male die Kammerthüre.

Dies Mal trat die Magd des alten Molina, des Saalschultheißen, herein.

„Was bringst du, Annemarie?“ fragte freundlich die Prophetin.

„Ach,“ sagte das Mädchen, „nicht viel. Mein alter Herr möchte Euch gerne sprechen, und ich hab' da auf der Hand eine abscheuliche Warze, die sollt Ihr mir vertreiben. Mein Schatz guckt immer darauf. Sie gefällt ihm nicht!“ —

„Gleich, gleich!“ rief Ursula geschäftig; griff nach des Mädchens Hand, bestrich die Warze und flüsterte jedes Mal etwas halblaut dazu. Darauf sagte sie: „Geh' heim, mein Kind. Grüße deinen Herrn und sag' ihm, ich käme. In acht Tagen bist du die Warze los. Verlaß dich unbedingt drauf. Kannst's deinem Schatze sagen.“

„Was kostet's denn?“ fragte das Mädchen.

„Nichts, Kind, nichts; aber wenn du einer alten armen Jungfer ein paar Weißpfennige schenken willst, so verdienst du dir einen Stuhl im Himmel. Siehst du, man darf Sympathie nicht für Geld anwenden, aber Etwas geschenkt darf ich schon nehmen.“

Das Mädchen gab, was sie gefordert und ging. Jetzt öffnete Emmerenzia hastig die Thür.

„Ursula,“ sagte sie, „mir ist's klar geworden. Mit dem Franzosen, fürcht' ich, ist's nichts. Ich will das Sichere für das Ungewisse nehmen. Wirke, daß Joseph mein Mann wird. Jetzt gehst du zum Alten. Da darfst du nur ein Wörtlein reden, so ist's von Erfolg.“ Sie drückte Ursula ein großes Geldstück in die Hand und war blitzschnell verschwunden.

„Wie doch das Zweifelhafte lockt!“ sagte die Kartenprophetin. „Wart' ein Bischen, Emmerenz, wart' ein Bischen! Ich denke, du gibst mir noch manchen Florenzer Gulden, ehe du Frau Molina bist! Was nur der alte Sünder wollen mag?“ sagte sie, und eine teuflische Freude blitzte aus dem unheimlichen Einauge.

Sie ordnete ihre Kleidung und ging.

Drüben im freundlichen Stübchen der Frau Dreis war es auch so stille hergegangen, daß man den Holzwurm im Getäfel arbeiten hören konnte. Mutter und Kind hatten Schweres auf dem Herzen. Das einfache Mahl hatte nicht gemundet und es mochte weder Mutter noch Kind fragen: Warum schmeckt dir's nicht?

Endlich räumte das liebliche Mädchen ab, setzte sich an das Kleid, welches ihre kunstgeübte Hand für eine reiche Bürgersfrau arbeitete. Die Mutter saß im alten damastenen Lehnstuhl und drehte den feinen Faden an ihrer Kunkel.

Nach einiger Zeit hob sie an: „Kind, ich glaube, daß es an der Zeit ist, mit dir von Dingen zu reden, die ich dir bis jetzt verschwieg. Du hast heute früh mit Joseph Molina geredet, und ich sehe, daß Ihr noch nicht von einander lasset, wie wenig es auch möglich ist, daß Ihr je das Ziel der Wünsche erreicht, das der unerfahrnen Jugend so nahe, dem Auge des Alters so unendlich ferne liegt. Die Kluft aber, die dich von ihm trennt, kennst du nicht. Es ist nicht allein deine Armuth und sein Reichthum, deine Niedrigkeit und sein hoher Stand, nicht allein die Rücksicht, daß du zu einer Liebelei zu gut und innerlich zu edel bist, es ist etwas Anderes. Sei aufmerksam, mein Kind, du sollst zum ersten Mal in das leidenvolle Leben deiner armen Mutter blicken. Möge es dir ein Spiegel sein, deiner eigenen Erfahrung unbekannt bleiben!“

Elisabeth war die Nadel entsunken. Sie hatte anfänglich ihr erröthendes Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Jetzt war es zum Schooße herabgesunken und ruhte in ihren Händen auf den Knieen, die ein kleiner Schemel ihm näher brachte. Ihr leises Schluchzen verrieth der Mutter die Bewegung ihrer Seele, aber sie that, als sähe, als höre sie das nicht und fuhr fort:

„Als ich so alt war, wie du jetzt," fuhr Frau Dreis fort, „starb der alte Saalschultheiß Rima, und der Kurfürst von Köln setzte einen andern ein. Es war ein junger Mann, schön, gefällig, von gewinnender Sitte und Art, der Sohn eines jener reichen Italiener, die seit vielen Jahrhunderten am Rheine den Handel in ihrer Hand hatten, und die man „Gewertschen" oder Lombarden hieß. Mit Einem Worte: Es war der Mann, der noch heute das Amt bekleidet, der Molina.

„Mädchen sind Mädchen, Elisabeth, damals, wie heute. Wir sprachen von Nichts, als von dem schönen, reichen Saalschultheißen Molina, und bedauerten nichts mehr, als daß er katholisch sei. Mein Herz blieb dabei am ruhigsten; denn ich war deinem Vater gut und dein Großvater war ihm geneigt, zumal er ein Gerber war und dein Großvater keinen Sohn hatte, der das Geschäft fort-treiben konnte. Ich war sein einziges Kind und mir zu Liebe war er zu keiner zweiten Ehe geschritten, obwohl ich erst drei Jahre damals alt und er ein junger Mann war. Hunderte hätten nicht gehandelt, wie er.

„Mir wär's im Traume nicht eingefallen, daß der junge Molina sein Auge auf mich werfen könne; aber es geschah, und je weniger ich es beachtete und zu beachten Lust hatte, desto heftiger wuchs seine Leidenschaft. Wo ich war, da war er auch. Ueberall und über alle Maßen zeichnete er mich aus, sprach, tanzte nur mit mir, hatte nur Augen für mich. Die Mädchen nannten mich im Scherze, durch den der Neid hindurchblickte, „Frau Saal-schultheißin."

„Soll ich es aber in Wahrheit gestehen, der Mensch war mir unaussprechlich zuwider. Es war Alles an ihm so heftig, so lei-denschaftlich, daß es mir unheimlich wurde, wenn er sich mir nahete.

„Deinen guten Vater scheuchte die Bewerbung des Mannes, der Alles in der Stadt vermochte, zurück. Ich las das Leid in seinen Zügen. Einen bessern Menschen, ein treueres Gemüth, als ihn, gibt's nicht mehr auf Erden.

„Was mich aber noch mehr gegen den Lombarden einnahm, das war sein lauerndes, tückisches, feindseliges, mit Einem Worte sein ächt wälsches Wesen. Er hatte für Jeden ein freundliches Gesicht, aber im Herzen stand's anders, und wer ihn beleidigte, der hatte einen ewigen Feind an ihm. Deinen Vater, obwohl ein ehrbarer Bürgerssohn, behandelte er wie einen Knecht, wenn er ihm irgendwo nahe kam.

„Glaubst du wohl, daß dein Großvater die Bewerbungen des Saalschultheißen gerne sah? Daß er eine Heirath zwischen ihm und mir wünschte, obwohl er als ächter Reformirter es sonst nicht billigen konnte, wenn Mann und Frau nicht Eines Glaubens waren und er den Katholiken abgeneigt war, weil er ihren Druck unter der Macht Spinola's reichlich erduldet hatte?

„Meine Art, mich gegen Molina zu gehaben, war kalt, höflich und nichts weiter. Dennoch warb er bei dem Vater, und ich — erklärte, daß Niemand, als Georg Dreis mein Gatte werden würde. Was früher deinen Großvater glücklich würde gemacht haben, das schmerzte ihn jetzt tief; allein er war zu gut, mich zu zwingen. So erhielt Molina einen Korb und Georg Dreis wurde mein glücklicher Gatte.

„Die Leute konnten mich nicht begreifen. Ich begriff wohl, was ich that. Das glänzende Glück ist selten das rechte, dauernde. Sie sagten: Du hast das Glück von dir gestoßen! Ich sagte: Ich habe es gewonnen, und es war so.

„Aber Molina war außer sich. Das hatte er nicht vermuthet. Er war seines Zieles zu gewiß; daher traf ihn das Mißlingen wie ein Donnerschlag.

„Er verreiste einige Zeit in seine Vaterstadt, Köln, und kam mit einer jungen Frau wieder. Sie war eine gute Seele, wie man hörte; aber kränklich und schwächlich. Im Wochenbette mit ihrem ersten Sohne starb sie. Molina hielt Haus mit Ursula, und die Welt redete Arges von ihm und ihr. Gegen uns war er sehr freundlich. Manchmal aber begegnete ich einem Blick, aus dem ein Teufel sprach. Dein guter Vater glaubte mir nicht, wenn ich ihn

vor Molina's Freundlichkeit warnte. Ich wußte besser, wie es stand, als er es wußte. —

„Dein Großvater hatte das Zeitliche gesegnet. Wir waren reich, meine Elisabeth. Die schönste Gerberei des „Holzmarktes" war unser, die jetzt der alte Lang besitzt. In unserm Getüche und Schreinwerk steckte ein Reichthum alleine schon.

„Da kamen die Franzosen. Ach, Kind, das war eine Zeit, die ich nie vergesse. Du warst noch nicht auf der Welt. Jedermann barg seine Habe, sein Getüche, sein Silber, sein Geld. Wir hatten in unserm Hause kein heimliches Gemach; aber im „Saale" waren Räume genug zum Verbergen. Molina nahm Anderer Gut auf, uns schlug er's rund ab, das Unsere zu verbergen. Er war ein Wucherer geworden, trieb Handel mit dem „Feuerwein der Thäler" und sein Reichthum wuchs, weil dieser Wein berühmt, beliebt und sehr gesucht war.

„Die Franzosen nahmen die Stadt ein. Alles wurde geplündert, nur „der Saal" nicht, weil er kölnisch war. Ach, mein theures Kind, alles fertige Leder schleppten sie uns fort, weil Molina uns angeschwärzt hatte; Alles, was mitzunehmen war, raubten sie.

„Ich mußte flüchtig werden, und fand in der Mühle zu Nauheim eine Zufluchtstätte. Deinen armen Vater schleppten sie in den „Saal" und folterten ihn, daß er sage, wo sein Geld, Gold und Silber liege, und Molina gab die entsetzlichen Geräthe der Folterkammer dazu her. In der Höllenqual der Schmerzen sagte er ihnen die Ledergrube, in der es lag, sagte ihnen, wo unser Getüche lag, um nur das Leben zu retten. Alles wurde geraubt, Alles. —

„Als ich wieder kam, fand ich ein leeres Haus. Was sie nicht rauben konnten, war zertrümmert, und was das Schrecklichste war, deinen Vater fand ich mit entzündeten Gliedern, lahm am ganzen Leibe durch die entsetzlichen Folterqualen. Noch vier Wochen litt er alle Schmerzen, die zu denken sind — dann starb er und — am Tage seines Begräbnisses wurdest du geboren.

„Was sollte ich thun? An ein Fortführen oder besser an ein

Wiederanfangen des Geschäftes war nicht mehr zu denken. Ich verkaufte es um ein Spottgeld und kaufte ein Häuschen, das hinter dem „Saale“ steht, wo das Schlupfgäßchen nach dem Markte führt. Es zehrte den Rest Dessen auf, was ich erlöst, nachdem ich mir wieder ein Bett angeschafft und die unentbehrlichste Leinwand und Kleidung.“

„Denke dir meine Lage! Nur du, du allein hieltest mich am Leben. In deinem Lächeln vergaß ich meinen Jammer, für dich zu leben, war ja mein heiligster Beruf. Noch eine Rettung hatte ich. Dein Vater hatte Molina tausend Florenzer Gulden geliehen; aber in seiner Treuherzigkeit und Arglosigkeit ohne Pfand, ohne Verschreibung. Damit konnte ich bei treuem Fleiße weithin meine Tage fristen.

„Ehe ich jedoch es forderte, ereignete sich Etwas, woran ich nie gedacht hätte. Molina suchte mich auf; tröstete mich; versprach mir seinen Beistand. Ach, wie blutete mein Herz, als ich den vor mir sah mit heuchlerischer Theilnahme, der an deines Vaters Tod schuld war. Auf dem Todesbette hatte er mir's ja erst gesagt, mit welcher teuflischen Freude er an der Marterbank gestanden und zu den Franzosen gesagt hatte: „Schraubt fester! Noch fester! Er muß bekennen! Und stirbt er, so ist's ja nur ein Ketzer!“ Er hatte mir's gestanden, daß er triumphirend ihm zugerufen: „Ha, nun ist meine Rache gesättigt, daß du mir das Weib genommen, an dem meine Seele hing. Du stirbst und sie ist elend!“ —

Elisabeth schauderte zusammen und wurde bleich wie eine Leiche. Ihre Thränen rieselten noch, aber sie fühlte es nicht. Ihre Hände waren in einander gepreßt, daß alles Blut zurückwich. Ihr starrer Blick ruhte auf den Lippen der Mutter, die so Gräßliches ausgesprochen.

„Nach einigen Tagen,“ fuhr die Mutter fort, kam er wieder und — denke dir das Entsetzliche! Er warb um meine Hand! —

„Was ich damals geredet, Kind, ich weiß es nicht, aber es müssen Worte gewesen sein wie Dolchstöße; Worte, wie die Donner des Himmels; Worte, wie der Richterspruch des jüngsten Tages —

denn er wankte todtenbleich hinweg, vernichtet, zerschmettert, und ich, o ich habe mich stark gefühlt, mein schweres Loos zu tragen, stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke.

„Aber seiner Verworfenheit Boden habe ich doch noch nicht gekannt. Als ich ihm nach einiger Zeit unser Darlehen fordern ließ, da hat er's abgeläugnet, und als ich ihn vor den „Thälerrath" laden ließ — da hat er's abgeschworen!" —

Elisabeth stieß einen Schrei aus, der herzzerschneidend war. Nur so konnte ihre Seele leichter werden, nur so wich der Krampf, der ihr die Luft entzog.

Die Mutter sprang auf und eilte ihr zu Hülfe. Sie wehrte sie ab.

„Laßt, laßt," sagte sie; „es ist vorüber. Fahrt fort, Mutter! Endet! Heute muß ich Alles hören. Wozu es ersparen auf ein andermal?"

Nicht ohne tiefes Weh betrachtete die Mutter ihr schönes Kind. Ihr Anblick war so rührend, so ergreifend. In diesen Zügen las man ein verlornes Lebensglück. Die Mutter mußte sich sammeln, und erst nach einer Weile, die sie in fast lautem Weinen zugebracht, konnte sie das Wort wieder nehmen.

„Hätt' ich damals das Häuschen verkaufen können, wie gerne wäre ich aus der Nähe des Mannes gewichen, der mein Glück mit teuflischem Herzen zertreten hatte. Ich blieb wohnen; aber ich wäre allein in dem Häuschen vor Furcht vor dem Schrecklichen gestorben. Pankraz war bis zu diesem Zeitpunkt in seinen Diensten gewesen. Er wußte um das Darlehen, und als Molina geschworen, er habe es zurück bezahlt, da sagte er zu ihm: „Herr, heute habt Ihr Eure Seele dem Teufel verschworen, ich bleibe nicht mehr bei Euch!"

„Ich nahm damals den noch nicht sehr alten, aber kränklichen Mann in mein Haus auf. Er hat getreulich mir beigestanden; er hat dich auf seinen Armen getragen, daß ich arbeiten konnte, und da der kleine Joseph den alten Diener auch lieb hatte, wuchset ihr so mit einander auf.

„Was kann das arme, mutterlose Kind für des Vaters Ver-

brechen und Schuld?“ sagte er. Ich dachte eben so — aber ich dachte nicht daran, daß daraus neuer Jammer hervorgehen sollte.“

Elisabeth preßte ihre Hand gegen das Herz, als wolle sie es vor dem Zerspringen wahren.

„Ihr wuchset auf mit einander und — Elisabeth, laß es mich aussprechen, denn ich war ja heute Zeuge deiner Unterredung mit ihm, ohne daß du es ahntest, ihr liebt euch. Obgleich du heute thatest, wie ein ehrbares Mädchen thun muß, so sprach sich doch in jedem deiner Worte die Liebe zu ihm aus.

„Kannst du die Kluft überschreiten, die zwischen dir und dem Sohne des Mörders deines Vaters gähnt? Kannst du je vergessen, was du heute hörtest?

„Zwar er ist schuldlos — aber er ist sein Sohn!“ —

Elisabeth sprang auf und fiel vor der Mutter auf die Kniee, barg ihr Angesicht in ihren Schooß und weinte, weinte lange in dieser Stellung.

Die Mutter faltete ihre Hände über ihrem Haupt und betete laut und innig: „O, Herr, mach' es ihr leicht! O Herr, hilf' und segne sie!“ — Und auch ihre Thränen rannen auf des Kindes theures Haupt herab.

Nach langer Zeit richtete sich Elisabeth auf. Ihr Antlitz war bleich; aber ihre Züge sprachen innere Ruhe aus und die Entschiedenheit eines gewonnenen Entschlusses.

„Nun bin ich allein dein!“ sagte sie, der Mutter Mund küssend. „Es ist vorüber! Dank dir, gute Mutter, daß du den Vorhang wegzogst vor dem entsetzlichen Bilde. Du hast mich gerettet vom Verderben!“

„Und wirst du mit ihm reden heute Abend?“ fragte die Mutter mit bebender Stimme. —

„Ja,“ sagte Elisabeth, „ja, ich muß;“ und die Mutter sagte: „So thue es in Gottes heiligem Namen, aber schone sein Gefühl, es ist sein Vater.“

Elisabeth drückte schweigend ihre Hand und ging in das Kämmerlein.

IV.

Wenn Wasser wird Feuer,
Und Feuer wird Eis —
Dann höret der Haß auf,
Der glühet so heiß.
Volkslied.

Der „Saal" war ein eigenthümliches, uraltes Gebäude. Einst, als die „Thäler" noch kölnisch waren (und „Thäler" nannte man von uralten Zeiten bis heute die Orte Bacharach, Steeg, Oberdilbach, Manubach und die dazu gehörenden Weiler, Höfe und Mühlen, oder mit andern Worten, die Zubehör der Burgen Stahleck, Fürstenberg und Stahlberg), erbaute es ein Erzbischof, dessen Namen jedoch keine Urkunde überliefert hat. Es war das Lehenhofgebäude, die Vehme oder das Gerichtshaus, das Rathhaus, darin der „Vierthälerrath" tagte, das Landgefängniß (daher „Kummerhof," genannt), das Zehntgebäude, der Sitz des Saalschultheißen. In seinem Erdgeschosse waren mächtige Bogenhallen. Hier war das Kaufhaus, wo die berühmten „Weingabelungen" gehalten wurden. Mächtige Verließe und Keller bildeten seinen Unterbau. Breite Steintreppen führten zum zweiten und dritten Geschoß. Weite Säle befanden sich dort zu den bereits angegebenen Zwecken. Im dritten Geschosse waren die Wohnungsräume des Saalschultheißen.

Das Gebäude bildete ein großes Viereck aus starken Mauern. Gegen die Straße war in früherer Zeit ein weiter Balkon, wo der Stab gebrochen wurde, wenn Saalschultheiß und Rath den Blutbann gehegt. Oben gingen die Mauern in Zinnen aus, hinter welchen das Schieferdach sich erhob, das man jedoch von unten nicht sehen konnte.

Nachdem das Gebiet der vier Thäler als Kölnisches Lehen an die Pfalzgrafen übergegangen war, blieb der Saal Kölnisch, und, die Herrenrechte zu üben, wohnte allzeit der Saalschultheiß darin, wenn auch die Zeit Vieles geändert hatte. Erst im Jahre 1810

fiel das stolze Gebäude unter der Vandalenfaust der Franzosen und der Platz ist frei geblieben.

Es war Mittags etwa zwei Uhr, als mit gewaltigen Schritten Ursula Kreuzhöfer die Fleischgasse herauf kam. Sie trug ein Körbchen an ihrem linken Arm und war außergewöhnlich gut gekleidet. Ihr Gesicht war ernst, und das unstäte Auge sah in jeden Winkel. Sie schritt quer über die Gasse und verschwand in dem Bogenthore des Saales.

„Habt Ihr die alte Kreuzspinne in den Saal gehen sehen?“ fragten sich die Leute am Markte. „Was mag die drin wollen? Ist sie doch seit fünfzehn Jahren mit ihrem lieben Herrn verfallen?“

„Alte Liebe rostet nicht!“ sagte eine Obstverkäuferin.

„Nicht doch,“ sagte eine Wäscherin: „der alte Spitzbube da droben wird sich die Karte schlagen lassen, ob er noch Hoffnung hat, der Gemahl der armen Frau Dreis zu werden, die er so lange verfolgt hat, bis sie im Gotteshäuschen Frieden fand.“

„Ah, was,“ sagte ein Weinschröter, der auch dabei stand, „er wird sich das „Planetchen“ stellen lassen, wann er sterben muß, damit er die Leute noch wacker quälen kann, ehedenn er ein schöner Engel im Himmel wird.

„Alles falsch!“ sagte ein verdorbener Schneider, „er will bloß herausfinden, wo sein Josephchen seine alten Goldgulden gegen Scheidemünze umsetzt. Der Narr, ich könnt's ihm besser sagen, als die alte Hexe!“

„Ihr streicht alle im Nebel,“ fiel ein Schiffer mit blaurother Nase ein, „die alte Hexe geht zum Josephchen. Ihr wißt ja, daß sie kuppeln kann und im Gotteshäuschen sitzt ein Goldhähnchen, das er fangen möchte. Die versteht's!“

„Laßt mir das Mädchen ungehechelt!“ rief in diesem Augenblicke die Stentorstimme des alten Pankraz. „Ist's nicht genug, daß sie die alte Elster da droben arm gemacht hat, soll er sie auch noch in der Leute Mund bringen, durch seinen luftigen Buben?“

„Der Pankraz hat Recht,“ fielen plötzlich Alle ein, sie ist ein keusches, frommes Kind!“ —

Der Schiffer ging beschämt weg.

„Meiner Treu,“ sagte die Obstverkäuferin, dem Joseph nehm' ich's nicht übel, wenn sie ihm gefällt, denn etwas Schöneres hat die ganze, arme Pfalz nicht; aber ihr nähm's Jeder übel, wenn sie mit ihm anbände, denn er ist ein Bruder Liederlich, der's zum Aerger der Bürgerschaft mit den „Pfalzvergiftern“ hält, die Gott verdamme!“

„Ja wohl,“ sagten Alle, die im Knäuel standen, und Pankrazius Sulzbacher ging ruhiger von dannen, als er gewesen war, da Ursula im Saale verschwand. Mochten sie da droben aushecken, was sie wollten, an sein liebes „Kind“ sollten sie ihm nicht kommen, und der alten Kupplerin wollte er ja schon auf die langen Finger sehen und zu rechter Zeit ein Füßchen stellen.

Derweile war Ursula die breiten Stiegen bis zur wohlbekannten Thüre hinaufgeschritten. In ihr wallte es mächtig. Die Erinnerungen früherer Tage wurden wach, wo sie hier allein geherrscht, und die schnöde Art ihrer Entfernung aus diesem Regimente kam wieder lebendig in ihr Andenken. Es war keine freundliche Stimmung, in der sie, ohne anzuklopfen, die Klinke niederdrückte und eintrat.

Es war ein sehr geräumiges, hohes Gemach, dessen schwere Thüre Ursula rasch öffnete.

An den Wänden hingen alte Tapeten herab. Sie waren von Leder, und ehemals war, vermittels Einpressens, allerlei goldenes Laubwerk mit Vögeln darauf zu sehen gewesen, welche Verzierungen aber Alter, Staub, Oeldampf und Feuchtigkeit der Wände längst bis zur völligen Unkenntlichkeit vertilgt hatten. Hin und wieder hing ein Gemälde, in dessen dunkelm Grunde man zechende, flämische Bauern, geschlachtete Vögel und Thiere des Waldes, Blumen und Früchte oder auch wohl eine Darstellung aus der heidnischen Götterlehre erkennen mochte, deren Ueppigkeit nicht eben sehr zu Gunsten des sittlichen Gefühles des Mannes sprach, dessen Wände sie zierten.

Ein Kamin von feiner Steinmetzarbeit, welche die Belagerung

Troja's darstellte und wobei in seltsamer Laune oder völliger Zeitverwechslung der Steinmetze Troja mit Falconets und Feldschlangen von riesiger Größe beschießen ließ, nahm die hintere Wand fast ganz ein. Hohe Lehnstühle mit gepreßtem Leder überzogen, wie die Tapeten der Wände, standen wohlgeordnet umher. Ein venetianischer Spiegel hing an dem Pfeiler zwischen zwei großen mit Malereien verzierten Fenstern. Ein ungeheurer, eiförmiger Tisch befand sich in Mitten des Gemachs. Im Kamine loderte, trotz der Wärme draußen, ein großes Feuer, und vor demselben saß in einem mächtigen Polstersessel, beide dick mit Lammpelz umwickelte Füße auf einem ebenfalls gepolsterten Schemel ruhen lassend, der alte Saalschultheiß Molina.

Es war eine Gestalt von mittlerer Größe, feist und wohlgenährt. Der Kopf war kahl und glich fast einem Kapuzinerkopfe mit der Tonsura Petri. Die Wangen waren zwar etwas bleich, das Auge aber glänzte noch immer in unheimlichem Feuer und fuhr unstät umher. Die ganze Gestalt drückte etwas Aufgedunsenes, aber dabei Entnervtes aus, und nur das rubinenartige Leuchten der scharf vortretenden Nase ließ der Vermuthung Raum, als habe beim Becher der Alte seine etwaigen Kasteiungen nicht begonnen. Sah man indeß auf die Beine, so legte das heftige Zipperlein auch nicht gerade den rühmlichsten Beweis für den Gebrauch des Lebens ab.

Als der Alte Ursula erblickte, nahm sein Gesicht einen so zweideutigen Ausdruck an, daß es eben recht schwer gewesen wäre, zu enthüllen, ob Freude oder Unmuth den Vorrang habe, und, wenn Zwei das Entgegengesetzte vertheidigt hätten, so hätten am Ende Beide Gründe für ihre Behauptung finden mögen, insofern ihnen ein Blick in die Winkel dieses Herzens gestattet gewesen wäre. Das kleine, schwarze Auge blitzte die lange Gestalt an, deren letzte Reste von früherem leiblichem Ansehen die fünfzehn Jahre vertilgt hatten, die sie außer dem Hause zugebracht, das sie nun wieder ein Mal betrat, berufen von Dem, der sie damals nicht auf die glimpflichste Weise daraus entfernt.

In ihrem Auge glühte dunkles Feuer höchst unheimlich. An ihrem Geiste ging jene Zeit vorüber, wo ihre Alleinherrschaft hier geendet, nachdem sie dieselbe bis zum Aeußersten getrieben hatte, wo sie dann, wie Alles, in ihr Gegentheil umschlug.

Sie stand aufgerichtet da und blickte mit dem vollen Ausdruck eines Hasses, der sich des Augenblicks der Befriedigung freut, den Mann an, der jetzt, unfähig sich zu bewegen, ein Bild des Jammers, vor ihr saß. Ihr Mund zuckte vor innerem Drange, der Seelenstimmung vollen Ausdruck im bittern Worte zu gönnen; aber sie schwieg, der Anrede gewärtig.

Der Alte hatte sich endlich gesammelt und hob an:

„Ursula, ich habe dich rufen lassen, weil ich deiner bedarf.“

„Ganz recht, ganz recht,“ fiel sie ihm in die Rede, „sonst hätte ich lange gut im Gotteshäuschen gesessen; aber es muß doch weit mit euch gekommen sein, daß Ihr — meiner bedürft? Meiner — Ihr wißt wohl, warum ich das nachdrücklich sage.“

„Warum nicht, Ursula?“ sagte, sich bemeisternd, der Alte. „Du bist so erfahren in sympathetischen Mitteln, als du weltklug bist.“

„Viel Ehre!“ rief sie aus. „Hätt' nicht gedacht, das von Euch zu hören.“

Der Alte überhört den höhnischen Ton dieser Worte und fuhr fort: „Der Herr Gilzer hat mir gesagt, du habest dem alten Pastor von Lorch das Zipperlein mit einem Geheimmittel von Grund aus vertrieben, und“ — er stockte. „Doch“ — fuhr er nach einer Pause fort, „laß uns dies zuerst abthun!“ Man sah, er wollte noch eines zweiten Punktes gedenken.

„Nein, nein,“ rief Ursula, „ich will auch das Zweite wissen, was Ihr noch zurückhaltet!“

„Laß uns dies abthun!“ sagte er. „Ach, wie das sticht, zwickt, brennt und quält! Hilf mir, Ursula, ich bitte dich, und will's königlich lohnen; hilf mir nur von dieser Qual!“

„Ei, was Ihr sagt?“ fuhr sie auf. „Königlich lohnen? O, ich weiß, was das bei Euch sagen will, denn Ihr seid in Geiz und

Verrath eine Judasseele. Habt Ihr denn nicht gehört, daß Sympathie nicht bezahlt werden darf? Wie dem aber sei, der fette Gilzer hat Euch belogen, ich weiß kein Mittel gegen das Zipperlein, denn das ist die Zuchtruthe für alle Sünder, wie Ihr einer seid. Je mehr es zwickt, desto besser, denn nun werden Euch die Augen aufgehen, und ich glaube, Ihr habt das Zipperlein eben so gut im Gewissen als in den Füßen. Ihr habt Euch verrechnet, schlauer Fuchs. Zappeltet Ihr drüben am pfälzischen Galgen im Niederthal und ich könnte mit einem Schnitte den Strick abschneiden — glaubt Ihr, daß ich es thäte? Habt Ihr vergessen, wie Ihr mich hinausstießet aus Eurem Hause, wie ein altes Geräthe, was man nicht mehr verwenden kann? — Nein, wenn Ihr von mir Barmherzigkeit erwartet, so irrt Ihr!"

„Weib, du bist ein Satan!" schrie der wutherfüllte Alte, in dem noch italienisches Blut kochte.

„Für Euch, ja!" sagte kalt Ursula, „und das macht mir Freude."

„Ach, Urselchen," rief er, sich herabstimmend, aus, „hab' Erbarmen mit mir!"

„Urselchen! Urselchen!" höhnte die Alte; „bin zu lang für die Abkürzung und sie ist zu kurz für mich. Der Speck reicht nicht aus, die Maus zu fangen. Hat nicht der arme Dreis in der Folterkammer auch so zu Euch gefleht? Habt Ihr ihn erhört? Nein, „besser zugedreht!" rieft Ihr den wälschen Henkersknechten zu. Wißt Ihr's noch? Ich hab's gehört mit meinen Ohren! Wollt Ihr's läugnen?"

„Weib," schrie der Alte, „was geht das dich an?" —

Er zitterte wie ein Espenlaub im Winde.

„Nun, nun," sagte Ursula mit entsetzlichem Lachen, „ich denke mir, die Erinnerung an solche Schandthat müßte unvertilgbar sein und Euch noch ganz anders zwicken, als das Zipperlein in den Beinen. Weiß kein Mittel dafür. Der Gilzer hat Euch belogen. Wollt Ihr sonst noch etwas?"

Der Alte bebte vor dem Weibe, das alle seine Thaten kannte.

Er gewann kaum den Muth, das auszusprechen, was ihn mehr quälte, als das Zipperlein, die nagende Sorge um Joseph's Verhältniß zu Elisabeth. Endlich sammelte er sich.

„Ursula,“ sagte er bittend, „vergiß doch, was hinter uns liegt. Ich habe gefehlt, du aber auch, sonst wärest du noch hier im Hause.“ —

„Da irrt Ihr,“ fiel ihm Ursula in die Rede. „Der Hauptfehler liegt an der Zeit, die mich alt werden ließ. Ja, ja, da liegt's. Ihr versteht mich schon. Das Bärbelchen war jung —“

„Ursula,“ rief der Alte, „weißt du nicht, daß deine Herrschsucht unerträglich war?“

„Gewiß weiß ich das,“ höhnte sie; „drum wurde Bärbelchen Herrscherin!“

Molina war außer sich. Er fand keine Handhabe, wo er die Alte fassen konnte. Er begann zu zweifeln, ob er zu seinem zweiten Punkte käme.

„Ursula,“ hob er endlich wieder an, „man sagt mir, du littest Noth. Kann ich helfen?“

„Man hat Euch belogen,“ entgegnete Ursula mit innerem Triumphe. „Ich habe nie besser gelebt, als jetzt, wo die reichen Mädchen, wie Emmerenzia Gilzer, fürs Kartschlagen mich reichlich lohnen, weil ihnen die Franzosen gefallen.“

„Ach,“ fiel ihr der Alte ins Wort, „da nennst du einen mir werthen Namen. Sie wird doch nicht?“ —

„Ei warum denn nicht?“ fragte Ursula. „Meint Ihr, die sauberen französischen Offiziere sollten den Mädchen nicht gefallen? Die hat auch keinen Kiesel, wo Andere das Herz haben!“

„Sie soll ja die Braut meines Sohnes werden!“ platzte der Alte heraus.

Ursula lächelte, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken lief.

„So,“ sagte sie gedehnt. „Habt Ihr Euch da nicht verrechnet?“

Der Alte sagte: „Das ist Alles geordnet zwischen Gilzer und mir.“

„Da habt Ihr aber noch Jemand vergessen!“ versetzte Ursula.

„Wen denn?“

„Mich! mich! Herr Molina,“ rief sie mit gellender Stimme. „Mich habt Ihr vergessen; und ich will's nicht. Versteht Ihr mich? Ich habe geschworen, daß die Sünde, die Ihr an Frau Dreis und ihrem Engelskinde begingt, dadurch gut gemacht werden soll, daß Euer Sohn Joseph sie heirathet, sie, das arme Kind aus dem Gotteshäuschen, und er will's auch. Was habt Ihr dagegen? Ha! ha! ha! Springt bis hinauf, wo die Wolken des Himmels gehen, trotz Euerm Zipperlein, und sie wird doch sein Weib. Ihr solltet mir's danken, daß ich Eure Sünden gut mache!“

„Danke dir's der —“ rief Molina.

„Halt! halt!“ sagte Ursula, „ruft Euern Bundesgenossen nicht. Er könnte kommen vor seiner Zeit.“

Der Alte fuhr entsetzt empor, sank aber unter Schmerzgeheul wieder in den Lehnstuhl zurück.

„Ursula,“ flehte er, „ich will dir Geld geben, so viel du willst, kupple nicht den Joseph an das Bettelmädchen!“

„Wer hat des achtbarsten Bürgers Kind, das Kind eines Rathsbürgermeisters, in das Gotteshäuschen getrieben und es zum Bettelmädchen, zur Waise gemacht? — O, das sind ja schöne Geschichten! Erst den Vater morden helfen; dann das Geld abschwören! Meiner Treu! Und dann es „Bettelmädchen“ schimpfen! Euch wär's eine Ehre, wenn sie Joseph's Frau wäre, und die Hölle in Eurem Gewissen würde vielleicht um Vieles milder.“

„Ursula,“ stöhnte er, „sei menschlich!“

„Waret Ihr's gegen Dreis?“ fragte sie. „Waret Ihr's gegen mich, als Ihr mich hinausstießet, die Genossin Eurer Sünden? Wart Ihr's, als ich darbte in der ersten Zeit, bis ich mir meinen Erwerb gesichert? Wart Ihr's, als ich mich nach Eurem Kinde sehnte, an dem mein Herz hing, und Ihr verbotet's ihm, zu mir zu gehen? — Nein; er heirathet Elisabeth, so wahr ich Ursula heiße, und des Kindes Anblick muß Euch alle Tage an Euere Verbrechen mahnen.“

„O du Teufel!“ rief Molina, „fort mit dir!“ Er schäumte vor Grimm, aber er mußte sich verzehren in schmählicher Wuth. Er suchte nach einem Werkzeug, um es nach ihr zu schleudern, aber er fand keins.

„Bemüht Euch nicht,“ höhnte sie. „Es ist kein italienischer Dolch zur Hand.“

„Morgen lasse ich dich in das tiefste Verließ des Kummerhofes stecken!“ rief er, „wo du verderben sollst vor Hunger!“

Sie lachte laut auf. „Wo sollte Euch der Muth herkommen?“ fragte sie höhnend. „Ich würde ja dem Rath Euren Sündentopf aufdecken. Ich werde ihn in den Keller führen — wo — wo — vielleicht — noch Reste sind, die Euch verderben müssen!“

Molina hielt beide Hände vor die Ohren, daß er nicht höre, was sie sagte.

„Warum wollt Ihr nicht hören, Herr Saalschultheiß?“ fragte sie, näher tretend. „Gebt Euer Jawort zu Joseph's Heirath mit Elisabeth oder ich rede! — Gebt Ihr mit Zinsen das gestohlene Geld oder ich sage auf dem Markt Alles, was ich weiß. Und wenn ich hängen muß am Kurpfälzer Galgen, so hab' ich doch die Freude, daß Ihr bei mir hängen werdet. Es ist doch eine hübsche Sache um Gesellschaft!“

Der alte Mann war in sich zusammengesunken. Sein Auge sah starr und glasig vor sich hin. Sein Haar war emporgesträubt, die Arme hingen machtlos herab.

Ursula rüttelte ihn, aber er schien gefühllos.

Da packte sie selbst eine höllische Angst. Es war ihr, als sähe sie höllische Geister vor sich, als höre sie das schreckliche Gahren der verrosteten Kellerthüre, das Pfeifen der trockenen Foltergeräthe. — Von unsichtbarer Macht gepeitscht, floh sie aus dem Hause, dessen Räume Zeugen von Entsetzlichem waren, was sie bloß angedeutet. Sie floh die Stiege hinab, und erst, als sie aus dem hochgewölbten Thore der Hallen des Untergeschosses trat, nahm sie wieder ihre ganze Kraft zusammen. Ihr Gesicht war ruhig. Um ihren Mund spielte ein zufriedenes Lächeln, und Niemand hätte ahnen

mögen, welcher Sturm unter dieser glatten Oberfläche tobte, und wie es in dem Herzen aussah, das trotz der genommenen Rache bebte bei der Erinnerung eigner Schuld.

V.

Wie ist's so still im Häuslein hier,
So einsam und so leer;
Denn Niemand theilt die Freud' mit mir,
Kommt freundlich zu mir her.
Und die ich lieb', die liebt mich nicht —
Wie? wird das Aug' mir trüb?
Laß ab, laß ab! das Herz schier bricht,
Es bricht in treuer Lieb' —!

Rheinisches Volkslied.

Der Abend sank herab auf die Fluth des Rheines, mild und freundlich, fast wie ein Frühlingsabend. Ueber Lorch stieg der Vollmond herauf, aber nicht golden und klar, sondern blutig roth, denn der Herbstnebel schwebte schon über dem breiten Rheinthal. Es war ein Anblick, wie er am Rheine zwar nicht selten, aber dennoch stets das empfängliche Gemüth spannend ergreift. Ein eigenthümliches Licht lag auf den vom Abendwinde sanft gekräuselten Wogen, die röthlich schimmerten; ein eben so wundersames Licht lag auf den Bergen, auf der Stadt.

Jetzt hoben die mächtigen Glocken von St. Werner und der Hauptkirche über den Strom her, getragen von seinen Wellen, wunderbar zu klingen an. Morgen war Sonntag.

Alles war sonst so stille. Nur ein Kahn glitt leise über die Wellen. Ein Jüngling saß darin und strich sanft mit dem Handruder durch die rothschimmernde Fluth.

Jetzt, als das herrliche Geläute erschallte, legte er das Ruder auf seinen Schooß, faltete seine Hände und betete leise, aber innig. Er saß lange stille da. Die Fluth trieb den Kahn gegen „die Insel.“ Das stärkere Rauschen weckte ihn. Zwei gewaltige Ruder-

schläge — und der Kahn hatte den Punkt wieder erreicht, von dem ihn die Fluth hinabgetrieben.

Der Jüngling blickte in das schäumende Element am „Altarsteine“ zurück und sagte: Was wär's denn gewesen? — Um mich trauerte Niemand.

Und dennoch, als wäre dies Wort eine Lüge, ruderte er nun stärker, und bald legte er den Kahn am Ufer fest.

Das Netz war voll Fische. Er öffnete seinen Fischkorb, that sie hinein, schloß ab und trat, nachdem der Kahn an den schweren Stein mit eisernem Ring angeschlossen war, ans Ufer.

Noch einmal sah er über die Fluth. Die Nebelschichte hatte sich tiefer gesenkt, der Mond strahlte silberhell und auf den Wellen zitterte sein Schimmer wie Tausende mattflimmernder Sterne.

Wohin denn jetzt? fragte er sich. Ins leere Haus? — Nein! Was soll ich in dem leeren Stübchen mich alleine härmen? O, Elisabeth! seufzte er leise, könnt' ich bei dir ein Stündchen kosen, wie selig könnte ich einschlummern. So aber. — Ich will in den „Stern“ gehen und ein Glas Bier trinken.

Er schritt den Rheindamm entlang und bog zum „Fleischthörchen“ ein, nicht ohne einen Blick hinauf zu senden, wo sein stilles Lieben seinen Angelpunkt hatte. Dort flimmerte ein Lämpchen durchs Fenster. Sie saß gewiß noch und nadelte an einem Kleide, was morgen eine Reiche schmücken sollte — und sie ging im bescheidenen, armen Kleidchen daher, sie, die eine Krone tragen könnte!

Das und derlei dachte der Jüngling, als er sich an die Mauer des Hauses lehnte, welches den Winkel der „Fleisch-“ und „Untergasse“ bildete, dem Sternwirthshause gegenüber. Dunkler Schatten lag dort, wo er lehnte.

In diesem Augenblicke rannte Jemand vom Gotteshäuschen her die Mauertreppe neben dem „Fleischpförtchen“ herab mit einer seltsamen Hast. An Conrad vorüber wollte Joseph Molina, — denn Conrad erkannte ihn sogleich — die „Fleischgasse“ hinauf eilen, aber zwei Franzosen kamen herab die Straße und fingen ihn

auf. Es waren der Marquis de la Feuillade und Montbrisard, sein Freund.

„Wohin so rasch?" fragten sie den Genossen ihrer Spiel- und Trinkgelage.

Was Joseph antwortete, verstand Conrad nicht; aber die Beiden zogen ihn mit sich, und bald waren sie im gewölbten Thore des „Sterns" verschwunden.

Konrad stand wie gefesselt. Sein Herz schlug fast hörbar. Seine Glieder bebten und die Fäuste ballten sich krampfhaft.

Wo kam er her? fragte er sich endlich, ruhiger geworden. O, sie hatte gewiß ein Kosestündchen mit ihm, dem Unwürdigen, der sie doch verräth — und dich, dich, der du sie so innig liebst, dich verschmäht sie!

Ein unaussprechlich bitteres Gefühl erfüllte ihn, und es wurde ihm so weh um's Herz, daß er wünschte, er hätte seinen Kahn zerschellen lassen drüben am „Altarsteine."

So stand er noch da, als abermals eine Gestalt denselben Weg über die Mauer kam. Der Gang war leise und schleichend. Man sah es der Gestalt an, daß sie nicht wollte gesehen sein.

Bei der Erscheinung dieser Gestalt wurde Conrad aus seinen düstern Gedanken und Gefühlen geweckt. Der Mond war durch eine Wolke verschleiert worden; man konnte die Umrisse nicht genau unterscheiden, und so scharf auch des Jünglings Auge war, so mußte er sich doch anstrengen, um bei dem Näherkommen des Schleichers seinen Vetter Pankraz zu erkennen.

Pankraz, dessen vom Alter getrübtes Auge so wenig die im tiefen Schatten lehnende Gestalt Conrad's gesehen, als die schärferen Augen der Franzosen und ihres Genossen, fuhr in jähem Schrecken auf, als ihn eine kräftige Hand aus dem Dunkel am Arme faßte.

Der Ton der wohlbekannten Stimme in dem gepreßten „Woher?" ließ ihn jedoch schnell das Erschrecken vergessen.

„Von der Mauer," sagte er flüsternd. „Ich habe Wache gestanden, denn Joseph und das „Kind" hatten eine Zusammenkunft."

„Also doch!“ stieß Conrad hervor und ließ mit einem Stoße des Alten Arm fahren.

„Nun, wirf mich um!“ zankte Pankraz; „wirf mich um, als Lohn für die Sorge für dich!“ —

„Was hilft mich Alles?“ stieß Conrad hervor, und der Ton, mit dem er die Worte sprach, gab Zeugniß, wie das Aufgebenmüssen seiner schönsten Hoffnungen sein treues Herz zerriß.

„Sei gescheidt, Conrädchen,“ sagte Pankraz, „jetzt hast du am wenigsten Ursache, so verzweifelt Alles aufzugeben? Soll ich dir sagen, was ich gehört?“

„Ich mag's nicht wissen! Gute Nacht!“ — sagte Conrad und wollte rasch um die Ecke biegen.

„Narr, du,“ rief Pankraz, und hielt ihn fest am Wamms. „Hör' doch erst, wie's steht.“

Conrad gehorchte fast willenlos, und Pankraz erzählte: „Heute hat ihre Mutter ihr Alles gesagt, was längst alle Welt weiß, nur ihr von der Mutter verschwiegen worden war, weil sie den stillen Frieden ihrer Seele durch so schreckliche Kunde nicht erschüttern wollte. Elisabeth hat in den bodenlosen Abgrund geschaut, der sie auf ewig von Joseph trennt. Schon heute früh hatte er sie um eine Unterredung angefleht. Sie wollte ihn nicht sprechen, denn sie kennt sein liederliches Treiben mit den Franzosen. Nun aber drängte es sie, mit ihm zu reden, und sie hat es gethan. O, Conrad, das „Kind“ ist ein Engel. Sie hat geredet wie ein Pfarrer. Mir ist's durch die Seele gegangen, wie ein zweischneidig Schwerdt. Und nachdem sie ihm gesagt, daß er von ihr ablassen sollte, daß sie ihn nicht lieben dürfe, daß Vater- und Mutterfluch auf ihrer Liebe ruhen würde, hielt sie ihm eine Predigt, Conrad, sie hätte ein steinern Herz weich gemacht.“ —

Allmählig war bei Pankraz's Rede die Eisrinde geschmolzen, die der Schmerz um des Jünglings Herz gelegt. Ruhiger hörte er die Erzählung an. Immer mehr Theilnahme zog seine Seele zu den Worten des Redenden, und nach und nach hob mit der Hoffnung die Begierde, mehr zu erfahren, bei ihm an.

„Was that er?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Was er that, Conrad? Er wollte reden, wollte Einwürfe machen, aber das Mädchen ließ ihn nicht. Sie mußte ihr Herz erleichtern. Und doch wie weich und sanft hat sie ihm das Härteste gesagt, seines Vaters Schandthat an dem ihrigen, an ihrer Mutter! Er schwieg zuletzt ganz, und mir schien's, als weine er. Mit einem Male rief er aus: „Es ist Lüge, höllische Lüge, ersonnen, uns zu trennen!“ Aber da erhob sie ihre Stimme, daß es mir durch Mark und Bein drang, und sagte: „Es ist schreckliche Wahrheit!“ Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber sie stieß ihn sanft zurück und sagte: „Berühre mich nicht, wir sind für ewig geschieden!“ Darauf verschwand sie. Er stand noch lange im Mauerfenster, als müsse er sich erst Alles zurecht legen, daß er es begreifen könne. Dann rief er aus: Ich will ihn selber fragen! Er muß mir Rede stehen, und wenn auch das letzte Band, das kindlicher Liebe und Achtung zerreißen muß!“ Und nun rannte er davon. Er ist heim zum alten Sünder, und Gott erbarme sich über den Auftritt zwischen Vater und Kind, der jetzt Statt haben mag.“

Ein tiefer Seufzer löste sich aus Conrad's Brust. Es war ihm, als würde ein Berg von seiner Seele gehoben.

„Wenn du schon lange hier stehst,“ sprach Pankraz, „so mußt du ihn vorbeieilen gesehen haben.“

„Ja, ja,“ sagte darauf Conrad. „Er kam aber nicht weit, denn seine Spießgesellen, die beiden liederlichen Pfalzvergifter haben ihn hier abgefangen, und nun sitzt er im „Stern“ und knöchelt oder landsknechtet mit ihnen.“

„Großer Gott!“ seufzte Pankraz, und faltete die Hände. „Er war ein gutes Kind, aber seit er in Heidelberg studirte, ist er auf Wege gerathen, die nur zum Verderben führen können, und hat sich auf die flache Seite gelegt. Wer das so schnell vergessen kann, was ihm das „Kind“ sagte, an dem ist Hopfen und Malz verloren!“

Beide standen eine Weile in tiefes Nachdenken versunken. „Gute Nacht!“ sagte abermals Conrad. Er wollte heim, denn es

war ihm jetzt ein Bedürfniß, allein zu sein und seinen Gedanken nachzuhängen; abermals faßte ihn Pankraz am Arm.

„Eile nicht so,“ sprach Pankraz bittend. „Ich habe dir noch Eins zu sagen, was mir schwer auf der Seele liegt. Heute Nachmittag trug Elisabeth der Bürgermeisterin ein Kleid, das sie ihr gemacht. Du weißt, ich folge dem „Kinde“ überall, wie sein Schatten! Da kam ihr der Franzose, der Feuillade, entgegen, und sein Habichtblick erkannte schnell den Reiz des Mädchens. Mochte sie das Tuch, das ihr schönes Gesichtchen verhüllte, tiefer herabziehen — es war zu spät. Er stand wie ein Bezauberter da, als sie leicht über die Steine der Gasse hinwegschwebte. Du kennst ja ihren Gang, so leicht, daß man ihn kaum hört! Unglückseliger Weise begegnete ihm der Trunkenbold, „der Sternwirth,“ dem er ein guter Kunde ist, und die Zwei wälschten nun miteinander. Ich verstand kein Wort, aber ich hörte von dem Sternwirth des „Kindes“ Namen nennen, und sah, wie er wieder mit ihm die Fleischgasse hinabging und ihm das Gotteshäuschen wies, wo sie wohnt. Begreifst du, daß ihr Gefahr droht? Ist dir klar, daß wir wachen müssen, und daß vier Augen kaum hinreichen werden, den schlauen Wüstling zu beobachten und ihre Thüre zu bewachen?“

Conrad erschrack. Kaum wich eine Sorge von seiner gequälten Seele, so legte die andere sich schon wieder eben so schwer darauf und umstrickte sein Herz, wie der Polype seine Beute. Er drückte des treuen Alten Hand und sagte fest: „Mir stehen mehr Augen und Arme zu Dienst, als Ihr wißt. Gute Nacht!“ —

Der Alte wandte sich seinem Häuschen zu, dessen knarrende Thüre sich bald hinter ihm schloß, aber Conrad trat in den „Stern“ und setzte sich in die Ecke des Ofens.

Das Zimmer, wo er Platz nahm, umschloß nur noch einen Gast außer ihm. Es war ein alter Kürschner, der viel in der Welt sich umgesehen, aber außer seiner Kunst wenig mehr in die Vaterstadt gebracht, als einen unbesiegbaren Durst. Er schlief sanft, als Conrad eintrat, und selbst das laute Parliren in dem hellerleuchteten kleinen Nebengemache, wo Joseph und seine Spieß-

gesellen saßen und würfelten, konnte ihn nicht wecken; als aber Conrad sich an ihm vorüber wand, um die ziemlich finstere Ecke zu gewinnen, stieß er mit einem Metallknopfe seines Wamses an des Kürschners Glas. Dieser Ton weckte den Schläfer auf der Stelle, und mit instinctartiger Hast griff er nach dem Glase, von dem er glauben mochte, er habe es selber mit dem Arme berührt, und es drohe sein goldnes Naß auf den Tisch zu ergießen, während er ein besseres Plätzchen für diese edle Thräne wußte, die er am Boden übrig gelassen.

Mit wunderbarer Sicherheit ergriff er das Glas und sog den Rest mit einem unaussprechlichen Tone schnalzenden Behagens ein. Blickte aber wehmüthig auf des Glases nun trockenen Boden.

Jetzt sah er seinen neuen Nachbar.

„Ei, sieh' da, Schiffer Aichspalter," sagte er freundlich, „ein seltener Gast hier, ein seltener Vogel, in der That. Und so spät noch?"

„Nicht so selten, und nicht so spät, wie Ihr meint, Meister Vogel," sagte Conrad. „Möcht' auch 'mal ein Schöpplein Diebacher Feuerwein trinken, den der Sternwirth überaus gut aus dem Keller des alten Eberhard in Diebach erstanden hat."

„Feuerwein?" dehnte mit großen Augen der Kürschner, „das ist ein Tropfen, der ist nur für vornehmer Leute Kehlen. Ich trinke mein Schöpplein aus der „Wolfshöhle" gegen Steg zu; Ihr wißt ja. Er ist auch nicht zu verachten."

„Gewiß nicht," versetzte Conrad, „aber ich hab' heut' einen rechten Fischzug Petri gethan, bin wacker naß geworden und möchte darum von innen heraus einheizen, damit's nichts schadet. Wollt Ihr mein Gast sein? Ihr wißt, ich bin ein Liebhaber von Geschichten aus fremder Herren Länder, und die habt Ihr reichlich erlebt und gesehen."

„Hm! Warum das nicht?" schmunzelte der durstige Bruder. „So laßt 'mal Eins kommen, und wir wollen dann sehen, was Euch gefällt."

Vogel's schwimmende Säuferaugen blitzten noch einmal auf,

als der Wirth das Schöpplein des seltenen Weines vor sie hinstellte und maschinenmäßig sein: Wohl bekomm's! sagte. Dieser Feuerwein war ein Produkt der Kunst in den Vier Thälern, besonders in den Dörfern Manubach und Oberdiebach. Der süße Most wurde in Fässer gefüllt, und diese in eigene, enge, niedere, völlig feuerfeste Gewölbe gelegt und dann bis zu einem gewissen Grad in dem Fasse gekocht. Das ganze Verfahren war nur im Besitze weniger Winzer, die mit dem „Feuerweine" sehr gute Gewinne erzielten. Begreiflicher Weise war er eben so stark und süß, als theuer, und mochte darum nur selten den Schoppenstechern zu Theil werden, während er als Handelsgut weit in die Ferne ging. Mit seliger Lust schlürfte Vogel das edle Getränke und wollte eben eine Erzählung anheben, als Conrad plötzlich ihm ins Ohr raunte: „Was parliren die da drinnen doch? Ihr seid in Frankreich gewesen; versteht Ihr ihre Sprache?" —

„Ob ich sie verstehe?" gegenredete Vögel. „Das mein' ich! War drei Jahre in Paris und sollte die schnatternde Sprache nicht verstehen? Ist's Euch drum zu thun, so will ich Euch Wort für Wort verdollmetschen!"

Ehe indeß Conrad eine Sylbe zu antworten vermochte, wurde die Stubenthüre heftig aufgerissen. Molina's Magd stürzte glühend und fast athemlos herein.

„Ist unser junger Herr hier?" fragte sie mit Hast.

„Der sitzt da drinnen bei seinen lieben Genossen!" sagte mit grimmigem Ausdrucke der alte Kürschner Vogel, und das Mädchen stürzte in die Thür.

„Junger Herr," rief sie aus, „seit länger denn einer Stunde suche ich Euch in der ganzen Stadt. Eilt, eilt, Euern Vater hat der Schlag gerührt. Er ist gelähmt und sprachlos. Jesus, Maria, Joseph! Was für ein Jammer und Elend ist das. Kommt, kommt schnell!"

Betäubt von der Schreckenskunde, saß Joseph einen Augenblick, dann sprang er über den Tisch und eilte hinweg, ohne sein Geld einzustecken, dessen sich die Franzosen ohne Weiteres bemeisterten.

Von dem Vorgange begriffen sie nichts, bis der Wirth ihnen die Sachlage erläuterte. Ein bemitleidendes Kopfwiegen war der Tribut der Theilnahme. Im nächsten Augenblicke verlangten sie eine neue Flasche Feuerwein, und begannen nun ein Gespräch, dessen Inhalt Conrad's Theilnahme schneller von dem harten Geschick Joseph Molina's ablenkte, als es unter andern Umständen sein gutes Herz würde gestattet haben.

Vogel verdollmetschte eifrig und treu, und Conrad vernahm, daß Feuillade seinem Freunde Montbrisard erzählte, wie ihm heute das reizendste Geschöpf begegnet sei, das er je erblickt. Mit dem Feuer einer unreinen Phantasie, aber mit einer Gluth schilderte er Elisabeth's bezauberndes Wesen, daß man es jedem Wort anmerkte, wie tief der Eindruck sei, den das Mädchen auf ihn gemacht haben müsse.

O, wie gerne hätte jetzt Conrad in seinem Grimme gethan, was Pankraz als bloße hyperbolische Redeweise im Munde führte, wenn er zornig war, nämlich dem Franzosen den Hals gebrochen, der durch seine lüsterne Schilderung das Mädchen entweihte, das wie eine Heilige in Conrad's Seele herrschte; aber er mußte sich zusammen nehmen; denn es ahnete ihm, da der Wein die Zungen zu lösen begann, er werde mehr hören, was ihm zu erfahren so wichtig war.

In höchst frivoler Weise verlief das Gespräch der beiden Soldaten, die in dem Räuberleben in der Pfalz den letzten Rest bessern Gefühls verloren hatten, welches ihnen das Leben am Hof ihres allerchristlichsten Königs übrig gelassen. Alles drehte sich um das schöne Mädchen, das zu sehen Montbrisard vor Begierde brannte.

Immer vertraulicher wurden die Helden. Feuillade rühmte sich der Fortschritte, die er in Emmerenzien's Gunst mache, unterließ es aber nicht, ein reiches Maß von Hohn und Spott über ihre Person auszugießen. Endlich kam man auf die Versuche, die schöne Jungfrau im Gotteshäuschen näher kennen zu lernen.

Nicht ohne Erstaunen vernahm Conrad, wie genau die Franzosen mit den Eigenschaften Ursula's bekannt waren, und wie sie auf

ihren Beistand rechneten; sollte aber Alles mißglücken, so blieb ja das Aeußerste, doch Sicherste, — Gewalt, womit man sie ihrer Mutter zu entführen beschloß.

Dies war das Ende der Unterredung. Mit kochendem Blute saß Conrad an seiner Stelle, als die edlen Helden der Pfalz vorüber wankten. Klugheit gebot ihm, an sich zu halten; aber Pläne auf Pläne durchkreuzten seinen Kopf, als er die leere Untergasse hinschritt und endlich sein stilles, friedliches Häuschen erreichte, ohne zu bemerken, daß drüben die junge Wittwe Wache hielt, und den Kopf darüber schüttelte, daß auch dieses Muster von Ordnung und Eingezogenheit die Grenzen zu überschreiten begönne, die sie so strenge bisher von ihm beobachtet wußte.

VI.

„Wälsches Blut — ein siedend Feuer;
Wälsches Herz — ein Ungeheuer;
Wälsche Lieb' ist Thränensaat —
Heil! wer sich davor gehütet hat!"
Altes Landsknechtsprüchlein.

Um die große und schöne Kirche zieht sich links vom Chore der Markt, der sich bis zum Saale ansehnlich erweitert. Alte, hochgiebelige Häuser begrenzten ihn gegen den Münzbach hinauf, der, weiter oben überwölbt und mit Wohnungen bedeckt, erst hinter dem Saale wieder frei wurde. Zwischen dem dritten Hause von der Marktecke aufwärts zog sich ein schmales Winkelgäßchen durch, das hinter dem Saale her wieder zu der Obergasse führte, wie der verlängerte Markt hier hieß, und mündete der Fleischgasse gegenüber, rechts; links führte ein schmaler Durchgang zu einem Steg über den Münzbach und mündete in die am Berge sich hinziehende Rosengasse, welche oben, wo der Bach überwölbt war, sich mit dem Ende des Marktes verband, und unten vor der „Münze" in einen freien Platz auslief, den ein breiter Bogen mit dem Thore des

Bereiches verband, welcher dem Hospitale zum Heiligen Geiste gehörte, und ein für sich abgeschlossenes, jenseits aber mit der Fleischgasse wieder verbundenes Ganze ausmachte.

Es war etwa neun Uhr des Morgens. Der Himmel war tiefblau. Kein Wölkchen schwamm im reinen Aether. Die Strahlen der Sonne hatten schon früh Alles wahrhaft sommerlich erwärmt. Um zehn Uhr sollten die Mönche, welche die Franzosen überall begleiteten, die Messe in der Kirche feiern, in welche sie mit gewaffneter Hand waren eingeführt worden.

Drinnen im Gotteshause erklang jetzt der mächtige Choral: „Verzage nicht, du Häuflein klein“ ꝛc. Darauf sprach der Geistliche den Segen über die Gemeinde, die Portale öffneten sich und, wie es alte Ordnung war, traten züchtig Frauen und Mädchen zuerst heraus. Scheue Blicke überflogen den Markt, und die erbleichenden Gesichter verriethen die Seelenangst, welche die Meisten ergriff bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot.

Auf dem Markte standen truppweise Franzosen aller Grade, die sich hier gesammelt, um frivolen Spott mit den Frauen und Jungfrauen zu treiben, auch wohl die Beleidigungen des besseren Gefühles noch weiter zu treiben, je nachdem Rohheit und Uebermuth es ihnen eingab. Viele blieben zitternd auf der hohen Treppe stehen; Andere eilten, so schnell sie ihre Füße trugen, einem nahen Hause zu. Die Verwirrung war grenzenlos. Angstgeschrei und Hohngelächter mischten sich im schauerlichsten Grade.

Jetzt drängten die Männer und Jünglinge sich hervor, und bald kam es auf dem Markte zu einem Handgemenge zwischen Vätern, Gatten und Brüdern der beleidigten Frauen und den Franzosen, was einen immer ernsteren Charakter annahm. Der Friede des Sabbats, der Segen der gottesdienstlichen Andacht war dahin! Säbel blinkten im Sonnenlicht und Schiffermesser zischten, und hier und dort wälzten sich schwer getroffene Männer in ihrem Blute. Jetzt heulte die Sturmglocke. Die Bürgerschaft eilte herbei, bewaffnet, wie es Eile und Zorn gestatteten. Die Frauen flohen und Männer standen kämpfend den Männern gegenüber.

Ehe sich diese Auftritte auf dem Markte steigerten, trat mit den meisten Frauen Elisabeth aus dem Portale der Kirche.

Ein Blick ließ sie errathen, was sie dort unten erwarte, und schnell entschlossen, suchte sie die jenseitige Häuserreihe und jenes Gäßchen zu gewinnen, dessen bereits gedacht worden ist; allein dorthin hatte sich eine solche Zahl Rettung suchender Frauen und Mädchen gedrängt, daß an ein rasches Durchkommen nicht zu denken war.

Einem flüchtigen Blicke wies sich der obere Theil des Markts als leer, wo man, um eine scharfe Ecke biegend, in die Rosengasse gelangte. Nicht eine Minute säumend, flog Elisabeth dorthin, wo sie den rohen Spässen der Unholde entgehen zu können glaubte.

Ohne daß es jedoch das angstvoll bebende Mädchen ahnen konnte, bereitete ein Mißgeschick ihr dort, was sie hier floh; denn nachdem sie an dem Fenster von Emmerenzia Gilzer vorübergeschritten und mit ihr geliebäugelt hatten, schlenderten die zwei Freunde, der Marquis de la Feuillade und der Hauptmann Montbrisard, die Rosengasse herauf und standen eben jenseit dieser, auf der Ueberwölbung des Münzbaches, als Elisabeth daher flog.

Höher glühten die Wangen des engelschönen Gesichtchens, rascher hob sich die angstgequälte Brust. Kaum berührte der kleine Fuß das Pflaster der Straße. Wer sie so sah, mußte aufmerksam werden; denn die nette, schwarze Sonntagstracht hob die ganze, schlanke Gestalt in der schönsten Rundung der jugendlichen Formen hervor. Das schwarze Sammthäubchen umschloß das unaussprechlich liebliche Oval des Gesichtes. Die weißen kleinen Hände preßten das Gesangbuch gegen die hochschlagende Brust.

„Heiliger Dionys!" rief Montbrisard aus, als er das Mädchen sah, „Feuillade, sieh' 'mal diese holde Grisette!"

Rasch fuhr dieser herum, und als nun auch er sie sah, stieß er die Worte hervor: „Das ist sie, von der ich dir gestern sagte!"

„Ich muß sie küssen!" rief Montbrisard, und in demselben Augenblicke schon reichten sich Beide die Hände, streckten die beiden freien Arme aus und traten so der Eilenden entgegen.

Jetzt erst sah Elisabeth, was ihr drohte. Einen Moment schien alles Leben aus ihr gewichen, aber im nächsten kehrte mit der wachsenden Angst auch ihre Entschlossenheit zurück.

Sie sah, daß zwischen Montbrisard's Hand und der hohen, überdachten Treppe des Judenhauses, vor dem sich diese Scene entwickelte, ein freier Raum war.

Wie die Gemse, wenn der Schütze ihr naht, in Todesangst, aber dennoch mit sicherem Blicke den Raum messend, über den Abgrund wegsetzt, so erspähte das geängstete Mädchen, daß der nahe Abweisestein, der die Treppe des Judenhauses vor den Rädern der Wagen schützte, ihr einen sichern Auftritt und einen mächtigen Schwung zum entrinnenden Sprunge sicherte, und ohne einen Augenblick zu zaudern, trat ihr leichter Fuß darauf, und, ehe Montbrisard seinen Arm nach ihr ausstrecken konnte, war sie schon an der Ecke der Rosengasse und flog dahin wie der Pfeil, den der Schütze mit aller Muskelkraft des Armes von der Sehne geschnellt hat.

„Ventre Saint Christ!" schrie der Getäuschte, „die kann fliegen; aber sie soll sehen, daß ich ohne einen Kuß von ihrer süßen Lippe, heute nicht rasten werde."

Beide eilten ihr blitzschnell nach.

Aus dem Portale der Kirche hatten sich die Männer gedrängt, um ihre Lieben zu schützen. Mit jedem Sonntage waren die Beleidigungen weiblichen Gefühles roher und maßloser geworden. Das Blut kochte in den Adern, und länger ertrugen sie's nicht.

Auch Conrad war hervorgedrungen. Sein Auge suchte Elisabeth, aber fand sie nicht. Da faßte ihn eine Hand und ein Finger deutete nach dem Orte, wo eben jetzt die Franzosen das Mädchen ängsteten. „Dort! siehst du's!" rief die Stentorstimme des alten Pankraz ihm ins Ohr. Sein Blick folgte dem Fingerzeige, und mit drei Sprüngen war er die hohe Treppe drunten und davon in der bezeichneten Richtung.

Das athemlos fliehende Mädchen sah sich überall nach einem Helfer um. Alles war still, nur Emmerenzia stand hohnlächelnd an ihrem hohen Fenster und sah der Hetze des Mädchens zu.

Elisabeth breitete ihre Arme gegen sie aus, aber sie empfing nur ein Zeichen der Mißbilligung ihrer thörichten Flucht. Immer näher kamen die Verfolger. Schon war sie an der „Münze.“ Dort war das offene Thor des Hospitalviertels. Aber ihr Athem stockte, ihre Kniee wankten. Noch ein Mal blickte sie zurück.

„O, Gott lohn's!“ rief sie, als sie Conrad's kräftige Gestalt hinter ihren Verfolgern erblickte — aber in demselben Augenblicke taumelte sie gegen die Mauer. Noch einmal sah sie zurück und dann vergingen ihr die Sinne.

Conrad war den beiden Verfolgern Elisabeth's in pfeilschnellem Laufe gefolgt. Sie, die nur an das Erhaschen des Mädchens dachten, sich lachend zu schnellerem Laufe ermunterten, hörten nicht, daß ihnen Jemand folge.

„Sie kann nicht weiter!“ rief fröhlich Montbrisard; aber in demselben Augenblick erreichte ihn Conrad's geballte Faust. Ein furchtbarer Schlag auf den Hut streckte ihn mitten im Laufe mit solcher Wucht auf das Straßenpflaster, daß er betäubt liegen blieb. In demselben Moment erreichte Conrad Feuillade, der einigen Vorsprung vor Montbrisard gewonnen hatte, und mit gleicher Gewalt traf ihn ein Stoß in den Rücken, der ihn heftiger Weise niederstreckte.

Ohne sich aufzuhalten, ohne den Angstschrei Emmerenzien's zu beachten, flog Conrad zu dem Mädchen seiner Liebe, faßte die Umgesunkene mit kräftigem Arme, schwang die theuere Last auf seine Schultern und verschwand hinter dem Thore des Hospitals, wo ihn Pankraz eben erreichte, der von der andern Seite hierher geeilt war.

Er schob den Riegel vor und rief: „Eile! Alle Thüren sind offen. Trag' sie zu ihrer Mutter!“

Alle diese Auftritte waren sich in einer weit größern Schnelle gefolgt, als sie hier erzählt werden konnten. Unbemerkt aber waren sie nicht geblieben. Auf den Thürmen der Stadt waren ansehnliche französische Wachtposten, und gerade im Angesichte des Schauplatzes der erzählten Ereignisse stand der mächtige Münzthorthurm. Lachend hatten die Soldaten der Mädchenhetze ihrer tapfern Offiziere zugeschaut; als aber der Jüngling wie ein Wettersturm daher braufte und die Helden mit seiner kräftigen Faust niederschlug, da konnten

sie nicht länger müßige Zuschauer bleiben. Sie stürzten die hohen Stiegen von der Zinne des Thurmes herab und aus der Mauer-Pforte heraus; da lag indessen noch eine hohe Stiege vor ihnen, und ehe sie den Boden erreichten, war Conrad längst sicher hinter dem Thore des Hospitalhofes.

Die Offiziere hatten sich von ihrer Niederlage erholt. Beide bluteten heftig aus Nase und Mund, und Montbrisard's Stirne wies eine breite, klaffende Wunde.

Schäumend vor Wuth drangen sie zum Thore vor. Der Hospitalverwalter ahnete nichts von den Vorgängen. Staunend sah er die blutenden Franzosen vor seinem Thore. Er eilte hinab, zu öffnen. Ein Hieb streckte den Schuldlosen nieder. Alles wurde durchsucht, bis endlich ein Insasse so viel heraus brachte, was und wen sie suchten. Er wies ihnen den Weg zur Mauer, und nun wußte de la Feuillade Bescheid.

Mit mehr Ruhe, als sein Freund begabt, ließ er Pankraz's Thüre, die fest verschlossen war, besetzen, und eilte mit den Uebrigen die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinauf, fest überzeugt, Conrad sei in Elisabeth's Wohnung.

Wirklich befand er sich noch dort; allein der umsichtige Pankraz sah im Geiste voraus, was folgen mußte, nachdem ihm Conrad gesagt, daß er die beiden Offiziere niedergeschlagen habe. Kaum war die ohnmächtige Elisabeth auf das schneeweiße Bett gelegt, als er ihn mit sich hinaus und die Holztreppe hinabriß. Als Beide unten angelangt waren, schob Pankraz seinen Riegel fester vor, zog Conrad in seinen kleinen Holzplatz, wo er das Feuer in den Kachelofen machte, und rief: „Schnell klettere in den Rauchfang, so weit du kannst. Oben wendet er sich links. Klettere bis zur Dachfirste, damit, wenn sie hineinschießen, du nicht erstickst!“

Conrad folgte blindlings der Anweisung seines Vetters. Er kroch den Schornstein hinauf und hielt sich mit seiner gewaltigen Muskelkraft oben, wo das Kamin zu Tage ging. Eine abgeschossene Kugel konnte ihn allerdings wegen der Krümmung des Rauchfanges nicht treffen, aber prallte sie ab, so war er dennoch verloren. Das

verhehlte sich der Jüngling nicht, befahl seine Seele Gott und harrte, froh in seinem Herzen, daß er das geliebte Mädchen vor Mißhandlungen gerettet, der Dinge, die da kommen mußten.

Nun hörte er das wüthende Toben der Unholde, die in das Gotteshäuschen eindrangen. Es blieb ihm nur Eins — aber dies Eine ist es auch allein, was die Seele in den schwersten und schrecklichsten Stunden des Lebens aufrecht hält, was in die tiefste Finsterniß einen Lichtstrahl, in die Angst des Todes einen Hoffnungsschimmer fallen läßt, das Gebet der gläubigen Seele. Er betete in heißer Inbrunst; nicht für sich aber, denn an sich dachte er ja nicht, sondern für Elisabeth, die er den Händen ihrer Mutter und der herbeieilenden Ursula übergeben hatte.

Während die Franzosen die untere Thüre sprengten, drangen die beiden Offiziere, gefolgt von zwei Soldaten der Münzthorthurmwache, durch die offene Thüre in das Gotteshäuschen hinein. Das laute Wehklagen zweier Frauenstimmen leitete zu der Thüre der Frau Dreis. Sie stießen sie auf, aber — wie gebannt blieb Montbrisard auf der Schwelle stehen.

Es gibt eine Macht, die auch das Herz des Rohesten besiegt; eine Macht, die selbst die Flammen des wüthendsten Zornes löschen kann. Eine solche unsichtbare Gewalt ergriff die Seele des Franzosen, als er mit kochendem Blute die Thüre aufstieß und sein Blick das überschaute, was sich ihm darbot.

Auf dem Bett ausgestreckt lag das Mädchen ohne Spur des Lebens. Die jammernde Mutter hielt sie im Arme und lehnte das Haupt an die Brust des leblosen Kindes. Zur Seite des Bettes stand, über die auch im leblosen Zustande Liebliche sich neigend, Ursula, und ihre Thränen rieselten auf das todtenbleiche, schöne Antlitz. Zu Füßen des Bettes kniete der alte Pankraz mit vor den Lippen zusammengepreßten Händen. In dem bleichen Gesichte des Greises lag ein bodenloser Schmerz ausgedrückt, und die Thränen, deren eine die andere über die durchfurchten Wangen jagte, gaben Zeugniß von der Stimmung seiner Seele.

Montbrisard stand wie bezaubert in der Thüre, der Gedanke, welch' einen Jammer ein roher Scherz in diese Stätte der Armuth

gebracht, durchzuckte ihn, und die innere Stimme rief mit donnernder Gewalt ihm zu: Du, du hast es verschuldet!

Montbrisard's Herz war so entmenscht noch nicht, daß dieser Eindruck spurlos vorübergegangen wäre. Er ließ seinen Falkenblick das Zimmer durchforschen, und als er den Gesuchten nicht erblickte, schloß er die Thüre wieder zu, wandte sich zu seinem Genossen Feuillade und sagte: „Hier ist er nicht, und Niemand darf diese Schwelle überschreiten. Ich werde sie bewachen!"

„Aber er ist in diesem Hause!" rief der wüthende Marquis.

„Das glaube ich selbst," erwiederte Montbrisard; „allein in diesem Zimmer ist er nicht. Durchsucht das Haus, während ich hier bleibe."

Das geschah schnell. So kleiner Raum war bald durchsucht. Nirgends war eine Spur. An das Kamin dachte Keiner.

„Er muß in diesem Gemache sein!" rief der zurückkehrende Marquis.

In diesem Augenblicke heulte die Sturmglocke, und rasch folgten mehrere Kanonenschüsse von Stahleck herab.

„Was ist das?" fragte Feuillade voll Schrecken.

„Aufruhr in der Stadt," schrie Montbrisard, und eilte mit seinen Begleitern hinweg, ohne an etwas Anderes weiter zu denken.

VII.

Kleines Häuflein, kleines Häuflein,
Wagst du's, Jenen Trotz zu bieten,
Die des Kampfes Vortheil kennen,
Die der Waffen blanke Wehre
In geübter Rechten führen,
Und du selbst bist waffenlos?
Spanisches Kriegslied.

In jenen Tagen der Unterdrückung hatte der arme protestantische Pfälzer unendlich viel Unheil dulden gelernt. Seit Spinola in die Pfalz eingefallen war mit seinen in den Niederlanden ent-

menschten Spaniern; seit der dreißigjährige Krieg seine Kroaten gebracht, seit die Franzosen die Pfalz mit Feuer und Schwerdt verheerten, war ein so überfließendes Maaß des Jammers über das gesegnete Land gekommen, daß man sich wundern mußte, wenn man noch eine heitere Miene in dem Lande sah, das seiner heiteren Bewohner wegen berühmt war.

„Die fröhliche Pfalz am Rheine" war ein Land der Thränen, der Armuth, des Elendes geworden. Wo die Franzosen noch nicht gesengt und gebrannt, da hatten sie es sicher sich noch vorbehalten, und wollten erst auf langsamem Weg alle Kräfte aussaugen, alle Geduld erschöpfen.

Bacharach war nun schon ziemlich lange unter ihrem eisernen Scepter. Brandschatzungen, Steuern, Lieferungen hatten sich die Bürger gefallen lassen. Mißhandlungen roher Gewalt hatten sie mit unterdrücktem Grimm ertragen; als sie aber jetzt im Uebersprudeln des rohesten Uebermuthes das Heiligthum antasteten, das Zucht und Scham hütet, als sie ihre Frauen und Töchter auf zuchtlose Weise öffentlich höhnten und mißhandelten, da gohr wilder der Haß und der Grimm in den mißhandelten Herzen auf. Wohl hatte der Pfarrer sie zum Dulden ermahnt; aber als sie selbst Zeuge jener rohen Auftritte wurden, da riß der dünn gewordene Faden der Geduld.

Manche fielen so, ohne Waffen, ohne Werkzeuge die Franzosen an; Andere rannten in die Häuser, das Erste, Beste aufgreifend, was als Waffe dienen konnte. Der alte Glöckner war, als er den Kampf beginnen sah, an die Sturmglocke geeilt, und auf dieß Zeichen der Bürgernoth strömte Alles bewaffnet auf den Markt, um den Brüdern zu helfen.

So lange die Thorwachen nicht herzu kamen, so lange von Stahleck herab nicht Haufen herbeieilten, mochte die Tapferkeit der Bürger selbst den kampfgeübten Truppen gefährlich werden.

Als Montbrisard und Feuillade mit etwa Zwölfen von der Wache durch den gewölbten Durchgang des Rathhauses auf dem Markte anstürmten, da wichen die Franzosen gegen den Saal hin,

aus dem jetzt Joseph Molina hervorstürzte mit einem blanken Schwerdte in seiner Hand. Ein Hieb, der ihn quer über die Stirne traf, stürzte ihn an der Schwelle des Saales nieder.

Schon schritten die wüthenden Bürger über die Leichname der Ihrigen sowohl als der Franzosen hinweg, als sie diese zurückdrängten; allein sie bedachten nicht, daß das Besetzen des südlichen Kirchhofthores das Andrängen der Besatzung des Schlosses lange hätte hinhalten können, und ließen es frei in der Hast.

Jetzt drängten sich die Franzosen aus dem Thore heraus und nahmen die Bürger in die Mitte. Von Minute zu Minute wurde das Häuflein kleiner. „Pardon!“ rief es hier und dort, und bald waren sie eingeschlossen.

Der Kommandant mußte mit dem strengsten Befehle seine Soldaten hüten, sonst wären alle kämpfenden Bürger niedergemetzelt worden. War das Elend früher groß — jetzt füllte herzzerreißendes Wehklagen die Stadt.

Der Marktplatz war mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden nach Stahleck geschleppt. Die Verwundeten holten die Verwandten in ihre Häuser, oder man trug sie in das Hospital zum Heiligen Geiste.

Der Tag des Friedens war ein Tag wilden Kampfes geworden und das Loos der armen Bürgerfamilien war jetzt doppelt hart geworden.

Kurz, denn kaum eine Viertelstunde hatte er gedauert, war der Kampf gewesen, aber unendlich blutig war er; denn mehr denn zwanzig Leichen deckten den Markt, und die Meisten derselben waren Bürger.

Selbst die Franzosen freuten sich des Sieges nicht. Ihnen mußte ihr eigenes Gefühl sagen, daß sie des Kampfes Urheber gewesen, daß sie durch schonungsloses Betragen den friedlichen Bürger so lange gereizt, bis er, Alles vergessend, zur Wehr griff, um die Schmach zu rächen, die er nicht ertragen konnte.

Auch in dem Gotteshäuschen hatte sich seit dieser Auftritte des Jammers Manches begeben, was den Zustand, der dort herrschte, wesentlich änderte.

Nach vielen Bemühungen Ursula's schlug endlich, als noch die Franzosen das Haus durchsuchten, Elisabeth ihre Augen auf. Sie fuhr mit einem Schrei empor. „Wo sind sie?“ rief sie aus, und sah wie irre im Gemache umher.

„Du bist ja bei mir!“ flehte die unglückliche Mutter; „sei ruhig, mein liebes Kind!“

Elisabeth sah sie an, und es schien, als weiche ein schwerer Traum von ihrer Seele; dann brach sie in ein lautes Weinen aus.

„Laßt sie,“ sagte Ursula zu Frau Dreis, „laßt sie; das ist Wohlthat und macht ihr das Herz leicht.“

Aber neuer Schrecken fesselte Alle, da die Sturmglocke heulte und die Donnerschläge der Kanonen von Stahleck her über die Stadt fuhren. Es waren Signale für die französischen Besatzungen auf Stahlberg bei Steeg und Fürstenberg bei Rheindiebach.

„Das gilt meinem armen Conrad,“ rief Pankraz aus, und rang die Hände.

„Wo ist er?“ fragte Elisabeth. „Ach, ich Undankbare, an ihn hab' ich noch nicht gedacht, und er hat mich doch von den Unholden gerettet. Was wird aus ihm werden?“

„Erschießen werden sie ihn, wenn sie ihn kriegen!“ sagte mit verzweifelndem Ausdrucke Pankraz.

„Gott! Gott! erbarme dich!“ flehte das Mädchen und faltete krampfhaft ihre Hände, Sie betete lange stille vor sich hin. „Wo ist er, Pankraz?“ fragte sie dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er; aber ein Blick auf Ursula, der lauernd und beobachtend war, wie auch der Ton der Stimme, strafte ihn Lügen. Es war, als ob sich seine Seele sträubte gegen eine Unwahrheit.

Ursula hatte den Blick gesehen; aber sie schwieg, weil sie das Davoneilen der Franzosen vernahm. Als es stille geworden, blickte sie Pankraz mit grimmigem Ausdruck an.

„Meinst du, alter Schelm, ich wüßte nicht, wo er steckt? He? Ursula hat gute Ohren, und das Rauschen im Rauchfange kam nicht vom Winde! Warum aber meinst du, daß ich ihn verrathen wollte?

Hätte ich nicht Wasser schnell auf mein Feuer gegossen, er würde nicht sicher sitzen, wo er sitzt.“

„Ursula!“ flehte Elisabeth, „schonet mich doch! Ist wirklich Conrad im Rauchfange?“ fragte sie ängstlich den Alten.

Er nickte ihr zu.

„O so holt ihn heraus,“ rief sie angstvoll, „er muß ja ersticken. Hier im Kämmerlein ist er sicherer, und nicht wahr, Ursula, du verräthst ihn nicht?“ —

Ursula schüttelte den Kopf. „Wie sollte mir so etwas einfallen!“ rief sie aus.

Pankraz war hinaus geeilt, hatte die Mauerthüre geschlossen und war darauf die Treppe hinabgestiegen. Er kam zur rechten Stunde, denn Conrad trat ihm hastig entgegen.

„Wo willst du hin?“ fragte er.

„Hört Ihr nicht die Sturmglocke, Vetter?“ fragte Conrad. „Die Bürger kämpfen gegen die Franzosen, ich hab's deutlich droben gehört. Und ich sollte hier müßig sein?“

Pankraz redete ihm ein; zeigte ihm, wie er verloren sei, wenn er sich blicken lasse; aber es blieb Alles erfolglos. Er wollte fort zum Kampfe. Noch Eins war für Pankraz übrig. „Willst du nicht Elisabeth sehen, ehe du gehst? Sie verlangt nach dir, Conrad!“ So sprach er.

Der Jüngling sah ihn starr an. „Verlangt nach mir?“ fragte er, als ob er es für eine Lüge hielte.

Pankraz sagte: „Sie will, daß ich dich hole!“

„Wohlan denn,“ versetzte Conrad, „so laßt uns gehen!“

Das Herz pochte ihm fast hörbar, als sie eintraten in das Stübchen, das er nie betreten, als da er Elisabeth hierher getragen.

Sie saß neben der Mutter. Noch waren ihre Wangen bleich; aber das Auge war Bürge ihrer vollen Seelenthätigkeit.

Als sie ihn erblickte, flog eine leichte Röthe über das bleiche Antlitz. Sie wußte ja jetzt, daß er sie in seinen Armen hierher getragen

Wie auch dies Bewußtsein die jungfräuliche Scham weckte, sie

fühlte, was sie ihm schuldete, und welche Gefahr ihm drohte. Sie sah ihn liebreich an, und reichte ihm ihre Hand entgegen.

Conrad erröthete wie ein Mädchen; aber er trat rasch vor und ergriff ihre Hand, die er herzlich drückte.

„Conrad," sagte sie, „wie kann ich dir's danken, was du für mich thatst?"

„O, schweig' doch," bat er, denn seine Verlegenheit wuchs mit jeder Sekunde.

„Er will fort," sagte angstvoll Pankraz, „weil auf dem Markte die Bürger mit den Franzosen kämpfen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen. „Hier mußt du bleiben! Hier suchen sie dich nicht."

Vergebens widerstrebte er. Fast mit Gewalt brachten sie ihn in das Kämmerlein, das Elisabeth hinter ihm schloß.

Ursula stand in Gedanken.

„Soll's wahr sein," rief sie endlich aus, „daß die Bürger kämpfen, so muß ich fort. Ich muß nach meinem armen Joseph sehen, der gewiß auf der Seite der Bürgerschaft steht."

Ueber Elisabeth's Wangen legte sich wieder eine tödtliche Blässe, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie abermals umgesunken.

Ursula eilte hinaus und mit mächtigen Schritten auf den Markt zu.

Sie kam in dem Augenblicke dort an, als Joseph eben niedergeworfen worden war. Obgleich ihr Auge nur allein die Dienste versehen mußte, die sonst ein Paar versieht, so war es doch schärfer, als manches Paar. Sie sah Joseph sinken und war mit einigen ihrer gewaltigen Schritte, die jetzt noch weiter ausgriffen, bei ihm.

Es war nichts übrig, als ihn aus dem Getümmel zu bringen. Sie vermochte das aber nicht so leicht, als sie gedacht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn in den „Saal" zu schleppen. Sie untersuchte die Wunde. Sie war tief, aber nicht gerade gefährlich. Sie verband sie daher, und bald darauf erwachte Joseph, den der Blutverlust und die Wucht des Hiebs auf den Kopf betäubt hatten.

Während der Zeit, welche Ursula mit dieser Thätigkeit hingebracht und welche sie durch lautes Wehklagen um ihren Liebling bezeichnet, war das Treffen auf dem Markte zu Ende. Die volle Niederlage der Bürger war entschieden und viele als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungslosen Peiniger.

Noch blutend trat Montbrisard in das Gemach, wohin ihn Ursula's Wehklage gerufen. Er kam im Auftrage des Kommandanten, die Gefängnisse des „Kummerhofes" zu öffnen, da er seine Gründe hatte, sie nicht alle auf der Burg Stahleck einzukerkern.

Er hatte ein Tuch um seinen Kopf gewunden, da seine Stirnwunde noch unverbunden war.

Joseph sah ihn lächelnd an. „Hauptmann," sagte er, „Ihr habt mir übel gelohnt. Nicht als Aufrührer wollte ich ja gegen Euch kämpfen." —

„Pfui," rief Ursula, „Joseph, solche Schmach hätte ich nicht über meine Lippen gehen lassen!"

Joseph erröthete, aber seine Charakterlosigkeit ließ auch diesem Gefühle nicht viel Gewalt. Er ging schnell mit dem Hauptmann ein französisches Gespräch ein, dessen Sinn Ursula fremd blieb. Sie suchte indeß Joseph's Aeußerung zu beschönigen, und hielt es für eine sogenannte Nothlüge, über deren Anwendung sie sich gar leicht hinaussetzte. Ein Anderes lag ihr nahe. Blieb Conrad bei Elisabeth, so drohte Gefahr. Auch hier war sie schnell mit sich einig. Sie sagte zu Montbrisard, der des Deutschen so weit kundig war, daß man sich mit ihm verständigen konnte, daß, wenn er ihr verspreche, Elisabeth's Frieden nicht zu stören, sie ihm sagen wolle, wo Conrad sei.

Der schnell auflodernde Montbrisard versprach Alles, und erfuhr nun, wo er sich aufhielt.

Sein Plan war schnell gemacht. Mit der sinkenden Nacht wollte er und de la Feuillade das Gotteshäuschen bewachen. Entgehen konnte er ihnen ja so nicht, zumal er sich am Tage nicht herauswagen durfte. Sein Herz lachte in der Brust bei dem

Gedanken der Rache, welchem er sich nun hingab. Ein Goldstück war des Verrathes Lohn.

Während Montbrisard zu dem Saalschultheißen hinauf ging, der sich etwas erholt hatte und nothdürftig wieder reden konnte, erzählte Ursula ihrem Lieblinge die Begebenheiten vom Morgen, die Joseph nicht kennen konnte.

VIII.

Was mir nützt, das sag' ich;
Was mir schadet, verschweig' ich;
Wo zu gewinnen, da such' ich;
Ob's recht — was geht's mich an?
Wenn ich's nur haben kann!
Ich bleib' ja doch ein angesehener Mann!

Rheinisches Sprüchwort.

Was mit schneidender Ironie das rheinische Sprüchwort ausdrückt, war leitender Grundsatz des alten Saalschultheißen gewesen, und er hatte damit seinem Geldsäckel niemals geschadet. Auf Anderes, namentlich auf die Reinheit des Bewußtseins, auf den Beifall des Richters über den Sternen, auf die Achtung und Liebe der Bessern, kam es einem Manne nicht an, der in der Schule des Lasters aufgewachsen, nur den glühenden Leidenschaften zu folgen gewohnt war, die in seiner Brust gohren. Mit den äußerlichen Formen und Bräuchen der Religion hatte er's aber immer sehr streng genommen, weil er mit den Bußwerken Alles zu sühnen glaubte, was er in seiner Verworfenheit beging. Es war eben eine nicht seltene Begebenheit, daß er, nach Vollendung irgend eines Bubenstücks, in seinem Betschemel knieend, den Rosenkranz durch seine Finger laufen ließ, und, den Gewinn berechnend, welcher ihm aus seiner That erwuchs, eine reiche Anzahl Ave's und Paternoster's daher murmelte, bei denen freilich seine Seele — nicht war.

Daß durch die Erziehung eines solchen Vaters das Herz Joseph's eben keine sonderlich edle Richtung nehmen konnte, lag

sehr nahe, und was Gutes an Joseph war, hatte seinen Grund in den an sich nicht bösen Anlagen seines Gemüthes und in dem Einfluß, den der alte Pankraz auf ihn gehabt, so lange er als Diener im Saale gelebt. Desto unseliger aber wirkte Ursula durch ihre Maßlosigkeit im Verzärteln und durch das ungezügelte Erfüllen aller Wünsche und Begehren des Knaben.

Er wuchs auf in dieser Umgebung, unter diesen Einflüssen charakterlos, ohne tiefere, sittliche Richtung, ohne Grundsätze. Er folgte den Einflüssen des Augenblicks, leichtsinnig und verführbar, darum schloß er sich sogleich an die Franzosen an, aber im innersten Grunde seines Herzens war er nicht böse. Seine Gutmüthigkeit war sogar groß, und ein Unrecht konnte er nicht billigen. Zu wohlüberlegten Schurkenstreichen, wie sie sein Vater ausübte, war er nicht fähig.

Seine Liebe zu Elisabeth war erwachsen aus liebgewordener Gewohnheit, mit ihr die Kinderspiele zu spielen, und sinnliches Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen gab später der Neigung größere Dauer und Nachhaltigkeit.

Als er von der Universität heimkehrte, fand er sie als erblühende Jungfrau, geschmückt mit dem höchsten Zauber ihres Geschlechts, und — tiefer senkte das Gefühl seine Wurzeln.

Obwohl es ihm nicht klar geworden war, was sein Vater gegen Elisabeth's Vater begangen, so waren ihm doch nicht selten Andeutungen geworden, die ihn auf eine nicht leichte Schuld schließen ließen. Eine gewisse Scheu, dann aber auch wieder sein Leichtsinn ließen es nicht zu, den tiefern Grund der Sache zu ermitteln.

An jenem Abend aber hatte das Mädchen schwere Worte zu ihm geredet, Worte, die auf ein Verbrechen zu schließen berechtigten. Vergebens flehte er, daß sie ihm Alles kund thue. Sie that es.

Ganz außer sich war er hinweggerannt; aber so schwach und so leichtsinnig war er, daß die beiden Franzosen ihn mit wenigen Worten in das Spielzimmer ziehen konnten. Da schreckte ihn die Kunde auf, daß sein Vater vom Schlage getroffen sei. Er eilte in den Saal und fand die erschütternde Wahrheit.

Die außerordentliche Aufregung, in welche ihn die Seelenfolter versetzt hatte, deren Anwendung Ursula sich zur Befriedigung ihrer Rache und ihres Hasses bedient, konnte ohne nachtheilige Folgen nicht wohl vorübergehen. Die Angst seiner Seele stieg bis zum Unerträglichen, als Ursula sich entfernt und er allein in dem weiten Gebäude war. Sein Sohn, seine Magd, sein Waibel, Alle waren auswärts. Da hörte er die Folterwerkzeuge gahren und pfeifen; da vernahm er die entsetzlichen Töne, welche die Folterqual dem armen Dreis ausgepreßt; da trat als Schreckbild jenes entsetzenerregende Geheimniß vor seine Seele, dessen Ursula, andeutend, gedacht. Er stöhnte; er schrie um Hülfe. Nur der Widerhall der leeren Räume antwortete, und dieser Nachhall dünkte ihm Hohngelächter der Hölle. Er wollte beten; aber das Ave erstarb auf seinen Lippen. Es war ihm, als stünde Dreis und ein anderes schuldloses Wesen vor ihm. Er wollte in der furchtbarsten Verzweiflung aufstehen und diesen Schreckbildern entfliehen, aber er dachte nicht in der Seelenangst an die Schmerzen seiner Füße und an ihre Unbrauchbarkeit. Mit einem Schrei stürzte er nieder, und jene geheime lähmende Wirkung traf seine rechte Seite, welche die Aerzte mit dem Namen „Schlag“ benennen. So lag er noch bewußtlos, als seine Diener heimkehrten, die der Schrecken des Anblickes fast selber lähmte.

Sie brachten ihn auf sein Bett und liefen dann, der Waibel nach dem Arzte, die Magd nach dem Sohne.

Damals waren Aerzte selten, und Menschen der verschiedensten Art übten die edle Kunst, die Gebreste der armen Menschennatur zu heilen.

So war denn in Bacharach Ursula berühmt wegen der sympathetischen Geheimmittel, durch deren Anwendung sie die Uebel heilte oder heilen zu können vorgab. Außer ihr nennt der „Chronist der Gotteshäuser“ einen Laboranten Namens Steinert, welcher in dem Hofe der Abtei Hirzenach bei oder in dem kleinen Weiler Nauheim, zwischen dem Dorfe Steeg und der Stadt, als Schwager des Hofmannes lebte. Er hatte großes Ansehen im Land umher, und

kurirte Menschen und Vieh, war ein Kräuter-Kenner und Sammler und braute Heiltränke und bereitete Pflaster, wie er denn auch nach einem probaten Aderlaßmännlein zur Ader ließ und eine Badstube hielt.

Zu diesem lief der Waibel, und der Laborant säumte nicht, dem gestrengen Herrn zu Dienst zu sein.

Als Joseph in das Zimmer stürzte, hatte bereits ein reicher Blutstrom sich entladen und die Wirkung zeigte sich alsbald darin, daß der Kranke die Augen aufschlug. Er sah wie ein Irrer um sich; allein als er seinen Sohn erblickte und seinen alten Waibel, als er sich überhaupt in der Nähe von Menschen wußte, wich die innere Angst seiner Seele. Er wollte reden — aber es war nur ein Lallen. Man konnte nichts daraus entnehmen, weil auch das Band seiner Zunge gelähmt war.

Für Joseph war es ein erschütternder Anblick, seinen Vater in diesem Zustande zu finden. Er weinte heiße Thränen, und der Gedanke, daß er lange hülflos in diesem Zustande gelegen, ergriff sein Gefühl mit aller Macht des kindlichen Herzens, deren es fähig war.

Der Laborant verhieß Besserung, und wirklich kehrte auch bis zum Morgen der Gebrauch der Zunge zurück; aber er verbot jede Aufregung. Für Joseph war es ein höchst quälender Zustand. An seinem Herzen nagte die Begierde, jenen Schleier ganz gelüftet zu sehen, der den Abgrund bedeckte, von dem Elisabeth mit so tiefer Erregung gesprochen. Niemand konnte ihm das Genauere sagen, als sein Vater, und diesen durfte er nun nicht fragen, damit er ihn nicht wieder aufrege und eine Wiederholung des Schlaganfalls eintrete. Als aber am hellen Sonntagmorgen der Alte wieder reden konnte, da ließ sich's nicht länger zurückhalten.

Joseph fragte ihn bestimmt. Der Alte wurde bleich, aber er ermannte sich. Schlau und gewandt, wie er stets gewesen, wich er dem Punkt aus, um den es sich handelte; erzählte eine lange Geschichte, die er nicht beendigen konnte, weil eben auf dem Markte, fast unter den Fenstern des Saales, der Tumult ausbrach, welchen

die Ungebühr der Franzosen gegen die Frauen und Töchter der Bürger hervorrief.

Innerlich froh, daß dies Ereigniß ihn einer Erzählung überhob, deren Lügengewebe mehr geistige Kraft forderte, als der Saalschultheiß in sich fühlte, rief er: „Was ist das? Will das Ketzervolk sich gegen die Franzosen stellen?“ —

Joseph rannte zum Fenster und eben so schnell hinab, wo ihn denn ein Franzosensäbel schwer genug für seine Zweideutigkeit züchtigte.

Montbrisard nahm das Wort Joseph's leicht hin, glaubte ihm aber so wenig, daß er sich vornahm, ihn für seine Lüge büßen zu lassen.

Der Saalschultheiß ließ durch den Waibel die Verließe des Kummerhofes öffnen, und bald schlossen sich die eisernen Thüren hinter den unglücklichen Vätern, Gatten und Brüdern, die um so trostloser waren, als sie nun ihre Geliebten in der schrankenlosen Gewalt derer wußten, die zu dem Uebermuthe nun noch die Rache gesellten.

Kaum war dieser Lärm vorüber, als die Wache, welche von einem Gemache des Saales Besitz nahm, das zur Wohnung des Waibels bestimmt war, auch Joseph gefangen nahm und ihn auf die Burg Stahleck brachte. Dieser gänzlich unerwartete Schlag traf den Alten sehr hart. Nur ein neuer Aderlaß des Laboranten Steinert vermochte die Rückkehr des Schlages zu verhüten.

Alle die Ereignisse und das einfache Wort des ehrlichen Laboranten, der ihm sagte, sein Lebenslämplein nahe sich rasch dem Erlöschen, er müsse darum sein Haus bestellen, machten einen so tiefen Eindruck auf den alten Sünder, daß nun auch das schlummernde Gewissen mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht erwachte.

Der Waibel mußte den Dominikanermönch Xaverius rufen, welcher droben bei dem Kommandanten auf Stahleck hauste, daß er ihm beichte.

Der Mönch kam, und mehrere Stunden währte hinter der

verschlossenen Thüre das Bekenntniß und die Niederschreibung des reichen Vermächtnisses an den Altar zu Sankt Werner und an das Hospital.

Als darauf der Mönch mit dem Versprechen, für seinen Sohn zu wirken bei dem Kommandanten, schied, lief der Waibel fast athemlos nach der Wittwe Dreis im Gotteshäuschen, die er in den Saal entbieten sollte. Es war Nacht geworden über diesen Ereignissen, und ein Sabbat sank hinab, wie ihn kaum trauriger die unglückliche Stadt erlebt hatte; denn es war fast kein Haus, wo nicht die Wehklage ertönte, fast kein Haus, aus dem nicht Männer in den finstern Verließen des „Kummerhofes" schmachteten, und eines Urtheils gewärtig sein mußten, dessen Spruch so weit von Milde und Barmherzigkeit entfernt war, als der Himmel von der Erde.

„Als der Waibel sich dem Gotteshäuschen näherte, herrschte dort ein Lärm, der ihn schnell in einen sichern Hinterhalt zu treten nöthigte.

IX.

Ein Kätzlein sitzt und leckt den Mund,
Und harret des Mäusleins zu dieser Stund.
O Mäuslein klein,
O Mäuslein fein,
Sei klug, sonst wirst du verrathen sein!
Altes Volkslied.

Conrad war in dem Kämmerlein in sicherem Verwahrsam; er war seiner geliebten Elisabeth nahe; er hörte ihre sanfttönende Stimme dann und wann. Das Herz war ihm so weit, so selig! In diesen Räumen war sie gewandelt; alle diese Gegenstände hatte ihre Hand berührt; aber konnte er hier lange bleiben? Hatte er innere Ruhe? Dort stand sein Haus ohne Schutz, ohne Herrn. Alles war preisgegeben den Feinden, die gewiß es durchsuchten und plünderten! — Das quälte ihn; aber schwerer lag auf seiner Seele

der Gedanke, daß er Elisabeth und ihre Mutter durch seine Anwesenheit in Gefahr brachte — denn dieser Ursula traute er nicht. Er hatte ja den falschen Blick gesehen, den sie auf ihn schoß, als Elisabeth ihn in das Kämmerlein drängte. Er wußte von Pankraz, wie sie Joseph begünstigte, wie sie Alles aufbot, Elisabeth's Herz ihm zuzuwenden, und wie sie geschworen hatte, Joseph und Elisabeth müßten ein Paar werden.

Zu diesen beunruhigenden Vorstellungen gesellte sich das ungewisse Loos so vieler Bürger. Niemand brachte Kunde, und doch drang auch in sein Versteck die Wehklage der Unglücklichen, die sich verlassen sahen. So war es fast Abend geworden, als Pankraz, endlich müde von seinen Wanderungen, um Kundschaft zu erhalten, in das Stübchen der Frau Dreis trat.

Keuchend setzte er sich der Thüre nahe, welche in das Kämmerlein führte, wo Conrad in gewaltiger Spannung sein Ohr an die Fuge der Thüre lehnte, um ja kein Wort des Berichtes zu verlieren.

„Wie steht's in der Stadt, Pankrazvetter?“ fragte Elisabeth mit beklommenem Herzen.

„Wie soll's stehen?“ antwortete der Alte. „O, daß ich allen diesen Pfalzvergiftern den Hals brechen könnte! — Wie's steht, fragst du, Kind? Hast du nicht das selbst erfahren und bist gehetzt worden wie das Wild des Soonwaldes gehetzt wird von der blutgierigen Meute? — So und noch viel schlimmer erging es den Frauen und Mädchen, die über den Markt gingen. Was Conrad für dich that, das thaten Andere für die, welche ihnen näher angehören, für Weib und Kind, für Schwester und Braut. Sie schlugen drein und brachen ihnen die Hälse. O, daß ich hätte helfen können! Aber da fielen die Hunde über sie her, und es gab ein gräulich Gemetzel. Viele Bürger sind todt, viele schwer verwundet; aber auch Franzosen liegen todt auf dem Markt. Ja, die alten Mauern des „Kummerhofes“ hallen wieder vom Jammergeschrei der Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder fielen oder dort in den finstern Löchern der unbarmherzigen Strafe der Unmenschen entgegen sehen. 'S ist ein Elend, das Einem das Herz bricht.“

Nun begann er die Einzelnen zu nennen, die todt geblieben und schwer verwundet worden waren. Es war eine große Zahl, und seine Schilderung ergriff die Frauen gewaltig und preßte ihnen heiße Thränen aus.

„Unseres armen Conrad's Haus,“ fuhr er fort, „haben sie durchsucht von unten bis oben. Die gute Wittwe Pfaff stand redlich für ihn ein; sie hat wenigstens das Hauptsächlichste gerettet. Was aber noch schlimmer ist, hier darf er nicht bleiben. Als ich am „Stern“ vorbei ging, sah ich Einen, der nicht umsonst an der Ecke stand, und hier auf der Mauer geht's auch hin und her, und die Blicke, die sie auf die Thüre werfen, sagen mehr als Worte. Kurz zu sagen, sie wissen, daß er hier steckt, und er muß fort.“

Es wurde stille nach diesen Worten in der Stube, denn sie trafen Alle, die darin saßen, mit gleich niederdrückendem Gewicht.

„Aber wo soll er hin?“ fragte mit bebendem Laute das Mädchen. „Wo ist ein Winkel sicher für ihn?“

Conrad's Finger klopfte leise an die Thür. Er ertrug's nicht länger.

„Laßt mich heraus!“ sagte er leise; aber der leise Ton verrieth die Qual seiner Seele.

Frau Dreis öffnete.

„Ich muß fort!“ sagte Conrad mit einem Ausdrucke, dessen Entschiedenheit keine Widerrede gestattete. „Euch bringe ich ins Elend und mich verderbe ich.“

„Wo willst du aber hin, lieber Conrad?“ fragte Elisabeth.

Conrad stand wie gefesselt. Alles Blut drängte nach dem Herzen. Jeder Nerv bebte. So hatte sie noch nie zu ihm gesagt. Sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unendlichen Glücks auf ihr, die in diesem Augenblick erst erkannte, was ihn so bewege. Sie erröthete und schlug das Auge nieder.

Eine Weile sah er sie stumm an; dann sagte er: „Wenn ich in meinem Kahne bin, so bin ich frei. Dann sorgt nicht mehr für mich. Hier, Pankrazvetter, habt Ihr den Schlüssel zum Schlosse

der Kette. Schließt ihn in der Dämmerung los, und nichts wird mir hemmend in den Weg treten."

Die Sache wurde nun erwogen, und Pankraz entfernte sich mit dem Schlüssel, weil dieser Rath der beste schien.

Die Dämmerung begünstigte den schlauen Alten. Niemand argwöhnte etwas, als er, an seinem Stabe gebückt, ein Linnen in der Hand, zum Rheine hinabging. War er ja doch arm und konnte nicht das Bedürfniß der Noth ihn zwingen, selbst am Abend des Sonntags sich ein Hemde zu waschen? —

Mit der ihm eigenen Umsicht und Schlauheit vollbrachte er sein Werk. Aus einem nahen Kahne nahm er Haken und Riemen, steckte die Dollen ein und legte das Handruder an die Stelle, schöpfte das Wasser aus und hob den Kahn so weit vom Ufer in den Strom, daß er nur eines Ruckes bedurfte, um auf die silberne Fläche hinaus zu gleiten. Als das Werk vollendet war, kehrte er in seine Wohnung zurück und stieg dann leise die schmale Holztreppe hinauf und trat in das Zimmer, wo sie noch im traulichen Kreise saßen, anscheinend ruhig, aber mit pochendem Herzen Alles erwägend, was sich im nächsten Augenblicke begeben könnte. Elisabeth fühlte, wie hoch sie Conrad verpflichtet war, da er sein Leben ihretwegen gewagt. Der Muth des Jünglings, von seiner Liebe beseelt, verfehlte nicht, ihr Herz ihm günstiger zu stimmen. Seit langer Zeit zum ersten Mal erblickte sie die männlich edle Gestalt vor sich, das schöne Gesicht mit dem kindlich milden und doch wieder so männlich festen Ausdrucke sich gegenüber, und das Mädchenherz begann eine Vergleichung mit dem weichlichen Joseph.

Diese stille, innere Thätigkeit, welche sie, kaum ihrer selbst bewußt, vornahm, war ein so günstiges Zeichen für Conrad, daß, hätte er es gewußt, sein Herz gejubelt haben würde. Und wie liebte er sie! Wie hatte sein Auge geleuchtet, sein Athem gestockt; wie war eine Gluthröthe über seine schönen Züge geflogen, als sie sagte: „Lieber Conrad!"

Während diese Betrachtungen und Gefühle Elisabeth's Herz beschäftigten, beriethen ihre Mutter, Pankraz und Conrad über die

Erhaltung seines Eigenthums. Conrad stimmte damit überein, daß Pankraz mit Vorwissen des pfälzischen Landschreibers Weißgerber dorthin zöge.

Der Chronist der Gotteshäuschen sagt darüber: „Es ist das ein seltsam Ding gewest, und erschien als eine absonderliche Vergunst wohledeln Rathes, daß ohne Verlust des Rechts ein Gotteshäusler durfte ausziehen in ein Bürgerhaus. Sintemalen aber der alte Pankrazius Sulzbacher war über die Maßen wohlgelitten, weilen er allzeit ein unbescholtenes Leben geführet, eine gute Reputation behauptet und hier nur zu Nutz und Frommen eines jungen Bürgers dasjenige that, was ansonsten ihme hätte müssen Schaden zufügen. Und ist auch selbiges Häuselein des Conrad Aichspalter nit verheeret worden, was offenbarlich des alten Stadtmusikanten Sorgfalt bewirket.“

Die Nacht war herabgesunken, dunkel und sternenlos. Eine Wolkenschichte lag dick und schwarz vor dem Glanze der Sterne, und nur der Vollmond vermochte so weit mit seinem Schimmer sie zu durchdringen, daß ein düsteres Zwielicht die scharfen Kanten der Dinge hervortreten ließ, ohne daß man jedoch etwas hätte unterscheiden können, es sei denn, man habe das scharfe Auge eines Schiffers gehabt, das allein im Stand ist, da zu sehen, wo ein anderes Auge nichts sieht. Gerade das war Conrad's Glück an diesem verhängnißvollen Abend.

Montbrisard hatte, nachdem Ursula ihm den Aufenthalt Conrad's verrathen, nichts Eiligeres zu thun, als den Genossen seiner schmählichen Niederlage, de la Feuillade, davon zu benachrichtigen. Der wüthende Mensch wollte sogleich das Gotteshäuschen umkehren, denn Schonung kannte er nicht, und die verletzte Ehre, das boshafte Lächeln Emmerenzien's am Fenster und der glühende Wunsch, die reizende Elisabeth unter einem gültigen Vorwand in seine Gewalt zu bekommen — diese Beweggründe wirkten zusammen, ihn außer die Schranken besonnener Mäßigung zu bringen.

Wie heftig er aber auch wurde, Montbrisard's Beredsamkeit besiegte ihn; denn in dessen Brust waren jene Eindrücke noch nicht

verwischt, die er an dem Sonntag im Gotteshäuschen empfangen hatte. War auch vielleicht in seiner Seele noch die Absicht, das Mädchen durch Schonung zu gewinnen, wer könnte das sagen? Genug, er bewirkte es, daß de la Feuillade unten an des Pankraz Thüre die Wache übernahm und er in der Brüstung des Mauerfensters seine Stellung wählte. Todt oder lebendig! war Beider Losung, als sie sich trennten, um ihre Posten einzunehmen.

Die zehnte Abendstunde war gekommen. Alles war stille geworden auf den Gassen, und das Leid hatte Ruhe gefunden oder vergoß heimlich seine Thränen und sandte stille die Gebete zum Himmel um Rettung der Eingekerkerten, die einem herben Gericht entgegen gingen, dessen Urtheilspruch vorauszusehen war, wenn nicht der Kommandant von Stahleck seine Menschlichkeit geltend machte, die er der armen Stadt mehr denn einmal schon bewiesen, obwohl er außer Stande sich befand, alles das abzuwenden, was im Gefolge der feindlichen Besitznahme geschah.

Jetzt läutete vom Thurme von Sankt Peter die große Glocke die Ruhestunde, und in demselben Moment ergriff Conrad Elisabeth's Hand.

„Leb' wohl!“ sagte er mit dem vollsten Ausdrucke seiner Liebe.

Sie schlug ihr schönes Auge zu ihm auf. Ihre Wange war bleich, denn die Angst ihrer Seele war groß. Sie drückte leise seine Hand und lispelte: „Gott sei mit dir und schütze dich!“

Es war dem jungen Mann, als könne er die Hand nicht fahren lassen. Inniger drückte er sie und wandte sich dann rasch zur Mutter, drückte ihr und Pankraz die Hand, und indem er sich zur Thüre wandte, sagte er: „Folget mir nicht!“ — und war verschwunden.

Montbrisard stand auf seinem Posten. Er hielt den Degen blank in seiner Hand. Sein Auge hielt fest an der Thüre, während ihn die Blende des Mauerfensters fast verdeckte.

Jetzt knarrte die Thüre leise, und Conrad's kräftige Gestalt stand einen Augenblick auf dem Steintritt, der davor lag. Sein durchdringend scharfer Blick durchmusterte die Umgebung. Jetzt erblickte er die Gestalt des Franzosen. Er sah das Funkeln der

Klinge, und wie der hungrige Tiger auf seine Beute stürzt, so sprang Montbrisard auf ihn ein. Seinen Vortheil kaltblütiger berechnend, als sein Feind, stand Conrad ruhig, bis Montbrisard nahe genug war, um ihn mit dem Degen zu erreichen. Jetzt machte er eine Wendung. Der Degen pfiff an ihm vorüber in das faule Thürgestelle, und in demselben Momente traf ein so fürchterlicher Schlag die Hand des Franzosen, daß klirrend der Degen auf die Platten des Bodens fiel, und mit einem Ausrufe des Schmerzes seine Hand herab sank. Doch schnell bückte er sich nach seiner Waffe. Dies sah Conrad, und ein neuer Schlag auf den Kopf machte Montbrisard taumeln. Dieser war jedoch nicht der Mann, welcher seinen Kampf schnell verloren gab. Er raffte sich auf und fiel mit seinen nervigen Armen Conrad an. Jetzt entstand ein wilder Ringkampf. Die Gegner stöhnten im gewaltigen Ringen. Der Sieg blieb lange unentschieden. Endlich ersah Conrad seinen Vortheil, umfaßte mit riesiger Kraft seinen Gegner, trug ihn in die Oeffnung des Mauerfensters und hob ihn hinaus, daß er ohne Halt über der Tiefe schwebte.

Montbrisard umklammerte Conrad's Hals und Arm. „Wache herbei!“ brüllte er in der Todesangst, und der Ruf drang hin zum Münzthorthurme.

Jetzt sah sich Conrad verloren, wenn er nicht seinen Feind losmachen könnte. Er bot seine letzte Kraft auf, wand Montbrisard's Hände los, und dieser stürzte hinab.

Und es war stille unten, als habe der Tod sein Opfer empfangen.

Aber vom Münzthorthurme her stürmten die Franzosen. Conrad mußte rasch handeln. Er schwang sich über die Brüstung des Mauerfensters, setzte seinen Fuß in die Vertiefungen der Mauer, wo das Wasser, das bei Eisgängen wider sie brauste, den Mörtel ausgewaschen hatte; faßte sich an den vorstehenden Steinen fest, und als er die Mitte der Mauerhöhe erreichte, führte ihn ein kecker Sprung gerade zur rechten Zeit hinab; denn schon sauste eine Kugel an seinem Ohre vorüber.

Schnell, wie das flüchtige Wild, war er auf dem Hügeldamme vor dem Fleischthörchen. Ein Sprung brachte ihn hinter den Damm. Von da sank das Ufer dem Strome zu und die Kugeln flogen über ihn weg. Ehe noch die Franzosen das Fleischthörchen öffnen konnten, war er in seinem Kahne, und dieser glitt, vom kräftigen Ruderschlage getrieben, wie ein Pfeil über die Fluth hin und verschwand bald im Dunkel der Nacht.

Das Schießen am Münzthorthurme hatte die Folge, daß die ganze Besatzung in Aufregung gerieth. Niemand aber wußte, was geschehen war. Die Wache des Münzthorthurmes hatte den Ruf gehört, sonst wußte sie nichts, als daß Einer entflohen. De la Feuillade klärte indessen bald das Sachverhältniß auf.

„Wo ist Montbrisard?“ rief er aus. „Er wird uns sagen, wohin der Spitzbube geflohen ist.“

Niemand hatte den Hauptmann gesehen.

De la Feuillade eilte zurück an die Stelle, und hier fand er seinen Genossen im kläglichsten Zustande. Lange hatte er von dem Falle betäubt da gelegen. Als er seine Besinnung wieder gewann, vermochte er nicht aufzustehen. Ein entsetzlicher Schmerz in einem Beine sagte ihm, es sei zerbrochen. Mit Anstrengung aller seiner Kraft hatte er sich gegen die Mauer hingeschleppt und saß nun stöhnend da, sich an die Mauer lehnend.

„Er ist entflohen!“ rief er dem Freunde zu, seinen Schmerz vergessend.

„Und du?“ fragte dieser. „Du standest ja oben?“

„Er hat eine übernatürliche Kraft,“ stieß Montbrisard hervor. „Als er heraus trat, wollte ich ihm den Degen in die Brust stoßen, aber mit einer großen Gewandtheit entging er dem Stoße. Die Wuth hatte mich blind gemacht. Er schlug mir den Degen aus der Hand und nun rangen wir; aber ringe du mit diesem Teufel! Er trug mich schwebend ans Mauerloch, und wie ich mich auch bemühte, mich so an ihn zu klammern, daß er mit herabstürzen müßte, es mißlang, und er schleuderte mich herab, daß mir die Besinnung verging. Er selbst sprang herab und ist frei.“ — Ein Fluch begleitete die letzten Worte.

„Wie ist dir?“ fragte der Andere.

„Mein Bein ist zerbrochen!“

„Alle Teufel!“

„War er denn in dem Häuschen?“

„Wohl war er drinnen!“

„So sollen sie Alle dafür büßen!“

De la Feuillade ließ nun Montbrisard von den Soldaten wegtragen und eilte zu dem Kommandanten, der schon auf dem Wege zu der Stelle war, wo sich der Knäuel der Soldaten befand, um ihm den Hergang und die offenbare Schuld der Bewohner des Gotteshäuschens zu melden.

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Stübchen der angstvoll Bebenden, als Conrad weggegangen war. Sie hatten Alle die Macht verloren, auch nur ein Wort hervorzubringen. Zentnerschwer lag ja die Sorge auf ihren Herzen. Leise Gebete rangen sich aus der Brust los.

Pankraz gewann zuerst den Muth und die Kraft der Rede wieder.

„Ach,“ sagte er seufzend, „wenn er nur glücklich entkommt!“

„Es ist ja so dunkel,“ sagte Elisabeth; „aber“ — und erst jetzt wuchs ihre Angst, „wie kommt er hinaus an den Rhein?“

„Er wird auswendig hinabsteigen,“ sagte Pankraz.

„Gott im Himmel, wie ist das möglich?“ rief das Mädchen und rang die Hände.

„Das ist so schwer nicht und macht mir gar keine Sorge,“ entgegnete Pankraz; „denn das Wasser hat bei den Eisgängen den Mörtel so sehr herausgewaschen, daß es ein Leichtes ist, hinabzusteigen, zumal wenn man die jugendliche Gewandtheit hat, wie Conrad.“ —

In diesem Augenblicke riß Ursula die Thüre auf. „Was ist zu thun?“ rief sie mit verstellter Angst, denn sie hatte lauernd an ihrem Fensterlein Montbrisard seinen Posten einnehmen sehen und Conrad hinausschleichen gehört. So lange die Beiden draußen rangen, hielt sie sich ruhig; als sie aber den Wacheruf, darauf den

dumpfen Ton des fallenden Montbrisard hörte, und es dann so stille wurde, hielt sie's nicht mehr aus.

Alle fuhren mit Entsetzen von ihren Stühlen auf. „Was gibt's denn?“ fragten sie wie mit einem Munde.

„Was es gibt? Ihr müßt das besser wissen! Ist nicht Conrad fort? Es scheint, als ob ein Franzose auf ihn gelauert habe!“

Jetzt fielen die Schüsse. Man hörte den entsetzlichen Lärm, das Laufen, Schießen, Schreien.

„Armer Conrad!“ rief Elisabeth. „O, warum ließen wir ihn fort.“

Frau Dreis saß wie eine Leiche da.

Pankraz sprang auf. „Satan!“ rief er, „das ist dein Werk! O, dein Lohn wird dir werden!“ Und mit diesen Worten eilte er hinaus. —

Wäre Ursula rein gewesen, dieser Ausruf ihres Todfeindes würde sie veranlaßt haben, ihm, ehe er zur Thüre draußen gewesen wäre, die Gewalt ihrer langen Finger fühlbar werden zu lassen. So aber konnte sie nur hinter einem Schwalle ihrer auserlesenen Schimpfnamen und Schmähungen die Betroffenheit verbergen, daß das richtige Gefühl des Alten die Wahrheit so schnell herausgefunden. Auch die Andern ahneten ihr Unrecht. —

Einige Minuten hatte Elisabeth starr vor Schrecken da gesessen. Die erbleichende Lippe bewegte sich leise in heißem Gebete, das die ringenden Hände, als aus der Seele Tiefe kommend, bewährten. Jetzt sprang sie plötzlich auf und rief: „Ich bin Schuld an seinem Verderben! Ich muß wissen, wie es um ihn steht.“ Sie eilte der Thüre zu; aber Ursula vertrat ihr den Weg. „Wo willst du hin in diesem aufgeregten Zustande? Was willst du beginnen in dieser allgemeinen Verwirrung in dunkler Nacht?“ — fragte sie das Mädchen.

Auch die Mutter hing sich an sie und flehte: „Bleibe, Kind, und füge nicht zu alle dem Leide das größte, daß auch dir ein Unglück widerfahre! Gott wird ihn ja nicht verlassen! Er geht ja nicht auf unrechten Wegen, und Pankraz wird uns Nachrichten bringen.

Der Mutter Wort brachte Elisabeth zur ruhigen Erwägung zurück, und gab ihrer Seele wieder die rechte Richtung. Ermuthigt erhob sie das betende Auge nach oben. „Ja," sagte sie, „Gott wird ihn nicht ins Verderben gerathen lassen!" Ruhig in diesem festen Glauben kehrte sie zu ihrem Sitze zurück, und es trat wieder jene Stille ein, die jedem Gemüthe Zeit ließ, in seiner eigenthümlichen Weise die Lage der Sachen anzusehen und ruhiger Zuversicht oder beängstigender Sorge Raum zu geben.

Nicht lange aber sollte dieser Zustand dauern. Der unglückliche Tag sollte vor seinem Hinabsinken zu seinen Brüdern, die gewesen, ein noch größeres Maaß der Trübsal über die schuldlosen Bewohner des Gotteshäuschens bringen.

Der Zeitraum einer kurzen halben Stunde war hinreichend gewesen, die Ereignisse geschehen zu lassen, die sich so entscheidend gefolgt waren.

De la Feuillade war nicht der Mann, der einen Plan leichtlich aufgab. Wenn auch der Kommandant den rohen Scherz der beiden Offiziere mißbilligte, so konnte er doch das nicht dulden, daß sie ein Bürger mißhandle und ihre Soldatenehre beflecke. Auf diesen Umstand hin baute de la Feuillade seinen Plan, das Mädchen in seine Hand zu bekommen. Er stellte es dem Kommandanten so dar, als hätten die Bewohner des Gotteshäuschens frevelnd den Frevler verborgen, als sei er von ihnen auch unterstützt worden, als er Montbrisard die Mauer hinabgeworfen habe. Dieser konnte das falsche Zeugniß nicht entkräften, weil Montbrisard bereits in den Tempelherrnhof getragen worden war, wo das Lazareth der Besatzung hatte müssen errichtet werden. Der meuterische Geist der Stadtbewohner wurde ihm so vorgestellt, daß am Ende der Kommandant selber daran glaubte, zumal von Seiten der Soldaten so viel als möglich ihre Schuld an den aufrührerischen Bestrebungen verheimlicht und verdeckt wurde.

„So wurde es denn de la Feuillade nicht schwer, einen Verhaftsbefehl zu erwirken, der, mündlich ertheilt, um so mehr Macht in die Hand Dessen legte, der ihn ausführte, als er jener Begren-

zung entbehrte, welche wahrscheinlich der schriftlichen Ausfertigung nicht würde gemangelt haben. Es lag aber nicht im mindesten in Feuillade's Plan, die Verhaftung selber vorzunehmen. Schlau berechnete er, daß dieser Umstand ihn in des Mädchens Augen würde gehässig erscheinen lassen. Er wählte daher seinen Lieutenant zur Ausführung, und, da der Kummerhof keinen Raum mehr in seinen Verließen hatte, so bestimmte er ihm das enge Gefängniß des Marktthorthurmes, um die zu verhaftenden Personen dort einzukerkern.

Ungesäumt brach der Lieutenant auf, seinen Befehl auszuführen, und wenige Minuten später wurde der Frieden des Gotteshäuschens auf eine Weise erschüttert, welche der getreue Chronist zu schildern kaum Worte finden kann.

Er sagt, daß ein Offizier mit acht Mann in das Häuschen eindrangen und rücksichtslos die Stube der vielgeprüften Frau Dreis betraten. Mit rohen Worten und heftigen Drohungen habe er Alle, welche sich in dieser Stube befanden, herausgerissen und mit sich fortgeschleppt. Umsonst, fährt er fort, seien alle Bewohner der übrigen Gotteshäuschen zusammengeströmt und hätten fußfällig um Schonung der Unglücklichen gebeten. Frau Dreis aber habe sie beruhigt; habe mit großer Glaubenskraft gesagt, es sei dies eine neue Prüfung, die der Herr ihr sende; sie habe aber Glaubensmuth genug, sie zu tragen, und habe die Hoffnung, der Herr schlage wohl, aber er werde auch wieder heilen; er beuge, aber erhöhe auch wieder und lasse alle unsere Prüfungen ein solches Ende gewinnen, daß wir es könnten ertragen. Darauf habe sie noch an zwei Worte der heiligen Schrift erinnert, an die: „Aus sechs Trübsalen habe ich dich errettet und in der siebenten will ich dich nicht verlassen!" und: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen." Zuletzt habe sie Alle gebeten, ihrer in ihren Gebeten zu gedenken, und sei darauf mit den Franzosen von dannen gegangen nach dem Gefängniß.

Wehklagend hätten sie, schließt der Chronist diesen Tag, Alle bis zum Marktthorthurme begleitet. Selbst der Wärter, der „hart

daneben wohnete, in dem Hause, zwischen dem und dem Thurme vor der Treppe, so nach der Untergasse führet," habe unter heißen Thränen aufrichtigen Mitleides die Thüren des Gefängnisses erschlossen und „alle Welt habe gesagt, niemals seien schuldlosere Gefangene in selbiges Gefängniß gesetzet worden."

Daß auch Ursula mit fortgeführt wurde, hätte, wäre nicht das Leid um Frau Dreis und das „herzliebe Kind" so groß gewesen, Freude bei Allen erregt, welche das Dach der Gotteshäuschen schirmte. Selbst der Chronist verhehlt es nicht, daß ihr solch Ungemach wäre gegönnt worden, „sintemal sie eine böse Sieben" gewesen sei und ärger denn ein Drache, und citirt eine große Zahl Stellen aus den Sprüchen Salomon's und dem Buche Sirach, welche von bösen Weibern handeln und von dem traurigen Loose, mit ihnen unter Einem Dache zu hausen. Sie hatte sich anfänglich wie eine Rasende geberdet; aber etliche unsanfte, handgreifliche Einreden, die einige Gewehrkolben an ihre beträchtlich langen Seiten richteten, besaßen eine so ungemeine Ueberredungskunst, daß sie sich alsbald so stille in ihr unerwartetes Geschick fügte, wie Frau Dreis und Elisabeth auch, wenn auch freilich andere Beweggründe bei ihr vorwalteten, als in der Seele dieser frommen Dulderinnen.

Wie könnte aber die Ueberraschung, der Schrecken und das Leid des alten Pankraz beschrieben werden?

Gleich einem lauernden Iltis war er einhergeschlichen, um eine Kunde zu erhalten; aber nur wenige Bewohner der Stadt wagten es, ihre Häuser zu verlassen, um zu hören, was geschehen sei.

Nur der alte Vogel, der Stammgast im „Sterne," der, weil er mit den Wälschen reden konnte, ihnen bekannt war, schlich unter ihnen herum und schnappte gierig jedes Wort auf, welches seinem Ohre zugänglich war. An ihn wandte sich Pankraz. Er zog ihn bei Seite.

„Was gibt's?" fragte er, „du verstehst ja die verfluchten Pfalzvergifter, was sagen sie denn?"

„Sie reden von Einem, der einen französischen Offizier die

Mauer herabgeworfen, daß er ein Bein und ein Gefach Rippen brach" — sagte Vogel.

„Brav gemacht!" jubelte halblaut Pankraz; „hätt' er ihnen nur all' die Hälse gebrochen."

„Still," raunte ihm Vogel ins Ohr. „Sie verstehen deutsch genug, um zu wissen, daß du ihnen da keinen Segen wünschest."

„Haben sie denn den Flüchtigen gekriegt?"

„Nein," versetzte Vogel; „das ist es eben, was sie rasend macht."

„Gelobt sei Gott!" stieß Pankraz heraus.

„Willst du stille sein!" mahnte Vogel. „Aber es kommt mir fast vor, als wüßtest du mehr von der Sache, als ich. Wer ist's denn?"

„Sei stille," sprach Pankraz. „Es ist Conrad Aichspalter, meiner Schwester Kind! Komm', laß uns nachsehen, ob sein Kahn fort ist; dann bin ich gewiß, daß er gerettet ist, sonst nicht."

Die Dunkelheit begünstigte die Untersuchung der beiden Alten. Als Pankraz den ihm wohlbekannten Kahn nicht mehr fand, da hob er Augen und Hände zum Himmel und betete leise ein Dankgebet, wie es selten aus einer dankerfüllteren Seele zum Himmel stieg.

Er zog Vogel schnell zur Stadt zurück, und es war hohe Zeit, daß sie kamen, denn die Franzosen schickten sich an, in die Stadt zurückzukehren. Es gelang Beiden noch, unbemerkt hineinzuschlüpfen. Pankraz drückte Vogel's Hand, und während Ersterer die Treppe zur Seite des Krahnenthorthurmes hinauf eilte, um den Mauergang zu gewinnen, steuerte Vogel langsam die Krahnengasse hinauf, wo aus jedem Fenster Fragen die Fülle an ihn gerichtet wurden, die er des Breiteren beantwortete.

Als Pankraz an dem Gefängnisse des Marktthorthurmes vorüberging (denn der Mauergang führt gerade vorüber), ahnete seine Seele nicht, wer hinter der mächtigen Bohlenthüre schmachtete; als er aber dem Gotteshäuschen sich näherte und er das Wehklagen vernahm, welches von den Gotteshäuslern ausging, die noch immer gruppenweise auf dem Mauergange standen, da überfiel ihn eine

Angst, die ihm kaum weiter zu gehen zuließ. Der Athem stockte in seiner Brust und eine Ahnung sagte ihm, daß das Elend aufs neue dort eingekehrt, wo schon so manche Thräne geflossen sei.

Endlich langte er an, und das ganze Gewicht der erschütternden Nachricht traf ihn. Nicht einmal der Umstand, daß Ursula mit in Haft gebracht sei, konnte seinen Schmerz lindern. Lange hatte der in manchem Leid ergraute Mann keine Thräne vergossen; aber jetzt weinte er wie ein Kind, und weinend schloß er die Thür und stieg mit seinem Lichtlein die Holztreppe hinab, und erst, als bereits der Tag in Osten die ersten Lichter entsandte, kam ein Schlaf der Ermattung über ihn, der, durch beängstigende Träume gestört, nicht einmal dem müden Greis Erquickung bereitete.

X.

Das trägt sich leicht,
Was tief uns beugt —
Wenn des Gewissens Vorwurf schweigt.
Altes Kirchenlied.

So unerwartet der Schlag die Frauen des Gotteshäuschens getroffen, so behaupteten doch Elisabeth und ihre Mutter den aus Gottvertrauen erwachsenden Gleichmuth in dieser schweren Prüfung; allein so war es nicht bei Ursula.

Die Kolbenstöße der Franzosen hatten zwar dem Strom ihrer gallichten Beredsamkeit einen Damm entgegengestellt, den zu überfluthen Furcht vor der Wiederholung solcher Liebesgrüße abhielt; allein das war nur ein gewaltsames Niederdrücken ihrer inneren Seelenarbeit. In ihr kochte es um so wilder, je weniger sie es wagen durfte, sich einen entladenden Ausbruch zu gestatten. Selbst das Weinen und Wehklagen der Bewohner der andern Gotteshäuschen mehrte ihren Grimm; denn ihr galt die Trauer nicht; und ob sie sich gleich kaum verhehlen konnte, daß sie eher das Gegentheil von dieser Aeußerung der Theilnahme verdienen möchte, so wollte

sie sich das doch nicht selber zugestehen, und sehnte sich nach dem Augenblicke, wo sie ungestört ihren Zorn auslassen konnte.

Kaum war daher der Riegel der inneren, eisernen Gefängnißthüre vorgeschoben, kaum knarrte die äußere Thür in ihren Angeln, so überstürzte sie sich in Flüchen und schmähenden Worten. Alle Welt empfing seinen Theil. Zunächst waren es die Franzosen, dann der pfälzer Landschreiber, der sich getreuer Unterthanen nicht annähme; sodann die Gotteshäusler, welche ihre Liebesworte empfingen. Weiter kam Conrad an die Reihe, und zuletzt Frau Dreis und Elisabeth, die sie als die Ursache ihrer Gefangenschaft schmähte.

Lange trugen es die beiden Dulderinnen; aber endlich war es zu arg, und Elisabeth erhob sich, der Alten einmal wieder ins schlummernde Gewissen zu reden. Sie hatte so oft den Sturm bedräuet, daß er sich legte; sie war so oft schon den Ausbrüchen rasender Wuth beschwichtigend entgegen getreten, daß sie es auch jetzt versuchte, obwohl sie sich gestehen mußte, daß sie das böse Weib nie in einem so gewaltigen Grad erzürnt gesehen. Auch diesmal gelang es wieder, und zwar mit so überraschendem Erfolge, daß selbst die Mutter ob der Macht erstaunte, welche ihres sanften Kindes sanftes Wort über diese zorneswilde Seele errungen hatte.

Allmählig legten sich die schäumenden Wellen des erzürnten Stromes, und es trat einige Ruhe ein. Als aber die an ihr weiches Bett gewöhnte Alte ihre langen Glieder auf die Holzpritsche legen mußte, da brach noch einmal der zurückgedämmte Strom los, und erst als der Schlaf der Ermüdung der Zunge Ruhe brachte, wurde es stille.

Mit wunderbarer Ruhe fügten sich Frau Dreis und Elisabeth in ihr herbes Geschick. Wußten sie ja doch von keiner Schuld, der sie das Gefängniß zuschreiben konnten! — Nur Eins scheuchte die Ruhe von ihren Seelen, den Schlaf von ihren Augen — die Sorge um Conrad. Noch war ja der Zusammenhang der Ereignisse ihnen völlig fremd; noch hatten sie keine Gewißheit, was aus dem Armen, der ihretwegen litt, geworden sei.

Um ihre geringe Habe bangte ihnen nicht; denn Pankraz und die Treue der übrigen Genossen der Gotteshäuschen bürgten ihnen für den vollsten Schutz. Vor den Folgen ihrer Haft hatten sie auch keine Sorge; denn sie waren sich keines Unrechts bewußt, und das, was sie hätte beängstigen können, Feuillade's schändliche Absichten, das ahneten sie nicht. Ihr Gottvertrauen überwand allen Schmerz, alle Furcht. Ruhig legte sich, nachdem sie für Conrad und sich selbst gebetet, der Schlaf auf ihre Augen; obwohl das ungewohnte Lager diejenigen Eigenschaften nicht im mindesten besaß, welche einen sanften Schlaf herbeizuführen geeignet sind.

Pankraz hatte kaum eine Viertelstunde geschlafen, als er durch einen wüsten Traum geweckt wurde. Er sah Elisabeth händeringend dasitzen und hörte ihre Wehklage um Conrad's Schicksal, das ihr unbekannt war.

Er sprang von seinem ärmlichen Lager auf.

Eben färbte sich der östliche Himmel roth. Auf der unglücklichen Stadt lag noch die Stille des Grabes. Rasch kleidete er sich an, denn er erinnerte sich, daß auf der Südseite des Marktthorthurmes sich eine schmale Lucke befand, die, obwohl sie mit Eisenstangen wohl versehen war, dennoch gestattete, daß man mit den Gefangenen reden konnte, da ein Mauerfenster fast wider der südlichen Seite des Thurmes sich gegen den Rhein hin öffnete.

Ungesäumt eilte er nun dorthin. Er rechnete dabei auf den Umstand, daß die Thorwachen, weil sie am gestrigen Abend gestört worden, hart und fest schlafen würden.

So leise als möglich schlich er sich über den Mauergang hin. Seine Voraussetzung hinsichtlich der Wache trog ihn nicht. Es war in dem von Zinnen geschützten Thurmgemache, worin sich die Thorwache aufhielt, so stille, als ob keine Menschenseele sich dort aufhielt. Als er gegen der Lucke war, warf er ein Kieselsteinchen hinein. Elisabeth wachte schon. Sie ahnete, daß das Steinchen von einer befreundeten Hand käme, und eilte an die Lucke, wo ihr in ziemlicher Nähe Pankraz's freundliches Gesicht entgegenlächelte. „Unsere Zeit ist kurz," flüsterte er ihr zu, „und die Wände haben

Ohren, darum komme ich so frühe.“. Nun erzählte er ihr, was sich mit Conrad und dem Franzosen Montbrisard zugetragen; berichtete ihr, daß er glücklich allen Nachstellungen entgangen und mit seinem Kahn entkommen sei. Er sagte ihr, daß er nun in Conrad's Häuschen ziehen werde, und dann eilte er eben so leise zurück, wie er gekommen war.

Elisabeth sank, als er weggegangen war, auf ihre Kniee, und brachte ihr Dankopfer Dem, der Conrad vor den Verfolgungen seiner Feinde gerettet hatte. Ihre Seele durchdrang eine hohe Freude. Mochte nun auch kommen, was da wollte, sie fühlte sich stark, es zu tragen.

Armes Kind, dir ist noch völlig fremd der sittliche Abgrund, in den eine Menschenseele fallen kann, die aller Religion ledig, aller edleren Grundsätze baar, nur der wilden Leidenschaft Raum gönnt und, an keine Unschuld, an keine Sittlichkeit glaubend, die eigene Verworfenheit in jedem Andern wiederzufinden meint.

Es war etwa um die neunte Stunde des Morgens, als die Riegel des Gefängnisses rasselten. Die Frauen vermutheten den Gefängnißwärter nahen zu sehen, allein sie täuschten sich.

Feuillade trat herein, und sein Diener schloß hinter ihm die Thüre.

Mit heuchlerischer Freundlichkeit nahte er. Seine Reden waren süß wie Honigseim. Er bedauerte mit vielen Worten die Härte des Kommandanten, der um der Flucht eines Unwürdigen willen die Schuldlosen eingekerkert habe. Da er aber Beisitzer des Gerichtes sei, so hoffe er Gelegenheit zu finden, für ihre Befreiung zu wirken, — wenn — Elisabeth dankbar sein wolle, die er mit aller Gluth seines Herzens liebe.

Das Mädchen und die Mutter erstarrten schier vor der Rede des Schändlichen. — Elisabeth vermochte vor Ueberraschung und innerer Empörung keine Sylbe zu reden; wohl aber nahm die Mutter das Wort mit aller Kraft sittlich religiösen Ernstes und traf den Wüstling mit gewichtigen Schlägen; allein das prallte Alles ab an seiner Unempfindlichkeit gegen das Sittliche und Reine.

Er lachte laut auf und meinte, das seien veraltete, spießbürgerliche Begriffe; übrigens müsse sie bedenken, daß er die Macht habe, das zu erzwingen, was man ihm gutwillig nicht gewähren wolle. Und nun sprach er aus einem andern Ton, und nahte sich Elisabeth, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen. Wie fand sich aber der Unhold getäuscht! Das deutsche Mädchen stieß ihn mit einer Kraft zurück, daß er gegen die Wand taumelte.

Wüthend durch solches Zurückweisen, schwur er, sie durch alle Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ständen, dahin zu bringen, daß sie sich ihm gerne überliefere.

Bis jetzt hatte Ursula geschwiegen; aber jetzt riß der zarte Faden ihrer Geduld mit einem Mal entzwei.

„Wagt es," rief sie, „wenn Ihr den Muth habt! Wagt es! Sie ist die Verlobte Joseph's, sag' ich Euch, und wehe Euch, wenn Ihr einen Schritt weiter geht. Mir ist mehr bekannt, als Ihr glaubt. Ich weiß den Weg nach Montroyal, wo Montal, Euer Feind, einen Arm hat, der bis dahin reicht, wo Louvois Euren großen König leitet." —

Feuillade erbleichte, als dies Weib diese Worte ausstieß. Woher konnte sie wissen, was nur Wenigen im Heere bekannt war? Deutete sie auf Dinge, die nicht bekannt werden durften?

„Was willst du, alte Hexe?" rief Feuillade, einen Schritt zurücktretend.

„Soll ich es Euch sagen, was in trunkenem Uebermuthe Ihr selbst ausgeplaudert? Was Ihr mir selbst gesagt? Soll ich ausplaudern, daß Ihr von mir ein Tränklein erkaufen wolltet, um Montal aus der Welt zu schaffen, der im Stande ist, Eure Büberei aufzudecken? Denkt an Landau und geht hin, gedrückt von dem Gewichte dessen, was ich weiß. Aber wagt Euch nicht wieder hierher."

Feuillade erbleichte vor Wuth. Er sah sich in die Hand dieses teuflischen Weibes gegeben. Schwarze Gedanken gohren in seiner Seele. Sie mußte unschädlich gemacht werden! Glatt wie ein Aal, der sich in allen Richtungen windet, brach er plötzlich in eine helle Lache aus. Er zog Alles ins Komische, begann mit Ursula

zu scherzen und entfernte sich dann schnell; aber in seiner Brust gohr ein Haß, der kein Maß kannte.

Dieses Weib mußte er mehr fürchten, als irgend Jemanden auf der Erde. Sie wußte Dinge aus seinem Leben, die ihn vor die Mündungen der Gewehre gebracht haben würden, ja noch mehr — auf das Schaffot. Und er selbst hatte sich in ihre Hand gegeben. Sein Gold sollte ihren Mund schließen. Nun sah er ein, daß dafür nur ein Schloß übrig war — das Grab. Wer stand ihm dafür, daß sie das, was sie hier gesagt, zur Lucke der Gefängnisses hinausriefe? Sie freilassen — half nicht, wenn er nicht von dem Mädchen abstehen wollte, und das kam ihm nicht in den Sinn.

Brütend über seinen schwarzen Gedanken, schritt er über den bedeckten Mauergang hin. Da begegnete ihm ein Korporal seiner Kompagnie, ein Auswurf der Hölle, einer der Brandmeister, die schonungslos und gewissenlos die Fackel in die Wohnungen der pfälzischen Bürger geschleudert, der zu Allem fähig war, wenn irgend ein Vortheil zu erringen stand.

Beide verkehrten lange und heimlich, und als endlich Feuillade's Börse in des Korporals Hand glitt, war der Handel geschlossen, dem die Hölle ihr Siegel aufdrückte.

Unterdessen hatte Elisabeth Ursula zur Rede gestellt, wie sie es wagen könne, sie für Joseph's Braut auszugeben und eine so frevelhafte Lüge auszusprechen.

„Bist du's denn nicht in deinem Herzen?" fragte Ursula mit ihrer nichts achtenden Keckheit. „Ich habe es geschworen, du sollst sein Weib werden, und jedes Hinderniß werde ich besiegen, so oder so." Sie machte eine seltsame Bewegung der Hand, und ihr Auge glühte in dunkelm Feuer.

Tief empört, richtete sich das Mädchen stolz vor der leidenschaftlich Erregten auf, legte die Hand aufs Herz und sagte feierlich: „Und ich schwöre hier vor und zu dem Herrn, daß ich nie sein Weib werde, und wenn alle Mächte der Hölle sich mit Euch einigten. Er ist der Sohn des Mörders meines Vaters — wir sind auf ewig geschieden."

Das Wort sprach Elisabeth mit einer Kraft und einem Nachdrucke, daß es noch lange im Herzen wie im Ohr Ursula's nachklang. Sie stand wie eine Bildsäule da. Alle ihre Gedanken vergingen. Sie mußte sich an die rauhe, feuchte Kerkerwand lehnen, so hatte sie das Wort erschüttert.

Und eine tiefe Stille trat ein und währte bis zur sinkenden Nacht. Es war, als habe diese Erklärung Elisabeth's die redselige Zunge Ursula's gelähmt und überhaupt alle Kraft geraubt. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Es war zu viel für sie! —

XI.

Die Nacht, sie hüllt in ihren dunkeln Schleier,
Den Edeln, wie das Ungeheuer,
Und beider Thaten hüllt sie ein.
* * *

Als die Schüsse knallten, sprang Conrad in den Kahn. „Schießt nur!" rief er lachend aus, „mein Ruder und mein Riemen bringen mich rasch aus Eurer Schußweite."

Und so war es. Pfeilschnell schoß sein Kahn über die vom Hauch eines leisen Abendwindes bewegte Fluth. An eine Gefahr war nicht zu denken, denn dem kühnen Fergen und Schiffer war jeder Quadratfuß Wasserfläche auf dem Gebiete von Lorch bis Caub hinab so bekannt, wie der Raum seines kleinen Hauses. Kaum hörbar strich sein Ruder die Fluth; kaum hörbar glitt der Kahn über des Stromes friedliche Fläche hin. In der Mitte des Rheins angelangt, brachte er durch einen tüchtigen Stoß den Kahn in das jenseit liegende Fahrwasser, und pfeilschnell schoß er nun gegen die Ostseite der Insel.

Unterhalb Bacharach, zwischen dem sogenannten „wilden Gefährte" und dem Strudel der „Wirbellai" liegt ein sich langhindehnendes Eiland, von dem Landesherrn in jenen Tagen der Familie Heiles verliehen und daher „das Heilesen Wörth" genannt.

Rings an seinen Ufern war sie in jenen Tagen dicht mit Weiden und Erlen bewaldet, die ein fast undurchdringliches Dickicht bildeten. Weit über die Ufer hinaus hingen die Weiden, und wer es erreichen wollte, mußte sich unter ihnen hindurch winden, dabei aber sich auf Gefahren gefaßt machen; denn leicht schleuderte eine zurückgedrängte und wieder die Freiheit gewinnende Weide durch ihre Federkraft Schiffer und Kahn in die stürmende Welle, die sich, durch die Insel im Laufe beengt, hier mächtiger durchdrängt.

Dem daherfluthenden Rhein entgegen thürmen sich gehäufte Klippen, und ihr Dasein bedingt das Dasein der Insel, weil sie des Eises Macht brechen und das Anlegen des Sandes begünstigen.

Etwas tiefer gegen die Mitte der Insel steht ein Häuschen, eine Art von Pavillon.

Zu der Zeit, in welcher sich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, zutrugen, lag das Häuschen so ziemlich in Ruinen, wenn es auch nicht völlig zerstört war.

Im Jahr 1632 waren die Schweden bei dieser Insel über den Rhein gegangen. Gustav Adolph leitete von der Höhe dieses Häuschens aus den Uebergang, und hatte zu dem Ende schnell das Dach abdecken lassen, so daß er frei hier oben stand und seine Befehle ertheilen konnte. Seit dieser Zeit war auf das Gewölbe, welches das untere Geschoß des viereckten Häuschens schloß, der Regen und alle Ungunst der Witterung eingestürmt, und Niemand trug Lust, das Dach wieder herzustellen, denn die Insel war damals schier zu einer Tenne zertreten worden. Die Zeiten waren schlimm, welche der Periode voll Drangsal folgten. Die Familie Heiles war nach Heidelberg gezogen, und der alte Diener, welcher über ihre stattlichen Besitzthümer die Oberaufsicht führte, hatte nicht die Thatkraft, welche nöthig gewesen wäre, das Alles wieder nutzbar zu machen, was mit dem breiten Fuße des Verderbens eine schwere Zeit zermalmt hatte, daher die Insel einer Wildniß glich.

Auf dies Häuschen hatte Conrad sein Augenmerk gerichtet. Niemand beachtete es, daher bot es ihm Obdach und Zuflucht. Unter den weit in den Strom hinaushängenden Weiden war sein

Kahn so leicht zu verbergen, daß ihn selbst das schärfste Schifferauge nicht würde entdeckt haben. Mußte er länger hier weilen, so öffnete ihm das Niederthal einen leichten Weg, um, ebenfalls verborgen, nach Weisel zu gelangen, wo er gewiß war, Lebensmittel zu finden.

Was ihn am meisten drückte war die endlose Langweile, eine Folge der völligen Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war. Während des Tages durfte er nicht vor die Mauern des Häuschens treten, wollte er nicht von beiden Ufern her gesehen sein, zumal die Weinbergpfade die Insel ganz zu überblicken gestatteten. Entweder innerhalb der Mauern, oder unter dem überhängenden Dickigt war sein Aufenthalt. Oft sank sein Auge zu; aber dann konnte er die Nacht hindurch nicht schlafen, so weich auch sein Lager von dürrem Grase war, und die Phantasie hatte dann einen Spielraum, den sie mit voller Kraft ermaß.

So war in tödtlicher Langweile der Montag vorübergegangen. Er hatte die Kähne, die Schiffe, die Wanderer, die eilenden Wolken, die der Thalwind trieb, beobachtet, aber nirgends ein Wort von Elisabeth vernehmen können, für deren Sicherheit eine entsetzliche Angst ihn zu ergreifen begann! — Stellte er sich die Umstände einfach zusammen, so erkannte er klar, daß sie bloßgestellt war, und daß bei der Feindseligkeit der Franzosen das kaum ohne üble Folgen vorüber ging. Erwog er aber die Nachstellungen der Offiziere und die Möglichkeit, daß sie diese Gelegenheit benutzten, das schöne Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, so gerieth er in einen Zustand fieberischer Aufregung. War sie nicht schutzlos? Durfte er sie verlassen? Und doch, wie stand er selber? Ließ er sich blicken, so fehlte vollends aller Beistand der Lieblichen, den er jetzt wenigstens heimlich leisten konnte.

Ja, das wollte er, wie groß auch die Gefahr sein möchte. Das Wie aber lag noch im Zweifel, und daran zerarbeitete sich sein Geist.

Die Nacht kam endlich, in deren Schutz er hinüber wollte, das zu erkunden, was ihn mit tausend Sorgen quälte; aber er

wollte Wachen und Stadt erst in die Arme des mitternächtlichen Schlafes sinken lassen, ehedenn er die Stadt beträte, wo ihm, wenn man ihn erkannte, der Tod gewiß war. Diese Angst, diese Zweifel waren indessen zehnfacher Tod, und länger hielt er's nicht aus ohne Gewißheit!

Auch heute war der Himmel mit einer tiefliegenden Wolkenschichte bedeckt, von der des Schiffers Kennerauge die Gewißheit genommen, daß sie sich als starker Nebel auf Thal und Gebirge legen würde, wenn der Morgen nahe.

Er stand auf den Klippen vor dem Häuschen, wo kein Weidengebüsch die Aussicht auf den Fluß und die Stadt mit ihren Thürmen und ihrer Burg verdeckte. So dunkel war die Nacht nicht, daß man nicht hätte beobachten können, was über der Fläche des Stromes vorginge.

Jetzt läutete es zehn Uhr. Der Strom trug die gewaltigen Glockentöne zu dem Jünglinge herüber, und sie trugen seine Seele himmelwärts. Was er im Gebete heischte? O, Elisabeth's Glück war es. An sich dachte er ja kaum.

Die Töne verklangen. Tiefer senkte sich die nebelige Wolkenschichte. Nur noch matt flimmerten die Lichter von Stahleck herab, desto heller die aus den Fenstern der armen Stadt. Allmählig erloschen auch die, und nur auf den Thürmen sah man die Lohe der Wachtfeuer durch die Fenster ihren gluthvollen Schein werfen. Es schlug elf Uhr auf dem Thurme von Sankt Peter. Sein scharfes Auge beobachtete, wie der Schein der Wachtfeuer trüber wurde. Auf dem Eckthurm, in dessen mächtigen Gewölben Pulvermassen lagen, erlosch es zuerst, dann auf dem Münzthorthurm, und so hielt es die Reihe, das Erlöschen, bis endlich Alles todtstille war und dunkel.

Zitternd vor Ungeduld stand er noch einen Augenblick, um sich vollends zu vergewissern, daß Alles nach Wunsche sicher sei, ehe er zu seinem Kahn eile, ihn mit sicherer Hand in die Fluth hinauszustoßen.

In diesem Augenblick fesselte ihn eine Erscheinung außerge-

wöhnlicher Art. Sein scharfes Ohr erkannte deutlich einen leisen, sehr vorsichtigen Ruderschlag von der Stadt her, den eine kunstgeübte Hand führte. Conrad ließ sich auf ein Knie nieder und sah scharf über die glänzende Linie hin, welche die Oberfläche des Wassers bildete. Wenige Augenblicke später sah er einen Kahn daher kommen, in dem mehrere Franzosen theils standen, theils saßen. Einer führte das Ruder so, daß man den erfahrnen Schiffer auf der Stelle erkennen konnte. Die Richtung des Kahnes schien auf die Insel zu gehen.

Ha! Das gilt dir! sagte Conrad zu sich; aber er erschrack nicht eben heftig, denn er kannte so sichere Schlupfwinkel auf der Insel, daß selbst Solche, welche die Räumlichkeit genau kannten, ihn nicht würden gefunden haben.

Seine einzige Besorgniß, die freilich ihn nicht unberührt ließ, wenn er an die Auffindung und Wegnahme seines Kahnes dachte, wurde indessen bald gehoben. Der fremde Kahn schnitt jetzt nicht weit vor dem Eilande quer durch, um das rascher fluthende Fahrwasser zu erreichen. Die Ruder ruhten und überließen den Kahn dem Strome. Die Soldaten hoben eine weibliche Gestalt auf, die im Kahne gelegen. Sie war sehr groß. Wie sie auch geknebelt war, sie rang heftig. Man konnte ihre halberstickten Laute hören. Bald aber übertönte ein teuflisches Hohngelächter diese Laute, und ein dumpfer Schlag ins Wasser ließ den Einsamen erkennen, daß sich die Fluth über der Unglücklichen für immer geschlossen, und im kühlen, feuchten Bette sie den Todesschlaf zu schlafen begonnen hatte.

Rascher schlugen jetzt die Ruder in die Wellen, und bald war der Kahn gegen Bacharach hin wieder verschwunden.

Conrad stand starr vor Entsetzen. War auch Alles von der offenen Gewalt der Feinde zu fürchten, an ein heimliches Hinmorden dachte Niemand. Jetzt war das Entsetzlichste vor sein Auge getreten, was er je erlebt, was er nie gedacht, und im Innersten seines Wesens rieselte das Entsetzen mit Eiseskälte. War indessen früher schon seine Angst um Elisabeth groß, jetzt wuchs sie in rie-

sigem Maaß, und ohne weiter etwas zu überlegen, rannte er zum Ufer, löste seinen Kahn, schob ihn hinaus in die Strömung und sprang hinein.

Er trieb ihn mit kräftigem Ruderschlag, um die gegen Caub gerichtete Spitze der Insel; steuerte dann unter überhängenden Weiden bis gegen die Klippen, welche hier zwischen dem linken Ufer des Rheins und der Insel liegen, durchschnitt darauf den schmalen Arm des Stromes, welcher zwischen der Insel und dem linken Ufer durchfließt, und gewann schnell einen sichern Landungsort; denn auch hier wucherten Weiden im üppigsten Dickigt, und unter ihnen barg er den Kahn. Vor ihm lag nun die Niederung, in welcher die Bewohner der Stadt ihre Gärten haben, und die den unseligen Namen „Ketzer" trägt, weil hier einst in jenen finstern Zeiten der Kirche und unmenschlicher Priestergewalt ein Armer den schrecklichen Feuertod auf dem Scheiterhaufen starb, weil er mit den erstarrten Satzungen der Kirche innerlich zerfallen war und ihn das Gewissen drängte, mit dem Munde Zeugniß von seiner Ueberzeugung zu geben. Schmale Wege, theils von Rebenspalieren, theils von hohen Zäunen eingefaßt, führten gegen das nächste Stadtthor, das an der Münze, in dessen unmittelbarer Nähe die Gotteshäuschen liegen.

Conrad schlich, gebückt, durch diese Wege zur Mauer und, eng an diese angedrängt, gelangte er zu der Stelle, wo er in der vorigen Nacht herabgeklettert war. Das Hinaufklettern ging eben so gut und völlig unbemerkt von statten. Leise stieg er die Treppe zur Seite des Fleischthörchens hinab, an Pankraz's Fenster. Er klopfte. Alles war still. Pankraz schlief in Conrad's Hause. Ein stärkeres Klopfen würde die Nachbarn geweckt haben. Er ließ daher ab und stand rathlos da. — Endlich kehrte er auf die Mauer zurück und schritt vorsichtig den Mauergang entlang bis zur Wohnung des Gefängnißwärters und Nachtwächters Arnold Fabian, welcher neben dem Marktthorthurme wohnte. Dort war Licht, das sah er durch die Fugen des Ladens. Auf sein Klopfen wurde ihm geöffnet.

Der Wächter prallte zurück, als er Conrad erblickte, denn er

war sein Jugendfreund und Spielgenosse, der ihn immer herzlich lieb gehabt, aber auch die Gefahr kannte, welcher er sich jetzt aussetzte.

„St!“ flüsterte Conrad, schob den Erstaunten zurück in die Thüre, folgte ihm schnell und schloß ab.

„Woher kommst du? Was willst du hier, wo dein Kopf auf dem Spiele steht?“ fragte betreten der ehrliche Fabian.

„Stille, stille!“ entgegnete Conrad. „Sage mir nur, wie es um Elisabeth und ihre Mutter steht!“

Sie waren in die Stube getreten, und da Fabian eben erst die Mitternachtsstunde geblasen, hatte er Zeit genug, dem Freunde Rede zu stehen.

Aber welches Erstaunen ergriff Conrad, welcher tiefe Schmerz, als er vernahm, was sich ereignet hatte! Alles, auch das Betragen de la Feuillade's im Kerker theilte ihm Fabian mit.

Schmerz und Zorn theilten sich in die Herrschaft in seiner Seele! Allein wie sollte er helfen? Wie sie retten? Nirgends war ein Ausweg!

Verzweifelnd rang er die Hände. Erst Fabian's sanftes Zureden gab ihm einigermaßen seine Ruhe wieder.

„Sind sie noch im Kerker? Sahst du sie?“

„Noch vor einer Stunde, als ich Ursula herausließ, sagte ich ihnen eine gute Nacht,“ war Fabian's Antwort.

Conrad's Seele durchzuckte eine Ahnung. „Wurde sie frei?“ fragte er ihn.

„Nein,“ sagte Fabian; „drei Soldaten holten sie zum Verhöre ab.“

„Und sie ist nicht wiedergekehrt?“ — fragte Conrad wieder.

„Nein.“

„Heiliger Gott! so ist sie es gewesen, welche die Mörder ertränkten, und vielleicht will Feuillade zunächst an die alte Mutter, daß die Tochter ihm hülflos überliefert werde?“

Jetzt war der Schrecken und das Entsetzen auch an Fabian!

„In Wahrheit, Conrad,“ sagte er, „mir war's unheimlich, als die Kerle mit den teuflischen Gesichtern, so recht wie Henkersknechte, hereintraten und so grinzend lachten, als sie Ursula wegführten.

Auch schien mir das kleine Pförtchen neben dem Zollthore, als ich vor einer Stunde vorüberging, nur angelehnt. Ich sah nach, und es war dem so."

„Hast du es geschlossen?" fragte Conrad eifrig.

„Nein; ich will's eben jetzt schließen, wenn ich Eins blase."

„O dann laß es offen, ich flehe dich an, bis ich über Stock und Stein bin."

Das versprach Fabian, und da es kaum noch fünf Minuten vor ein Uhr war, nahm er sein Horn, bat seinen Freund, sich bis zur Wiederkehr zu gedulden, wo ihm dann die Freude werden sollte, die Geliebte zu sehen.

Conrad saß da in der stillen, einsamen Stube. Dort hing der Schlüssel, nahe dabei waren Ketten, Stricke, Handschellen, ein sogenannter „polnischer Bock" und einige Werkzeuge milderer Folter. Der Gedanke, daß sie davon zu leiden haben könnte, durchbebte ihn. Ueberhaupt wogten in ihm die mannichfaltigsten Gefühle. Rettungspläne tauchten auf und zerrannen wieder, wie bunte Seifenblasen.

Noch nicht einmal hatte Fabian geblasen, da kamen ungewisse Schritte den Mauergang her. Fabian's Thüre that sich auf — jetzt die Stubenthüre — und de la Feuillade in völliger Trunkenheit stand vor Conrad.

Dieser erschrack und erbleichte, weil er sich in der Hand seines Feindes sah; aber sogleich erinnerte er sich, daß ihn der Franzose nicht kennen konnte, da er ihn wissentlich und in Beziehung zu jener schmählichen Niederlage in der Rosengasse nie gesehen habe. Das gab ihm die ruhigere Haltung wieder, sofern eine solche in diesem Augenblicke, diesem Menschen gegenüber, möglich war.

„Concierge," lallte der Trunkene, „aufmachen — Schlüssel!"

„Ganz wohl," sagte der Jüngling, dem in diesem Augenblicke wunderliche Gedanken durch den Kopf raseten.

„Du Mutter wegführen — Mauer werfen — laufen lassen — c'est egal! — Ich — Tochter! Allons!"

Conrad zündete eine kleine Laterne an, nahm den Schlüssel. So gingen beide der nahen Thüre des Gefängnisses zu.

In Conrad's Seele gerannen die wogenden Gedanken zu einem festen Entschlusse. Mit jedem Schritte wurde er sich klarer dessen bewußt, was er in diesem Momente, den ihm Gott gesendet, thun sollte.

Sie kamen zum Gefängnisse. Conrad, dessen Hand noch vor einem Augenblicke gezittert, erschloß jetzt festen Griffes die Thür. Er selbst kannte die Räumlichkeiten dieses Thurmes und des Gefängnisses früher nicht. Jetzt aber sah er vor sich eine eiserne Thüre, zu der ihm der Schlüssel fehlte. De la Feuillade donnerte heftig, als er es wahrnahm.

„Allons, holen!“ rief er, und Conrad eilte hinweg.

Wieder trat er in die Stube Fabian's. Dieses Mal strahlte sein Antlitz von innerer Freude. Rasch ergriff er den kleineren Schlüssel und dann eine Hand voll Stricke, die er sorgfältig verbarg, und in wenig Augenblicken war er wieder bei dem Franzosen.

Dieser merkte in seiner Ungeduld nicht, daß Conrad die äußere Thüre sorgfältig innen abschloß, dann aber erst die eiserne Pforte öffnete.

Ein Schrei wurde laut, als die beiden Gefangenen Conrad und seinen Begleiter erblickten.

„Seid ruhig,“ rief mit unterdrückter Stimme Conrad. „Die Stunde eurer Rettung ist da!“

Während de la Feuillade auf das bebende, zweifelvolle Mädchen zutaumelte, warf ihm Conrad rücklings eine schnell geschlungene Schlinge über, die, von riesenkräftiger Faust gezogen, ihn des Gebrauches seiner Arme beraubte. Schnell war sie fest gemacht. Nun warf ihn Conrad nieder; riß der Frau Dreis die Schürze herab und umwand ihm den Mund, daß er nicht schreien konnte. Schnell, wie der Wind, waren die Stricke bei der Hand, ihn an den Füßen zu fesseln, und ehe die beiden Frauen begriffen, was geschah, zog sie Conrad hinaus, löschte seine Leuchte, schloß die Thüren ab und flüsterte ihnen zu: „Eilet nach dem Zollthore; ich folge sogleich! Das Thürchen ist offen!“

Darauf sprang er zu Fabian's Thüre, schloß sie ab, steckte auch diesen Schlüssel zu sich und eilte den fliehenden Frauen nach.

Bald lag das Zollthor hinter ihnen und mit ihm die Stadt. Jetzt zog er sie ans Ufer, hinter den schirmenden Hafendamm und lief zu einem dort an der Kette liegenden Kahne. Mit Hülfe des ungeheuern Gefängnißschlüssels sprengte er einen bereits fast durchgeschliffenen Ring der Kette. Die Frauen stiegen hinein, und bald schwamm der Kahn auf den stillen Wogen des Stroms, und Niemand jenseit der Mauern ahnete, was geschehen war; aber Der, Der uns trägt in seiner Vaterhand, hörte die stillen Dankgebete, welche aus drei glücklichen Herzen mit aller Gluth und Innigkeit zu seinem Thron emporstiegen.

Eine kurze Zeit später legte der Kahn am jenseitigen Ufer an, und Conrad rief jubelnd aus: „Ihr seid gerettet!"

XII.

Das ist der Sünde Lohn, daß inn're Qual,
Die nicht zu tilgen ist, das Herz zerreißt,
Daß nirgends Trost und nirgends Lind'rung ist;
Und daß die Hölle schon hienieden brennt —
Im kleinen Raume, den „das Herz" Ihr nennt.

Der rasche Gang der Begebenheiten nöthigt den Erzähler, seine lieben Leser wieder zurück zu führen zu dem Sonntag Abend, dessen Ereignisse bereits erzählt worden sind.

Der Waibel des Saalschultheißen blieb unendlich lange aus. Die Nacht mit ihren Schrecken kam und rückte alle die Thaten seines Lebens dem Saalschultheißen so nahe, daß er sich verzweifelnd in seinem Bette gebärdete. Und keine Seele war zu seinem Troste nahe. Sein Sohn lag droben auf Stahleck im Kerker; seine Magd gab ihrem Buhlen ein Ständchen am Thore des Saals, und der Waibel war drunten in der Fleischgasse und drückte sich an die Ecke des „Sterns," um die Entwickelung der Begeben-

heiten abzuwarten und zu Frau Dreis zu gehen; allein noch ehe er seinen Auftrag erfüllen konnte, sah er sie, Elisabeth und Ursula in das Gefängniß abführen, und vernahm den lauten Jammer der Gotteshäusler. Das Alles konnte er sich nicht reimen.

Er schlich deßwegen die Untergasse hin, und als er in der aufwärts nach der Obergasse streichenden Krahnengasse nach Abzug der Franzosen, laut reden hörte, gesellte er sich zu Vogel, der dort den Zusammenhang erzählte.

Es war spät geworden, als er in den Saal zurückkehrte. Er glaubte dem Alten eine erheiternde Kunde zu erzählen durch die Mittheilung dessen, was er erfahren; aber wie täuschte er sich! Mit Zittern vernahm dieser die schwere Prüfung der armen Wittwe. Er sah sie noch unglücklicher werden, als er sie selber schon gemacht, und die Qual des Gewissens wurde nur noch geschärft, noch gesteigert.

Er ließ den Waibel nicht von sich, weil er in des Menschen Nähe Trost fand; allein bald vergaß er dessen Anwesenheit; brach in laute Selbstanklagen und Selbstverwünschungen aus, und der Waibel hörte zum ersten Male Dinge, die ihm das Blut erstarren machten.

Spät erst schlief, völlig erschöpft, der Alte ein, und der Waibel dankte Gott, daß auch seine Folterqualen zu Ende gingen.

Kaum graute der Morgen, als ihn der Saalschultheiß schon weckte.

„Rufe mir den alten Pankraz hierher!“ befahl er, „und dann meinen alten Freund Gilzer, doch zuerst den Pankraz! Tummle dich!“

Abermals eilte der Waibel zu dem Gotteshäuschen. Alle Thüren waren zu, und als er endlich lange genug gepoltert, kam eine alte Frau, deren Wohnung neben an der der Frau Dreis lag, heraus, und sagte ihm, Pankraz sei in Conrad's Hause, sie aber bewahre die Wohnung und Habe der armen Frau Dreis.

So machte sich denn der Waibel dorthin auf den Weg. Pankraz sah aus dem Fenster, als der Waibel klopfte. Dieser erschrack

vor den bleichen, kummervollen Zügen des alten Mannes; aber er richtete seine Botschaft aus.

„Laß mich in Ruhe," sagte Pankraz. „Ich habe nichts mit dem Manne mehr gemein, zu dem du mich rufst."

„Mach' doch auf, Pankraz," flehte der Waibel, „daß ich dir sage, wie es um den Alten steht."

Jetzt öffnete Pankraz die Thür, und der Waibel trat zu ihm ein.

Pankraz schüttelte den Kopf bedenklich, als ihm der Waibel die Lage des Saalschultheißen erzählte. „Seine Stunden sind gezählt," schloß der seine Erzählung. „Komm' mit, Pankraz, vielleicht daß er Böses gut machen will durch dich."

Nach einigem Nachsinnen ergriff der Alte seine Mütze und folgte dem Waibel.

Es war ein Gefühl, das ihn innerlich durchschauerte, als Pankraz in den Saal trat und die Wache erblickte, welche die Opfer der Franzosen bewahren sollte.

Es drückte ihm die Brust zusammen, daß er kaum athmen konnte, als er die breiten Steinstufen hinaufschritt zur Wohnung des Saalschultheißen, die er so gut aus früherer Zeit kannte. Jetzt trat er in das wohlbekannte Gemach, wo vor einem starkverschlossenen Wandschranke das Bett des Saalschultheißen stand. Dieser wandte Pankraz sein entstelltes Gesicht zu.

Der Waibel wollte sich entfernen.

„Bleib' hier, Jeremias," sprach immer noch halb lallend der Kranke; „du sollst Zeuge sein dessen, was ich thue. Pankraz," sagte er, „setz' dich näher an mein Bett, das Reden fällt mir schwer."

„Ach, da innen," er deutete auf die Brust, „da innen brennt ein Feuer, das der Pater Xaverius nicht löschen kann! Ich habe viel Uebels gethan. Am meisten an der Frau Dreis." —

Pankraz wollte reden, denn es trieb ihn, dem Alten das Gewissen vollends zu wecken, da er noch nicht wußte, was er wollte. —

„Sei stille, Pankraz,“ fiel ihm der Saalschultheiß in das Wort. „Ich weiß, was du sagen willst. Der Tod ihres Mannes liegt auf meiner Seele! O, daß ich die Todten erwecken könnte! Ach, Pankraz, bete für meine arme Seele! — Aber ich habe sie auch arm gemacht, weil meine Rache für verschmähte Liebe keine Grenzen kannte. — Ich habe ihr ein Kapital abgeschworen! — Sie leidet jetzt, und ich kann es ihr nicht selber geben. Dir will ich es geben, daß du es ihr erstattest. Du bist ehrlich. Jeremias, kniee dich auf mein Bett. Oeffne den Schrank. Nimm das Päcklein heraus — dort — in der Ecke! So! — Gib es dem Pankraz. So! Pankraz. Es ist das Kapital, sammt den Zinsen bis auf den heutigen Tag! Ach, wie wird mir?“ rief der Kranke plötzlich und sank zurück. „Mein Sohn! Mein Sohn!“ das waren seine letzten Worte. Der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf das Antlitz desselben gedrückt, der Schlag wiederholt.

Pankraz faltete seine Hände und betete laut: „Herr, sei dem armen Sünder gnädig!“

Darauf ging er hinaus, und der Waibel schloß schnell die Thüre, um den alten Gilzer herbei zu rufen.

Als Gilzer kam, war Pankraz längst mit seinem Schatz in Conrad's Hause. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, denn der Sack war sehr schwer. Er öffnete ihn, und sogleich fiel ihm ein Blatt in die Hand. Mit zitternder Hand stand darauf geschrieben: „Fluche mir nicht! Vergib, wenn du kannst! Was über die Zinsen und das Kapital ist, das sei für die Aussteuer deines Kindes. Möge Gott dir deine Leiden alle in Freuden verwandeln und mir vergeben! Molina.“

Pankraz's Auge wurde feucht. Er band den Geldsack zu, stieg hinab in den Keller und barg ihn sorglich unter einer der Schieferplatten des Bodens. Darauf eilte er hin zum Marktthorthurme, den Frauen die Botschaft zu bringen. Es war noch früh am Tage.

Schon von ferne sah er einen großen Menschenhaufen an der Thüre des Gefängnisses stehen. Neue Angst ergriff sein Herz.

Sollte hier sich wieder neues Elend ereignet haben? Ach, war dessen ja doch schon so viel! zu viel! — Er eilte, so viel er vermochte, denn die stete Unruhe und Anstrengung der letzten Tage hatte ihn mächtig erschöpft, daß er's kaum so länger ertragen konnte.

„Was gibt's denn hier?" fragte er die zunächst stehenden Leute.

„Weißt du's denn noch nicht?" fragte der alte Vogel. „O, das ist in alle dem Elende doch einmal eine lustige Geschichte! Letzte Nacht kommt der Conrad zu dem Fabian" —

„Das lügst du in deinen Hals hinein," rief Pankraz. „Wäre Conrad hier gewesen, er würde gewiß zu mir gekommen sein!"

„Hört 'mal den alten Narren!" lachte der Vogel. „Er meint, der prächtige Bursche solle sich noch solch' einen alten Hemmschuh einhängen, wenn er einen so schönen Streich machen will! Das wäre klug gewesen, meiner Treu!" Die Leute lachten, wenn auch nicht, wie sie gerne gewollt, denn es waren noch Franzosen in der Nähe.

„So rede denn!" rief Pankraz, dessen Neugierde von Minute zu Minute wuchs. Der Freude konnte er sich eben noch nicht hingeben, weil er die Geschichte noch nicht kannte.

„Nun," fuhr Vogel fort, „der Fabian geht seine Stunde zu blasen, es war etwa um Eins diese Nacht, — und der Conrad bleibt in seiner Stube. Als der Fabian wieder kommt, ist seine Thüre verschlossen und der Schlüssel fort."

„Was?" rief Pankraz — „du wirst doch nicht sagen wollen" —

„Der Fabian," fährt Vogel fort, ohne sich irre machen zu lassen, „ahnet nun etwas und eilt auf die Hauptwache; aber der Offizier fehlt, der Herr Marquis de la Feuillade, der saubere Finke! Sie suchen ihn im „Stern" — er war fort; in allen Wirthshäusern — er ist nirgends. Nun wird's dem Kommandanten gemeldet. Der kommt nach einer Stunde selbst und hört des Fabian's Erzählung an, dem's auch nicht zu Muthe war, wie dem Pfaff am Ostertag. Item, der Kommandant ist ein Menschenfreund, das wissen wir Alle, der uns Vieles abwendet, wenn er

kann. Er tobt nur über den Offizier, der die Wache verlassen in einer Stadt in Feindes Lande — denn im Dienste versteht er keinen Spaß. Endlich geh'n sie mit einem herbeigerufenen Schlosser zu Fabian's Haus; brechen's auf und richtig! — die Gefängnißschlüssel sind fort! Jetzt geht's ans Gefängniß. Da rast Einer drin wie besessen. Auch diese beiden Thüren bricht der Schlosser auf, und siehe da! — Was meinst du?" —

„Weiter! weiter!" rief Pankraz, und faßte Vogel's Hände, denn er zitterte vor Ungeduld.

Der labt sich einen Augenblick an seiner Spannung und sagt dann: „Die Vögelchen waren fort, das Nest leer, nur der Herr Marquis de la Feuillade wälzte sich auf der Erde herum, gebunden an Händen und Füßen, und um den Mund eine Frauenschürze gewickelt, jedoch so, daß er nicht ersticken konnte. Ein paar Donnerworte des Kommandanten gebieten, ihn der Stricke zu entledigen, aber an Freiheit ist nicht zu denken, denn er muß in dem Gefängniß in Haft bleiben, wo Elisabeth und ihre Mutter geschmachtet. Ehe jedoch der Tag grauete, wurde er fortgeschafft nach der Mosel, wo er seine Schande verbergen mag hinter den Wällen von Montroyal, ja man munkelt, er werde erschossen werden, was ihm gebührte."

„Und Frau Dreis und Elisabeth?" fragte Pankraz.

„Sind gerettet," entgegnete Vogel; „aber wo — das weiß Gott. Hoffentlich weit genug, daß sie der Arm der Verfolgung nicht erreichen kann!"

Pankraz hatte genug gehört, um einen Dankesblick nach oben zu richten. Er verließ den Ort, wo er gestanden, und eilte heim.

Wie er sich inniglich der Rettung freute für die beiden Dulderinnen, so freute er sich auch des Retters und seines tapfern Sinnes, aber auch der neuen Fortschritte, die er gewiß in der Achtung und Liebe Elisabeth's gemacht haben würde.

Wie innig dankte der Greis seinem Gott für die glückliche Rettung seiner Lieben! Wie war seine Seele voll Freude! Hätte er nur noch gewußt, wo sie seien, sein Glück wäre vollkommen gewesen.

XIII.

Wo der Zerstörung Mächte walten,
Da sinkt das Glänzendste in Staub;
Da wird, was groß und schön gewesen,
Schnell der Vernichtung sich'rer Raub.

* * *

Mehrere Tage waren vorüber gegangen unter dem Drucke dumpfer Angst für die arme Stadt und ihre Bewohner und unter einer etwas Außerordentliches verkündenden Unruhe unter den Franzosen, ohne daß man jedoch wußte, was sie so unruhig mache und die seltsamen Vorkehrungen zu bedeuten hätten. Mächtige Pulvervorräthe wurden aus den Gewölben des nordöstlichen Eckthurmes der Stadt, gegen den Rhein zu, und unter dem „Zehntenthore" gelegen, auf die Burg Stahleck geschafft, eben so in den dem Zehntenthore zunächst stehenden spitzen Thurm und jenen am Kühlberg, über der pfälzischen Kellnerei. Die Kranken und Verwundeten wurden aus dem „Tempelherrnhofe" neben der Kirche und dem „Apostelhofe," welcher der Apostelkirche in Köln zu eigen war, und der auch als Lazareth gedient hatte, auf weichgebettete Wagen geladen und nach Montroyal an der Mosel abgeführt. Alle Vorräthe der Burg, alle Geschütze, selbst die Bagage der Soldaten, zogen desselben Wegs in langer Reihe.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, aber entsetzliche Ahnungen erfüllten die armen Bürger. Was man so sehr gefürchtet, nämlich, es möchte über die gefangenen Bürger ein schweres Gericht gehalten werden, es bewährte sich nicht, weil, wie es schien, der Kommandant es nicht wollte.

Mitten in diesen grauenvollen Vorbereitungen hallten die Glocken schauerlich zusammen zur Leichenfeier des Saalschultheißen.

Hinter dem Sarge ging bleich und sichtlich tief erschüttert Joseph neben Gilzer. Noch war sein Kopf verbunden. Der Kom-

mandant hatte ihn frei gelassen unter der Bedingung, daß er nach dem Leichenbegängniß die Stadt verlasse.

Als in der Umgebung von Sanct Werner die Leiche eingesenkt war, kehrte er mit Gilzer und den Wenigen, die der Leiche gefolgt waren, zum Saale zurück, übergab Gilzern die Bewahrung seiner Habe und stieg dann am Ufer in einen Kahn. Bis zum Kahne begleiteten ihn Gilzer und Emmerenzia, seine Tochter. Von dem Hügel der Linde am Fleischthore winkte sie mit ihrem Tuche, so lange sie den Kahn sah, und erst, als dieser hinter dem „Heilesen-Wörthe" verschwand, kehrte sie mit ihrem Vater heim; während Joseph gen Caub ruderte, dort so lange zu bleiben, bis ihm die Rückkehr würde gestattet werden.

Aus dem hinteren Pförtchen von Lorchhausen schritten an diesem Morgen drei Personen. Sie bogen in den Pfad ein, der zu der Höhe hinaufführt, welche Bacharach überschauen läßt. Es war eine betagte Frau, ein engelschönes Mädchen und ein blühender Jüngling in einfacher Schiffertracht, die Frauen im ärmlichen Gewande.

Der Jüngling stützte die betagte Frau, als sie die Höhe hinauf stiegen.

„Es ist doch seltsam, Conrad," sagte die Frau zu ihrem Führer, „mir wird allemal wohl, wenn ich die Mauern meiner Vaterstadt sehe. Wüßten wir nur, wie es drüben steht; aber die Verbindung ist aufgehoben. So müssen wir uns gedulden bis zu besseren Tagen."

„Wie wird's stehen?" sagte Conrad und sah wehmüthig nach der Stadt. „Glaubt Ihr, Frau Dreis, daß es besser geworden? Ich zweifle sehr, und ein dunkles Vorgefühl, das mich unausgesetzt verfolgt, sagt mir, daß der armen Stadt noch Schlimmeres bevorstehe. Wüßte ich nur, was aus Fabian geworden."

„Du hast ja den Schlüssel der eigenen Thür abgezogen," sagte Elisabeth, und blickte so mildlächelnd zu Conrad auf, daß ihm das Herz voll Freude wurde. „Auch wird ja der Franzose, der völlig nüchtern geworden sein mag, schon sagen, es sei ein Anderer gewesen, der ihn geknebelt, als der schmächtige Fabian, der so

dürre wie ein Schneider aussieht, und das wohl nicht fertig gebracht hätte."

„Es ist wahr," sagte Conrad. „Nun, Gott wolle Böses von ihm ferne halten; aber ich konnte nicht anders handeln, und wäre es so nicht gekommen, so wäret Ihr wohl noch in der Gewalt der Franzosen."

Beide Frauen falteten still ihre Hände und blickten gen Himmel. Sie erreichten nun bald die Höhe. Vor ihnen lag die Stadt, angelehnt an den Schloßberg und die Vogtswiese, so stille, so friedlich, als beherberge sie nicht so namenloses Leid und Weh'.

Beiden traten Thränen in die Augen bei dem Gedanken an diesen Zustand, der äußerlich so friedlich, innerlich so zerrissen war.

Da klangen die Glocken herüber.

„Das gilt Einem, der vollendet hat sein mühsam Tagewerk," sagte Frau Dreis, und ihre Stimme wankte. „Sei ihm gnädig, Herr," sagte sie, ihre Hände faltend, „wer er auch sein möge, vergib ihm seine Schuld!"

Ach, sie ahnete nicht, daß sie für den gebetet, der ihr Lebensglück zertreten hatte!

„Wohl dem," fuhr sie fort, „der vollendet hat! Wann wird dann mein Stündlein kommen?"

„Ach, Mutter, redet so nicht!" flehte das weinende Mädchen. „Was sollte aus mir werden?"

„Kind," sagte die Mutter, „es muß einmal geschieden sein; du mußt das schon gewiß erwarten, und je eher du dich darauf vorbereitest, desto besser ist es für dich. Wenn du aber angstvoll fragst, was soll aus mir werden, so thust du Unrecht mit solcher Frage. Du bist jung."

„Ach, Frau Dreis," hob bebend und erbleichend der Jüngling an, „Elisabeth wird nicht verlassen sein!"

Mit Mühe brachte er diese Worte heraus; denn es war ihm, als sei ihm die Brust zusammengeschnürt.

Elisabeth erröthete und blickte unter sich. Sie fühlte, es nahe eine Stunde, vor der sie zwar nicht gebebt, seit sie Conrad's treue

Seele, seine innige Liebe kennen gelernt, und jenes Gebilde süßer Träume aus einer harmlosen Jugend, wie eine schimmernde Seifenblase zerronnen war; aber vor der dennoch ihr jungfräuliches Gefühl erschrack. Sie wußte wohl, wie gut ihm die Mutter geworden; darum erglühte sie jede Sekunde mehr und wandte das heiße Gesicht gegen Lorch, daß es der Thalwind kühle.

„Ich —" fuhr stotternd der befangene Conrad fort — „ich — würde gerne Alles mit ihr — theilen, und —"

„Ich weiß, was du sagen willst, Conrad," sprach die Mutter, „das beruhigt meine Seele."

Conrad sah sie ermuthigt an. Er sagte: „Ich habe längst Etwas auf dem Herzen, Frau Dreis. — Ihr wißt — wie lieb ich Eure Tochter habe. — Ich wäre der Glücklichste auf Erden — wenn Elisabeth — mein Weib würde."

Die Mutter blickte in das Antlitz des Jünglings, dem es nun unendlich leicht war, daß er diese Worte glücklich herausgebracht.

Sie lächelte. „Ich weiß es, Conrad," sagte sie, „und wenn Elisabeth ihr Herz dir gibt, soll mein Segen nicht fehlen."

Conrad zitterte vor Freude.

Noch immer stand das Mädchen mit dem glühenden Antlitz abgewendet. Einen Blick warf sie hinab auf die Stadt, es war der Scheideblick für Joseph und — kein Seufzer begleitete ihn.

Conrad ergriff ihre Hand. Sie zitterte nicht mehr. Sie ließ sie in der seinigen ruhen. Sie hatte abgeschlossen mit der Vergangenheit und ihr fester, heiliger Wille stand fest.

„Elisabeth," sagte mit so süßem, herzinnigem Tone der Jüngling, „hast du gehört, was die Mutter sagt?"

Sie wandte sich mit lächelndem Gesichte zu Conrad. „Ich hab's gehört," sagte sie fest.

„Willst du mein Weib werden, Mädchen?" fragte er, und drückte wärmer die kleine Hand.

Sie senkte das Haupt und sagte leise: „Ja!"

Da jubelte der Jüngling: „O ich Glückseliger!" und zog sie an seine Brust und küßte die frischen Lippen, und sie litt Alles —

ja, er fühlte auch ihren Kuß. Und vor die Mutter traten sie dann, und sie legte ihre Hände ineinander und segnete sie.

Lange saßen die Glücklichen bei einander und sahen nicht, was drüben vorging.

Aus den Thoren der Stadt nämlich sah man schaarenweise die Einwohner herausströmen, beladen mit ihren Betten und ihrer besten Habe. Einige trugen es auf die abgeflachte Höhe des Kühlbergs, Andere auf die Höhe der Wolfskaut. Noch Andere legten ihre Bündel auf die Bleiche oberhalb oder in die Gärten und auf das Rollgeschiebe, das das Ufer im „Ketzer" deckt. Schnell eilten sie zurück, und wieder sah man sie kommen, und fort und fort erneuerte sich dasselbe Schauspiel. Die Frau Dreis nahm es zuerst wahr, denn die Verlobten hatten nur Augen und Ohren für sich.

„Seht doch," rief Frau Dreis plötzlich, „was ist das?"

Jetzt blickten auch sie hin.

„Allmächtiger Gott!" rief Conrad, „sie stecken die Stadt an, und die Bürger retten ihre Habe, wer wird für uns sorgen?"

Kaltes Entsetzen lähmte sie Alle.

Da that's auf Stahleck einen Knall, daß die Berge zitterten. Starr sahen die Vertriebenen dorthin. Eine Dampf- und Staubwolke hüllte die Burg ein. Als sie sich verzog, war der Hauptthurm, der stolze „Fritz der Burg," verschwunden; aber eine Flammensäule stieg aus dem Innern der Mauern empor, die bis zum Himmel reichte.

Bald erfolgte ein zweiter Knall, und der Thurm gegen das „Steeger Thal" stürzte prasselnd zusammen.

In immer kürzeren Zwischenräumen folgten sich die entsetzlichen Schläge, und in wenigen Stunden stand von Stahleck nur noch ein Haufen von Mauern, an denen die zum Gluthmeer gewordene Flamme leckte, innerhalb deren sie aber Alles verzehrte, was ihrer Gier zur Speise dienen mochte.

Alle Drei saßen starr vor Schrecken da. Zu ihren Füßen standen die Bewohner des Dörfchens und schauten dem Schauspiele der schrecklichen Zerstörung zu.

In den Zwischenräumen der furchtbaren Schläge der Minen trug der zum Sturme gewordene Wind die lauten Wehklagen der armen Bewohner herüber zum Ohre der schier Bewußtlosen, die hier die Zerstörung ihrer Vaterstadt mit ansehen mußten, und doch, wie gebannt an die Stelle, nicht weg konnten, wie sehr auch der Anblick ihr Herz zerriß. Jetzt that es wieder einen Schlag, daß alle Drei die Erde unter sich beben fühlten.

Es war der Pulverthurm am nordwestlichen Ende der Stadt gegen den „Ketzer" hin. Ihm folgte der „Spitzethurm," dessen Trümmer weit über die Weinberge hinflogen bis zu der Rosengasse. Der Thurm am Kühlberge war der letzte, dessen Trümmer, weil die Mauer außerordentlich dick und fest war, nur wenige Schritte weggeschleudert wurden.

Aber — wer malt ihr Entsetzen, als nun aus den Spitzdächern aller Thürme der vordern Stadtseite die Flamme aufstieg. Conrad sprang auf und schlug die Hände zusammen.

„Ich muß fort, ich muß helfen," rief er, und wollte hinabeilen.

„Nimm uns mit, verlaß uns nicht!" flehten die Frauen.

Da hob Conrad die Mutter auf seinen Arm, wie die Wärterin das Kind, und Elisabeth reichte er die von Angst zitternde Hand, und so schnell, als das von der Angst auch und noch mehr erschütterte Mädchen vermochte, eilte er hinab, durch das Dörfchen hindurch, an das Ufer.

Ob ihm Gefahr drohe, daran dachte er nicht mehr.

Als er an das Ufer kam, setzte er die Wittwe Dreis nieder.

„Männer!" rief er den Bewohnern zu, „wollt ihr hier müßig stehen, wo das Elend dort drüben die Armen erdrückt und das Feuer Hab' und Gut zerstört? Auf! Die Nachen los! Helft retten, was noch zu retten ist!"

Wie ein elektrischer Schlag traf das die Winzer und Schiffer des Dörfchens Lorchhausen.

Nur von Einem Gedanken beseelt, stürzten Alle dem Ufer zu, die Kähne wurden losgekettet, und bald schwamm die kleine Flotte hinüber.

„Gut, daß du kommst,“ rief Pankraz, der bei einem Haufen Habe auf der Bleiche saß. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Bleibt hier, Mutter Dreis, bleib' hier, Kind, deine und Conrad's beste Habe liegt hier. Wir eilen zu retten.“

Und dahin eilten die Männer.

Kein Franzose war mehr in der Stadt.

Menschlicher als seine Befehle war der edle Kommandant, dessen Namen der Chronist der Gotteshäuschen leider nicht aufgeschrieben hat. Es war ihm befohlen, die Stadt zu plündern und dann niederzubrennen; Stahleck zu zerstören, nebst allen Thürmen und Befestigungswerken der Stadt. Dem genügte er nur theilweise. Die Burg ließ er sprengen, eben so einige Thürme. Die übrigen ließ er ausbrennen. Kein Theil der Stadt wurde in Asche gelegt, als die Wohnungen, welche vom Pulverthurme bis herauf zum „Zehntenthorthurm“ und bis zum „Münzthorthurm“ und zu dem Gebäude der „Münze“ reichten. Die Thürme brannten aus, ohne daß das Feuer weiter um sich griff. Als die Thürme brannten, zogen die Franzosen ab.

Zu dem brennenden Stadttheil eilten die Männer. Nach rastloser Anstrengung gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun, jedoch war dies erst am andern Morgen ganz bewerkstelligt, und mit leichterem Herzen zogen die Geängsteten in ihre Wohnungen wieder ein. Zwar war hin und wieder von den Franzosen geraubt worden; da ihnen aber wenig Zeit übrig blieb, so war es nur wenig, und nur die reichsten Häuser hatten gelitten.

Frau Dreis und Elisabeth waren wieder in ihr stilles, heimliches Gotteshäuschen zurückgekehrt, und gedachten nicht ohne Wehmuth des schrecklichen Endes ihrer Hausgenossin Ursula, deren entfernte Verwandte ihre Habe erbten.

Pankraz aber blieb noch in Conrad's Hause, bis dieser todtmüde von der Brandstätte heimkehrte.

Ach, wie glücklich war der Greis, als er aus seinem Munde vernahm, Elisabeth sei seine Braut!

Wie gerne hätte er ihm gesagt, daß ein Mahlschatz von ihm

verborgen worden sei, aber er schwieg, weil er eine größere Freude zu machen hoffte, wenn er erst am Hochzeitstage sein Geheimniß offenbare. Dieser war so nahe nicht.

Elisabeth wollte ein Brautjahr, wie es die alte Pfälzer-Sitte heischte, und Conrad mußte sich darein fügen.

Frau Pfaff kostete seine Verlobung einige Thränen; als aber ein Anderer um die hübsche, wohlhabende Wittwe freite, da säumte sie nicht, ihr Jawort zur rechten Zeit zu geben und sich über Conrad's Verlust zu trösten.

Joseph war von Caub aus gen Köln gereist. Saalschultheiß zu werden, war sein Wunsch; aber er gewann sein Ziel nicht; vielmehr faßte er den Entschluß, die Stätte seiner Kindheit zu verlassen und in der alten Stadt Köln sich niederzulassen. Als er das seinem künftigen Schwäher schrieb, war es ihm alsobald nach Wunsch. Er verkaufte sein Haus und seine Güter, und als Alles bereit war und der neue Saalschultheiß bereits vom Saale Besitz genommen, kam Joseph und holte Emmerenzia und ihren Vater ab, und in Köln feierten sie ihre Hochzeit.

Er sah Elisabeth nicht wieder. Warum? — der Chronist berichtet, Pankraz habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt, die ihm leider die Augen vollends geöffnet habe, und der Waibel habe Alles ihm mitgetheilt, was der alte Saalschultheiß auf seinem Todesbette gesagt, worauf er sehr niedergeschlagen gewesen sei. Auch den „Saal" betrat er nicht wieder, und erst als die Stadt seiner Geburt hinter ihm lag, sei ihm das Herz wieder leicht geworden.

Die Schiffer, die ihn und seine Braut gen Köln schifften, sagten später, er habe viel geweint, und sein Blick habe lange, ja so lange, als er es habe sehen können, auf dem Gotteshäuschen geruht.

Es sei ihm, wie man erfahren habe, dort stets wohl gegangen, setzt der Chronist hinzu, und er habe den Ruf eines rechtlichen Mannes behalten bis an sein Ende.

Das Brautjahr ging endlich zu Ende. Unter den Segensgebeten der glücklichen Mutter legte der Geistliche die Hände der Glücklichen zusammen, und der alte Pankraz stand weinend dabei und seine Gebete gesellten sich zu denen des Mutterherzens.

Und als sie nun in Conrad's Häuschen glücklich zusammen saßen, da hob Pankraz seinen Schatz und legte ihn vor die Glücklichen hin.

Als aber die Mutter Dreis die Zeilen las, von der zitternden Hand des alten Saalschultheißen geschrieben, da betete sie noch einmal, wie dort auf der Höhe von Lorchhausen, als sie, ohne es zu wissen, daß es ihm gelte, sein Grabgeläute gehört: „Herr, sei ihm gnädig und barmherzig!“

Pankraz zog zu den jungen Eheleuten und der Mutter, und andere Arme wanderten in die leer gewordenen Räume des Gotteshäuschens; aber der Chronist sagt: „Der Engel des Friedens war gewichen, seit Elisabeth nicht mehr im Gotteshäuschen wohnte;“ er war mit ihr und in ihr in Conrad's Wohnung gezogen und waltete dort segnend und beglückend. Und auf dem Mahlschatze ruhete reicher Segen, seit der Fluch davon gewichen war. Pankraz und Frau Dreis hatten noch lange die Freude, Zeuge der glücklichsten Ehe, des wachsenden Wohlstandes und der inneren Zufriedenheit Elisabeth's und Conrad's zu sein, und als auch sie endlich, dem alten Gesetz unterthan, das Zeitliche segneten, da flossen Thränen dankbarer Liebe an ihrem Grabe.

Die Deserteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche schöne Leserin aus, wenn sie die Bezeichnung der Heimat dieser Geschichte liest, und fühlt dabei einiges Frösteln, weil ihre Geographie den Landstrich, welcher so heißt, als ein rauhes und steriles Hochland schildert. — Das wäre nun freilich nicht die erste geographische Sünde, zu welcher eins oder das andere unserer geographischen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich gesegneten Landstriche. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majestätischen Domen seiner Wälder dem süßen Flüstern der Bäume gelauscht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und sie sich die Geheimnisse des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer seiner klaren Bäche geruht und dem plätschernden Kosen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf seinen Höhen gestanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen und im ergreifenden Zusammentönen der Abendglocken so vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt zu Dem, der in die Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frühroths schrieb: „Meine Liebe wird mit jedem Morgen neu und meine Treue ist groß!" An seiner Wiesengründe frischem Grün, am Saatengolde seiner Fluren, am dunkeln Kranze seiner Höhen, am Blumenteppich seiner Thäler hab' ich mich erfreut und sein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und seine Fügungen lange getrennt hatte vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es ist nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalaunischen Gefilden dem Lande den Namen

gegeben haben soll, nichts mit der Colonie Gratian's. Das sind Hirngespinste müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun" hoch, und „rick" oder „rück," Rücken, „Hochland," hat der Namen seine Begründung. Und ein Hochland ist der Hunsrücken, dessen Hochebene nördlich zur Mosel, östlich zum Rheine, südlich zur Nahe abfällt, und der im Westen von den walddunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortstreng genommen haben, denn der Hunsrücken ist ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das selbst ansehnliche Berge umschließt. Ueberall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug seine Furchen zieht, wo seine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs sein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in diesen Hochwäldern reckt stolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes Laubdach, wiegt träumerisch die weißstämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirsch und das fromme Reh seine Heimat. Zahlreiche Bäche schlängeln sich in mäandrischen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungestört im Gebüsche Golddrossel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einstimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporsteigt. Und über diese Landschaft ist ein Grün ausgebreitet, wie es nie das gepriesene Rheinthal sein nennen kann. Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eine seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich eben so sehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunst und Geschichte einer Kirche, deren Architektur ihn fesselt, einer Burgruine, die aber

zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Mosel und Nahe zieren; seltener den Ueberresten eines ehemaligen Klosters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieser freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf, sind für die Kunst bedeutsam. Römische Niederlassungen finden sich zahlreich und ein weitverzweigtes Netz römischer Heerstraßen durchzieht das Land.

Mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt.

I.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbstes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, dessen Häuser eine alte Kirche umgeben. Die Häuser sind zweistöckig; weit vorragende Strohdächer bedecken sie, mit Ausnahme der Kirche und eines städtisch aussehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuser des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, so nahe, daß die Aeste der Eichen selbst in die „Bitzen" (so nennt der Hunsrücker den Gras= und Obstgarten, der selten einem Hause fehlt und an den sich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus diesem Walde strömt ein klarer Bach, doch so stark, daß er schon unter dem Wiesengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umschließt das Dörfchen, wie mit liebenden und schützenden Armen, und die fruchtbare Feldmark zieht sich jenseit des Wiesengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, gestattet es die Aussicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in dessen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde steht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach besitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum gewesen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es ist ein Filialdorf.

Das stattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälzische Hofkammer, seligen Gedächtnisses, erbaut, und der drinnen wohnt ist auch noch ein altes Stück des kurpfälzischen Inventariums, nämlich der Förster, den der französische Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorstande gemacht hat, Syndic genannt.

Er ist uralt; aber wie weiß auch sein Haar, wie wetterdurchfurcht auch sein Gesicht ist, diese Gestalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie ist fest, wie aus Eisenguß. Der Name des Mannes ist Dietrich; allein er hat noch ein Anhängsel, das sehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch ist, wenn man sich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln" heißt aber so viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name seinen Grund. Als alter kurpfälzischer Beamter versteht er sich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forste könnten, wenn sie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förster ohne Mühe reich werden kann und zwar nicht auf die ehrlichste Weise. Das ging um so leichter in der französischen Zeit, als ein Beamter dem andern freundlich durch die Finger sehen mußte, sintemal, wie der Hunsrücker sagt, sie alle nicht sonderlich sauber waren.

Der Kümmel-Dietrich ist, wie gesagt, ein hoher Siebziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finstrer, wortkarger Mann, gegen alle Welt schonungslos streng, nur nicht gegen sich selber. Die Bauern fürchten und hassen ihn. Bei ihm lebt sein Sohn Andres und die alte Lisbeth, seine Haushälterin; aber jeder dieser drei Hausbewohner hat seine eigene Wirthschaft und treibt's nach eignem Gefallen. Außer diesen drei Personen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da schnuppern zwergbeinige Dächsel herum, da klaffen einige Bracken und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder stehen umher und sehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, so gibt's einen solchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand ins Forsthaus. Doch lassen wir die Drei sammt den Hunden einstweilen ihr Wesen

treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzusehen.

Es ist unstreitig das ärmste des Dorfes und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht sonderlich gelichtet hat. Es ist auch zweistöckig, wie alle Hunsrücker Häuser, und, wie sie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieser arge Feind alles Bestehenden, ist recht thätig an dem Hause gewesen, das sieht man schon; denn das Strohdach ist sehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt sieht der gelbe Lehm überall naseweiß durch und der Kalkbewurf ist in ansehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angestrichen, weisen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo sie das Fachwerk berühren. Reinlich aber ist das kleine Haus, wie geblasen; kein Spinnwebchen sichtbar, die Fenster klar wie Krystall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz steht, wahrhaft neckisch seine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben sitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeschichtetes Haidekraut, und davor liegt Lesereisig in Bündeln und einiges Windfallholz. Daneben ist ein kleiner Stall unter demselben Strohdache, in dem eines jener kleinen Kühchen steht, welche man aus dem Vogelsberge einführt, weil sie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung sind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da ist eine ordnende Hand sichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. In das Haus führt eine quer gebrochene Thür, und über dieser Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachspiegel den Reim:

> Hans Wallauer bin ich genannt;
> Mein Haus stehet in Gottes Hand;
> Er bewahr's vor Wasser und Brand.

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenster in das Stübchen, so sehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände sind schneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen steht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgestell eine

Kachel zum Warmhalten der Speisen bildet. Auf der Vorderplatte ist das Weltgericht in schönem erhabenem Guß mit gräulichen Teufeln und posaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abscheuliche Grimassen. Die rechte Seitenplatte zeigt Isaak's Opferung, die linke die Jacobsleiter und den schlafenden Jacob, auf seinem harten Kopfkissen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank gescheuert, und in der Ecke des Fensters steht der kirschbaumholzene Tisch mit Buchelöl getränkt. Ueber dem Ofen sehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Reck's. Zwischen dem Ofen und der Hausflurwand ist eine Ecke. Dort steht ein grobgearbeiteter Sessel, und in diesem sitzt eine hochbetagte Frau, welche unabläßig die feinen Fäden des Flachses aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und sie sich wickeln läßt auf die rasch sich drehende Spuhle. Aermlich, aber reinlich ist ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Gespinnstes sieht, hält es für eine Lüge, daß sie stockblind sei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Tastsinn der Blinden macht die Arbeit selbst und ihr feines Ergebniß möglich.

Noch ein Stuhl ist im Stübchen, und darauf sitzt, ebenfalls mit Spinnen beschäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehnmal hat sie die Rose nicht blühen sehen. Sie trägt die gemeinsame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün und schwarz gestreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das dreien Generationen dient, das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit schmalem, schwarzem Sammetbande besetzt, und das grüne selbstgestrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, ist bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgesteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des schönen Halses. Das Köpfchen ist zur fadendrehenden Hand geneigt. Diese Stellung läßt uns das glänzende, kastanienbraune Haar bewundern, das in seltener Fülle prangt, einfach gescheitelt und zurückgestrichen ist, wo es, einige Mal gedreht, von einem schlichten Hornkamme gehalten wird. Wir sehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelste Stirn, die in stolzen

Bogen geschwungenen, dunklen Brauen, die langen seidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die frische, zarte Lippe, das schöne Kinn, das auch im Profile das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, so zart ist das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt sie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann sinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen ist's so stille, als es die knarrenden Räder und die behaglich schnurrende Katze zulassen. Hätten wir fragen können: „Wo ist denn der Hausvater, Hans Wallauer?“ so hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen Augen angesehen und gesagt: Ach, der ruht schon seit fünfzehn Jahren unter den stillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn bei'm Treibjagen todt geschossen!

Und wenn wir voll Entsetzen die Hände zusammengeschlagen und ausgerufen hätten: „Todt geschossen! Gott im Himmel, das ist schrecklich!“ so hätte vielleicht das weinende schöne Mädchen gesagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat so lange geweint, bis sie blind geworden ist.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und sagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel gesendet, der mich führet und meine Finsterniß erhellt, und der bist du, mein Kind! Gott segne dich!

Und so hätten wir die Geschichte dieses Hauses in drei *Worten* gehört, und Alles, was dazwischen liegt, das hätte unser theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es ist ein tiefer Schmerz durch diese Herzen gezogen und hat seine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieser am Fenster gemachten Beobachtungen ist die Sonne tiefer zum Rande des Horizontes hinabgesunken. Ihr letzter Strahl küßt die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht sich eine Dämmerung bemerklich, die nur die emsige Spinnerin in der Ofenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden so sicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine Andere. Das Mädchen steht

jetzt auf. Sie setzt ihr Rädchen weg und sagt in liebevollem, melodischem Tone: „Ich will jetzt die Lise füttern; dann wollen wir unsern Hirsebrei essen, damit Alles sauber ist, wenn Schmied's und Veit's kommen!" Die Lise ist die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch im Hause behält.

Die Mutter nickt leise ihren Beifall und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Rasch, wie der Gedanke, ist sie im Stall, und in weniger denn einer Viertelstunde tritt sie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den Tisch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüssel mit dem Hirsebrei, den eine gelbe Rahmkruste deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den sie ihr gesetzt. Hierauf legt sie ihre kleinen Hände zusammen, senkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast. Segne, was du uns bescheeret hast! Amen."

Wir aber sagen stille: Gesegn' es Gott! und verlassen das Fensterlein.

Nach einer Viertelstunde etwa hatte das Stübchen eine andere Gestalt angenommen, die einer Spinnstube. Wohl saß noch in der Ofenecke die Wittwe und spann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelsten Balken der Decke, hing der Lichtstock herab, welcher die Oellampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechselnd das Oel stellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf so das Licht am zweckmäßigsten zu der Arbeit. Um das Licht aber saßen drei Spinnerinnen. Die eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Aengel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burschen meinten, hier sei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein schönes vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engel's glich. Sie hieß Marie und war Engel's vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen saß der Schmied, dessen geschwärztes Gesicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches

ihn mit der Kohle in stete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langschoßige Kamisol, die braungrüne Pelücheweste, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammtmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeschmack schmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köstlichen A B = Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber so wenig jemals Amsterdam gesehen, als der Schmied selbst. Dieser war eine jener Kraftgestalten, wie sie dieses Hochland häufig aufweisen kann. Wenn auch schon weit vorgerückt zum Ziele menschlicher Tage, war er dennoch stark und fest. Er hatte im österreichischen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und seine Erzählungen, wie seine Gedanken, weilten am liebsten bei den Ereignissen seiner Herrenzeit. Später, als er seinen Abschied genommen, gefiel ihm das Leben am Ambos nicht, und er wurde churpfälzischer Jäger und stand in Mannheim in Garnison. Das waren die sieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon sprach er mit Begeisterung, und seine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon, wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte seit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla = Kugel den Knöchel zerschmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abschied und monatlich fünf Francs Pension. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleon's. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindesten daran, des Kümmel = Dietrich's Forstwartgehülfe zu sein und jene Händelchen abzuschließen, die dem ersteren Viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunstausdrücken der Jägerei sprach wie ein Oberförster. Gestern erst war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, sagte der Kümmel = Dietrich: Veit, unser Pfarrer sagt, es geht im Département de Rhin et Moselle Manches per Nebenfaß (nefas). Das Faß hat der Oberförster. Warum sollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange," hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war gestern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand."

„Ei, was denn?" fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun," versetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer gräulichen Niederlage des Kaisers. Ihr solltet einmal sehen, was die französischen Blutsauger, die Beamten, für fahle, lange Gesichter machen; wie sie heimlich tutscheln. Es geht zu Ende mit den Franzosen, sag' ich. Ihr werdet's sehen."

„Ja zu Ende!" sagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört und es rieselte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte seinen Grund in dem Umstande, daß die Alte ein Frohnsonntagskind war und Manches sah, was ein gesundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen. Als sie noch im Blüthenschmucke der Jugend stand, träumte sie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen sie als Leiche sah, der starb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß sie bis in ihr sechzehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war," das heißt, eine Nachtwandlerin gewesen, was sich aber später verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geistes begründet, und dem Hellsehen war sie oft nahe gewesen in absonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte sie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um sie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh sich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Wesen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So stand sie im Ruf einer Prophetin. Und wenn sie in Erbach nicht schon als ein Orakel befragt wurde, so lag das an ihr selbst; denn sie wies mit schmerzlicher Erregung Alles von sich ab, und sehr selten ging, was sie innerlich bewegte,

über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für sie gestanden, wer weiß, was man von ihr gesagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht besserer Einsicht die Stätte geräumt. So aber schwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutasten. Desto höher stieg eine gewisse mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen sie, wie denn ihr herbes Schicksal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen sahen sich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?" fragte angstvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Gothe," sagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, sich so leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne schütteln; aber was wird's ihn helfen?"

„Aber wir, wir?" fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater seliger sagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht," sagt er. Wenn's dann auch ein bischen drunter und drüber geht, so kommen doch unsere deutschen Brüder zu uns. Wir werden frei von diesen Hunden."

„Aber die Russen, die Kosacken, Vater?" fragte die blonde Marie.

„Narr," fuhr der Schmied fort, „das sind auch noch keine Menschenfresser. Gesehen hab' ich just keine; aber als ich in Ofen stand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland gewesen. „Kosacken," sagte der, „das sind kleine Kerle mit schiefen Augen und langen Bärten," sagt' er, „die rauben wie die Elstern und Ratten," sagt' er, „und stechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber," sagt' er, Branntwein besänftigt sie." Am Ende ist's so schlimm noch nicht."

„Ja, du lieber Gott," sagte Veit's Frau, „sie sollen aber ja

Kinder mit ihren Lanzen spießen und mit sich fortnehmen als Standarten."

„Pah, Weibergeschwätz," sprach der Schmied ärgerlich. „Das thun die Türken wohl, aber so was hab' ich von den Kosacken noch nicht gehört."

Dies beängstigende Gespräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man sah an seinem etwas gerötheten Gesichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend" trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte seinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angesehen, daß er angetrunken sei.

„Du bist nicht alleine, Veit," sagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngern Manne.

„Nein," sagte Veit lachend, „denn ich sehe hier außer mir noch Fünf."

„Du hast getrunken, Veit, daß es dir klarer werde, was ich meine, und das ist mir leid; denn ich dachte ein vernünftig Wort mit dir zu reden."

„Seid nicht närrisch, Schmied," sprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flasche Mannbacher Eilfer geleert; das ist Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken."

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtsinniger Mensch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied schüttelte den Kopf und schwieg. Veit's Frau brachte das Gespräch wieder in Gang.

„Der Schmied," sagte sie, „möchte wissen, wie es in Mainz steht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende."

„Daran sind wir noch nicht," lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiser gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er ist nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Gesindel zu Paaren treibt."

„Was?" rief der Schmied und richtete sich in seiner ganzen Länge auf. „Gesindel nennst du die Deutschen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, sonst treibe ich dir deine Franzosenstreiche aus dem weindunstigen Kopfe!"

Die drei Frauen fuhren erschrocken auf; denn in des Schmieds Tone lag eine Wuth, wie man sie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raschen That zu schreiten pflegte.

Auch Veit war aufgesprungen; der Eilfer ließ nicht mit sich scherzen. Aber seine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgesprungen, um ihren Vater zu besänftigen, dessen wilde Hitze sie kannte.

In diesem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundschaft so nahe war, sprach die Blinde mit starker Stimme:

„Hadert nicht! Droben ist Einer, der hat gerichtet. Ahab ist gefallen; denn das Maaß seiner Sünden ist voll und das Blut der gemordeten Muttersöhne schreit um Rache zu Dem, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten.“

Die Wirkung dieses Wortes der Blinden war augenblicklich und stark. Der Schmied sank auf seinen Sitz zurück, und bleich setzte sich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes gesehen, als Ihr sagen wollet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verse spricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen ist mit seinen Scorpionen; sein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieser Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher stille vor sich niedersah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was soll ich verhehlen, was ich gesehen, und was doch über kurz oder lang ans Tageslicht kommt? Ihr habt Recht, Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Pension geht.“

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen,“ setzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verschluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee

hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute sah. Schmied, Ihr seid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und seid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr solche Soldaten, solche Pracht der Uniformen saht."

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verschwunden.

„Cumpeer," hob er an, „ich weiß nicht, ob dem so ist; denn die ungarische Nobelgarde, Bassa manelko! das ist die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Andern auch wohl dasselbe sagen lassen, was du sagst."

„Damals," fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des starken Rheinweines gewichen schien, „blitzte der Muth aus ihren Augen und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber sah ich sie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tausende drängten sich über die Mainzer Brücke zwischen Wagen voll Verwundeten durch, die seit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es sind wandelnde Leichname und — es ist gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Pestilenzgeruch, den sie mitbringen; es ist die Krankheit, die in ihnen sitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiser und Einer sagte zu mir: „Er hat uns verlassen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn."

„Amen!" sagte die Blinde, und „Amen!" wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Brust war, so gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich sagte zu dem Manne, wenn Ihr alle so denkt, so steht es schlimm mit uns auf dem linken Rheinufer."

„Gott weiß es," sagt' er. „Wenn die Deutschen an euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, so bleibt hier kein Stein auf dem andern. Und das war ein Franzose. Ich gab ihm einen Franc und sagte: „Da, Kamerad,

trink' einen Schoppen, und Gott behüt' dich und uns;" aber das Wort des Franzosen saß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Kosacken wären schon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag schon Alles voll in Bingen von armen Franzosen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es desertirten Tausende, besonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die sich heimschaffen wollten, und diese machten Land und Wege unsicher; doch hab' ich keine gesehen."

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte und die Frauen schuckerten vor Angst. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus dir geredet, Veit, und dein ewiges Franzosenloben hast du eingestellt. Halt' dich so und werde wieder deutsch, — und noch Eins merke dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutschen kommen, wird er aufgehängt."

Veit zuckte die Achseln und lächelte. „Daran sind wir auch noch nicht," bemerkte er. „Der Alte verendet noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert solche Gesinnungen, wenn er den Wind hat. Er versteht sich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt."

„Pah," entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der Wolf die Haare verliert, aber nicht die Naupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —"

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen und beleidigen, liebet eure Feinde!" sprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," versetzte er; „aber das Menschenherz wird halt so selten seiner Fehler los!"

Er suchte dem Gespräche jetzt eine andere Wendung zu geben. „Weißt du, Veit," sprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte sagte?"

„Was denn?" fragte dieser, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr sind die Deutschen hier!“

„Das glaub' ich gerade noch nicht,“ versetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater,“ fiel Maria ein. „Ihr sagtet ja noch vorhin, der alte Löwe würde die Mähne noch schütteln.“

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht ist noch zu groß.“

„Der Würgengel stand auf der Tenne Arafna und reckte seine Hand aus, daß das Volk starb von Dan bis Berseba, siebzigtausend Mann!“ — So sprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor sich hin.

Und wieder wurde es stille im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber sah vor sich hin, und es war ihm, als stimme das prophetische Wort der Blinden überein mit dem schrecklichen Aussehen der Franzosen. Während dieser Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel sah nach dem Fenster, dessen Laden sie nicht geschlossen hatte. Sie sah ein Gesicht jenseit der Scheiben und stieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum sie schreie? Sie aber sagte, sie habe ein fremdes Gesicht am Fenster gesehen, und das habe sie erschreckt, weil sie gemeint, es sei einer jener Deserteure.

Veit sprang eilig hinaus; aber Alles war stille umher, nur die Blätter des Hutzelbirnenbaumes, die herniederfielen, raschelten leise. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Gesicht des Andres gesehen, des Sohnes des Försters, dies stille, bleiche, leidende Gesicht, das sie oft so träumerisch ansah und mit einem so ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie verschwieg aber weislich, was sie gesehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geschichte in Bereitschaft, die beweisen konnte, daß eine aufgeregte Einbildungskraft Dinge sehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die eilfte Stunde blies und die Spinnstube auseinander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, sagte sie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendsegen den 27. Psalm; es ist ein Wort des Friedens für unsere Seelen in der Angst, die das Gespräch dieses Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, schlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über sie Alle, die nun die Ruhe suchten.

II.

Ein brausender Novembersturm, der Regen und Schnee wider die Häuser peitscht, ist immer schaurig; aber wenn er Nachts seine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwischenräume der Häuser heult, eine Eule noch ihre schauerlichen Töne dreinmischt, dann wickelt sich Jeder tiefer in die Decke und sucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch, eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnstube der Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürschgang verabredet; denn dieser wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage stand, den man die Struth hieß. Der Alte schlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht stichdunkel war, weil Wolkenmassen den Himmel bedeckten, so leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförster wollte ein Treibjagen auf Saue anstellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, so war er sein, und ihn unbemerkt heimzuschaffen, war ein oft erprobtes Kunststück.

Er war endlich eingeschlafen. Da weckte ihn plötzlich ein so heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bette sich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte sich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb stille, und der Hund legte sich wieder, ohne jedoch ruhig zu sein.

Ein zweiter, eben so heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund sprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenster.

„Kusch, kusch, Waldmann!“ rief der Alte und sprang aus dem Bett. „Alter Bursche,“ sagte er besänftigend zu dem Hunde, „kannst du einen vom Winde losgerissenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterscheiden?“

Aber der Hund schwieg nicht. Zwar gehorchte er in so weit seinem Herrn, daß er das laute Bellen einstellte, jedoch nicht sein argwöhnisches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenster, öffnete es, um den aufgerissenen Laden zu schließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand seinen Arm und hielt ihn mit Riesenkraft fest, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!“ traf sein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er stieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund stürzte mit wüthendem Gebelle, in das schnell alle Hunde des Hauses einstimmten, gegen das Fenster.

Das gewaltige Thier drängte seinen Herrn zurück und fuhr nach der kalten Hand, die diesen hielt. Schnell ließ sie los, und der Hund würde zum Fenster hinausgesprungen sein, hätte der Alte nicht das Fenster geschlossen, als er seine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bette zurück und wickelte sich in die Decke, von Frost und Entsetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie rasend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde.

Wenn das Gewissen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! sprach's im Innern des Alten, und er sah den Erschossenen, wie er dalag im Schnee, und sein Herzblut ihn roth färbte; er sah das brechende Auge und die entstellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals sagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durch-

bohrt; aber in das Eure ist die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löschen ist vergeblich! — Wieder flüsterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da sagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder seit langen Jahren in sein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht gewesen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt stand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im ersten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in seiner Absicht gelegen, und an der Wallauer's Unvorsichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er seine Stelle verlassen, auf die ihn der Förster gestellt, war es Dietrich's fester Vorsatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu sorgen. Aber gute Vorsätze und Aprilschnee währen nicht lange. Der Geiz saß in des Alten Seele niet- und nagelfest und übte eine Herrschaft, gegen die nichts Besseres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entschlüsse und das Wort des Schmieds; aber diesem wich er seitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, so oft er ihn ansah, als frage des schwarzen Schmieds stechender Blick: Denkst du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht hast? — Ein Mensch wie Dietrich aber verhärtet sich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal gesagt: Vater, die Wallauer's leiden Noth! — Da schrie ihm der Alte zu: Schweig, Simpel! und der weiche Junge schlich weg und schwieg. Aber es geschah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn sie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblasenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte sie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf dem eine ihr unbekannte Hand geschrieben: Schweige! Wer's brachte, ahnte sie nur einmal, aber sie hatte sich keine Gewißheit verschaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D" gezeichnet war, vermuthete sie, es sei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte sich in jener Nacht auf seinem Lager herum, gequält von den wildesten Gewissensbissen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgestanden; aber vor dem Fenster stand gewiß des Wallauer's Geist! Die besten Vorsätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menschennähe sich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er stand auf und machte sich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?“ fragte der Veit. „Die alte Lisbeth sagte mir, es sei eine Mordwirthschaft gewesen in dieser Nacht.“

Das Wort ging in des Alten Seele hinein, wie ein stechender Dorn. „Nichts, nichts,“ sagte er wegweisend. „Du weißt, Veit, das Hundevieh ist als 'mal toll, und wenn so ein Narr bellt, bellen sie alle, und wissen nicht, warum.“

Aber vor Eurem Fenster, dessen Laden auf war, ist ein seltsam Getrappel im Schnee!“

Wie? was?“ fragte kreidebleich der Alte. Hast du Menschenfährten gesehen, Menschenfährten?“

„Freilich!“ erwiederte Veit. „Es waren ihrer Vier bis Fünfe. Als sich der Sturm legte, wurde der Himmel hell und die Sterne schienen klar. Ihr könnt's selber sehen, wenn Ihr wollt.“

„Mag nicht! mag nicht!“ rief Dietrich und schüttelte sich.

„Ich glaube, es waren Deserteure,“ fuhr Veit fort; „denn die Wälder sind voll davon. Seit drei Tagen sieht man sie hier und dort, und überall verlangen sie Brod.“

Da schaute ihn der Alte ernst an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er sagte nichts weiter zu Veit, ließ sich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Gold bezahlten, sich Kaffe kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurückkehrten.

Als Veit geendet, sagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinst du nicht, Veit?“

Er fürchtete, in die Hände der Burschen zu fallen. Veit

lächelte spöttisch und schwieg, doch bald mahnte er wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerstand leisten konnte, brach er auf mit Veit.

Als sie so stille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgültig: „Wie geht's denn Wallauer's?"

„So, so," antwortete Veit. „Die Blinde spinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig gesagt, wohl ein Engel ist, arbeitet tüchtig. — Sie kommen so durch, aber viel Fett schöpfen sie nicht von der Suppe und an Mangel, glaub' ich, ist kein Mangel."

„Warum doch das schöne Mädchen nicht heirathet?" fragte der Alte und schritt rasch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich," lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage sehen die Bursche auf Geld und Gut."

„Vernünftig! ganz vernünftig!" rief der Alte aus; „vom Küssen werden die Leute nicht satt."

„Seht, da liegt der Grund," fuhr Veit fort; „und die alte Blinde ist auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne sieht. Sie will ernährt sein."

„Geht denn die Engel mit keinem Burschen?"

„Gott behüte!" sprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu sagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn sie sich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —"

Der Alte fing an zu husten und sagte dann, plötzlich das Gespräch anders wendend: „Hätt' ich doch einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub' liegt im Bette daheim."

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm sagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;"" — er war damals fünfzehn Jahre alt und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat dein Vater den Wallauer todtgeschossen!"" Und seitdem hat er sich mit Abscheu von der Jagd — — —"

„Halts Maul, du Nachteule,“ schrie der Förster. „Mußt du mich auch noch quälen?“

„Herr Jesu!“ sprach Veit, „was schreiet und schimpft Ihr so? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es ist ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja selber mit meinen leiblichen Ohren gehört.“

Der Alte schritt eifrig zu und es wurde lange kein Wort gewechselt. Endlich hob er wieder an: „Du hast recht, Veit; seitdem ist mir der Bub' ein Dorn im Auge. Er geht seine eigenen Wege und ich seh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft schleicht er Abends hinaus. Weißt du nicht, wo er majet?“

„Hm,“ sprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen.“

Dietrich blieb stehen und sah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotschaft erwartete. „Nun?“ mahnte er, als Veit zögerte.

„Es ist gewiß wahr,“ hob Veit endlich an, „die Engel ist bildschön.“

„Wer hat denn daran gezweifelt?“ fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn so das dürre Holz spricht, so dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen,“ fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres.“

„Wa — was?“ schrie der Alte und lief blauroth an; „der Simpel — will sich in die Lumpendirne vergaffen?“

„Ob er das will, weiß ich nicht,“ sagte Veit; „aber daß es geschehen ist, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne seinen Willen.“

„Ei so soll ihn — — —“

„Halt!“ rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eignes Blut. Sieben Kinder sind Euch gestorben und Eurer braven Frau hat des Wallauer's Tod den Tod gebracht. Andres ist Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unser Herrgott, so verendet Ihr, wie der alte Hirsch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr seid alt und das Halali ist nicht mehr fern.“

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen.

Die Zornglut wich einer Blässe, die ihm ein entsetzliches Ansehen gab. Die Arme hingen schlaff herunter und er ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenstreiche des alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in seiner Hand. Daher durfte er sich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte so gestanden; dann drehte er sich schweigend um und schritt fürbaß. Auch Veit schwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter, hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?"

„Ei, steht's so," sprach Veit, „so möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!"

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein schönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?" fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!" rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldsäcke, und wenn Ihr sterbt, nehmt sie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?"

„Da scheer' ich mich nichts drum!"

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch sagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Versteht Ihr mich?"

Das Gespräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünschenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte seit langen Jahren in der besten Nachbarschaft mit ihnen und seine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der selber arm war, der Geldstolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Gesprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Schlages, wo der Keuler stand. Veit hatte genau abgekreist, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forstwart: „Seht 'mal die Fährten hier!"

Es waren die Spuren mehrerer Menschen, die in den Wald gegangen waren.

„Das sind Holzfrevler," rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!"

„Ei, laßt sie doch," sprach halblaut sein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir sind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier sein von wenigstens zweihundert Pfund."

„Ha!" rief Dietrich, „säß' ihm meine Kugel nur schon auf dem Blatte!"

Sie stellten sich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut und ehe eine Viertelstunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht sehr großer Entfernung die Schützen standen. Sie gaben sich bedeutsame Zeichen und machten sich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer standen weit hinaus, gräulich anzusehen, und er schnaubte und schnurrte gewaltig. Die Borsten seines Kopfes und Rückens standen wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch sammelte er sich und schoß.

Das Thier stürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit so nahe gekommen, daß er einen Meisterschuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es schweißte stark; aber nur ein Hinterlauf war zerschmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angst faßte der Alte seine Büchse am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchse zersprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr sein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er sich vertheidigen wollte, und zerfleischte es aufs entsetz-

lichste. — Der Alte stürzte unter einem Schmerzgeheule zusammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demselben Momente traf Veit's Kugel das Thier ins Auge, daß es lautlos zusammenstürzte.

Veit rannte nun zu dem Alten. „Ihr schweißt ja entsetzlich," rief er. — „Seid Ihr lauflahm?"

„Hülfe!! — Ich sterbe vor Schmerz," jammerte der Alte und wand sich auf der schneebedeckten Erde, die von seinem Blute geröthet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, schwere Wunden zu sehen, als daß er hätte erschrecken sollen; auch war er zu oft in der Lage gewesen, verbinden helfen zu müssen, um jetzt rathlos zu sein. Indessen war seine Aufmerksamkeit zwischen dem erlegten Thiere und dem Verwundeten getheilt. Während er sein Halstuch abriß, sagte er halblaut: „Ins Auge! Crève coeur! Ins Auge! Da hätten Tausende schießen und doch so nicht treffen können. — Aber der hat Euch abscheulich geliebkost! Meiner Treu'! ein bischen weiter — Adieu partie! — Nun, seid nur stille! Ihr heult ja wie ein angeschossener Bär! Damit stillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Hauer! was Läufe! was Schinken! — Still, still, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat sein Gutes. Ihr könnt viel böses Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch stille!"

Tief im Walde, aber jenseit des Schlages Struth, befanden sich an diesem Morgen drei Personen, um dürres Reisig zu sammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Ast geknickt haben mochte, so hingen die meisten doch noch am Stamme fest, und zum Baumsteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Rares zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen," rief er ärgerlich

aus, „daß wir Reiserchen heimbringen, die so dick sind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herumgerannt ist, ohne etwas anzutreffen. Er schießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch so machen!"

Und mit diesen Worten hieb er lustig in die jungen Buchenstangen hinein und sang dabei sein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc." Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förster sähe, so gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder," rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich selber gestählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenstangen."

„Pathe, Pathe," flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was sollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vors Gericht? — Ich stürbe vor Scham."

„Deine Mutter wäre nicht verlassen, mein Göthchen," sprach der Schmied; „aber krümme dir keins deiner schönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich stehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde sind. Er wird den Kümmel-Dietrich schon ablenken."

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," sagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächst alle Tage," versetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachsen, daß wir uns damit erwärmen sollen, und so weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menschen, die Quäler ihrer eignen Art. Und die Forstparthie haut's doch selbst und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmesser, als diesen Reidel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philosophie des Schmieds überzeugte die Veitin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfest geworden und sprach: „Pathe, die Schrift sagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!“

„Das ist Alles wahr, Engelchen,“ erwiederte der Schmied, welcher unablässig die schlanken Buchenstangen in Wellenlänge zusammenhieb; „aber es ist auch zu unterscheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beispiel: der alte Hallunke, der Kümmel-Dietrich, der hat seine Gewalt nicht von Gott, sondern — — —“

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!“ sprach Engel.

„Du vertheidigst ihn, du?“ fragte der Schmied zornig. — Er drehte sich um und legte sein Holz in die gedrehten Birkenseile, schnürte sie schweigend zu und legte sie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitschel“ nennt.

Engel wagte es nicht, sich ihrem Pathen zu widersetzen, obwohl ihr Gewissen gegen sein Verfahren protestirte. Auch der Schmied lud seinen Bündel auf, und so schritten sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich rasch auf einander zwei Schüsse folgten und zwar in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied stand stille und horchte, und die Frauen zitterten vor Angst.

„Hm! die Schüsse fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe,“ murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet sachte auf,“ flüsterte er den Frauen zu, „damit wir hören wohin sich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, halte ich für unnöthig. Ist sie da, so bebe ich nicht vor ihr.“

Wieder gingen sie einige Schritte, da vernahmen sie den gellenden Weheruf eines Menschen, den ein Windstoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder," sagte der Schmied, „da ist ein Unglück geschehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel-Dietrich passirt wäre, so — — aber es könnte auch Veit sein."

„Gerechter Gott," rief Veit's Frau aus und lief in angstvoller Eile in der Richtung des Schrei's davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem andern Gedanken beschäftigt, als dem, es könne Veit verwundet sein.

„Gib Acht," sprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie deinem Vater selig. Nun, ich habe keine Schuld und wasche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen."

Sie mußten ihre Schritte beschleunigen, um der von Angst gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten sie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen sie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, so erreichten sie den Ort des Unglücks.

„Bassa manelko!" rief der Schmied, „was liegt da für eine Bestie? Ein Keuler," rief er noch verwunderter aus, „wahrhaftig ein Keuler!"

Und Veit, der sich glücklich pries, Jemanden seine That erzählen zu können, wandte sich von dem blutenden Förster ab und sagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade ins Auge hinein; das ist ein Schuß, gelt?"

„Gut gezielt," sprach, im Anschauen des Keulers versunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!"

Die Frauen schrieen plötzlich: „Ach, der Förster blutet ja erschrecklich! helfet doch!"

„Alle Pest!" fluchte Veit, „das Tuch ist zu klein und ich hatte kein anderes."

Jetzt riß Engel das Tuch, das sie nach Landessitte um den schönen Kopf geschlungen hatte, ab, und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!" rief sie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schürze los und reichte sie auch dar.

Mit Hülfe dieser Verbandmittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaschen hatte, zu verbinden. Der Förster lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerstreit der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrschaft in seinem Herzen; als er aber sah, wie Engel's milde Seele die Hülfe dem leistete, der den Vater ihr entrissen hatte, — da schmolz der alte Grimm, und er sagte leise in sich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel ist, so gibt es keine mehr! Aber ihr Beispiel soll mich lehren, was ich zu thun habe." Er trat rasch herzu, sah Dietrichen ins Gesicht und sagte dann zu Veit: „Hier ist nicht lange zu säumen! Nimm mein Branntwein-Buttelchen und flöße ihm eine Stärkung ein."

Das geschah und der Förster schlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkönnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus Reisig und Stangen, legten ihn darauf und schritten rüstig dem Dorfe zu.

In dem Förster regte sich aber die alte Habsucht.

„Ach der Keuler! der Keuler!" sagte er halblaut.

„Still!" herrschte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das ist genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen lassen oder ihn den Wölfen Preis geben." Der Förster schwieg, wie schwer es ihm auch wurde. Er erholte sich allmählig, denn Veit flößte ihm, so oft sie ruheten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten sie wieder.

„Wem ist das Holz?" fragte der Förster heftig, als er es sah, und richtete sich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und diesen Beiden!" sprach der Schmied und sah scharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch so treulich helfen? Es wäre Euer erster Schurkenstreich nicht."

Dietrich biß sich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu sagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete sich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit sagte endlich: „Engelchen, lauf' ins Dorf und hole Hülfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht besser gehen."

Während Engel dahinflog, schritten die Andern langsam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief sie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgensuppe aßen; aber sie schüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um sie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieser Menschen, eilte das Mädchen gegen das Forsthaus; aber als sie es sah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte sie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick siegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog sie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres stand vor ihr glühend vor Ueberraschung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und sah verwirrt zur Erde. Doch fand sie bald wieder das Wort und entfernte sich dann schnell nach ihrer Wohnung.

Einige Augenblicke später rührte sich Alles im Hofe des Forsthauses, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebensoviel Kraft, als Kunst. — Die Bauern sahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht."

III.

Der Abend dieses Tages sah eine größere Gesellschaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Bursche hatte sich eingefunden und saß im Dunkeln an der Fensterwand, doch so,

daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Mensch mit allem Uebermuth des reichen Burschen ausgerüstet. Sein Haar war brennroth und ein Heer ansehnlicher Sommersprossen, die aber an die Jahreszeit sich nicht banden, bedeckten das breite Gesicht in allen Richtungen.

Die schöne Engel zog ihn an, obwohl sie blutarm war. Indessen war seine Aufmerksamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen gegründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweih' das schönste Mädchen zu führen. Daß sie es sich zur höchsten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, setzte er so sicher voraus, als er von der Unwiderstehlichkeit seiner Person überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er seinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menschenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch sagen, Mutter Wallauer, die Engel ist ein gutes Kind. Sie hat durch ihre christliche Liebe mich alten Kerl besiegt, daß ich den Kümmel-Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beispiel ist mehr werth, als ein Pfund Lehre," sag' ich.

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," sprach mit einem tiefen Seufzer die spinnende Blinde.

„Das muß wahr sein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu schweigen.

„Was?" rief er aus, „du winkst mir, zu schweigen? Nein, ich muß deiner Mutter Alles sagen! Um so schlimmer ist es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie so?" fragte die Blinde, deren leidende Miene einen schmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß sie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß sie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?" sprach der Schmied.

„Nein!" sagte die Blinde; „aber that sie das, so segne sie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt."

„Feurige?“ Mutter Wallauer,“ rief der Schmied; „da seid Ihr irre, denn sie brannten den Bosfeind nicht im mindesten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:“

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er sich drauf legen lassen? Nicht so? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Prost die Mahlzeit! Er ließ sich zudecken und begann den armen Andres zu schimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte so die Faust, hielt sie ihm unter die Nase und sagte: „Still, du Unmensch,“ sagt' ich; „oder ich stopfe dir den Mund, daß du ihn nicht wieder aufthust, als vor Gottes Gericht, um dein Sündenregister abzuheulen!“ Das machte ihn stockmausestill; denn der Mensch ist so feig wie ein Schneider. Darauf sagte er kleinlaut: „Geht,“ sagt' er, „und holt erst den Keuler und meine zerschlagene Büchse. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ sagt er; „und ich dachte, der Bursche hat doch noch einen Rest von Ehrlichkeit in seiner Brust. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr was wir da sahen?“ — Er hielt ein und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde schöne Arbeit gemacht haben,“ rief dumm lachend der rothe Niklas.

„Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden!“ warf ihm der Schmied hin. „Nein,“ fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Bursche sahen wir darum stehen, deren Einer wacker am Auswaiden war.“

„Wer war's denn?“ fragte Engel.

„Deserteure waren's,“ fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Mensch, trug die Uniform der sogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erste, das er sah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chasseur, der Vierte ein Husar und der Fünfte, der so leidend aussah, daß ich glaube, er macht in seinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntschaft mit dem unter der Erde, trug

die Uniformstücke dreier Waffengattungen an sich. Als sie uns kommen sahen, machten sie Veit's Flinte und einige Pistolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen."

„Laßt's gut sein," rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, so nehmt, was ihr wollt," sagt' ich.

„Das wirkte, und sie erwarteten uns ruhiger. Von dem Keuler waren die Schinken abgeschnitten vorn und hinten, auch das Gelünge herausgenommen. — Wir theilen ehrlich," sagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben seit Hanau kein Fleisch gesehen."

„Der Andres schwieg, und, da ich mit Veit einverstanden war, so sagt' ich: „Prosit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's schmeckt nach langen Fasttagen. — Lieber Gott! wie sahen die Leute aus! Wie Gerippe, sag' ich, „wie pure Gerippe. Das ist mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel!"

„Aber, Cumpeer," hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deserteur mit Euch hatte!" Habt Ihr ja doch getuschelt mit einander wie zwei alte Freunde."

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann, sag' ich, Veit, den soll man aufknüpfen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Verstehst du mich?"

„So kamen wir denn," fuhr der Schmied nach dieser Abschweifung fort, „recht freundlich aus einander."

„Das glaub' ich," lachte Veit; „sie hatten das Fleisch und wir — die Knochen."

„Du hättest's ihnen streitig machen sollen, Veit. Wer hätte dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deserteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinschlockerten, als hätten sie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!" seufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und sagte zu Engel: „Hättest du nicht Lust, sie aufzunehmen, Engelchen?“

„Niklas,“ rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein christlich Herz, und das ist ein Ding, was du und dein Gelichter nicht kennst.“

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, schwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Keulers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet Ihr sehen sollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächsten Sommer so viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmensch fluchte, so können wir das fruchtbarste Jahr erleben. Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will dir das Stangenhauen vertreiben!“

„Ich stand sprachlos, meiner Treu'! was mir doch selten passirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres sprang mir nach und sagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?“ — „Freilich!“ sagt' ich. — Er schlug die Hände zusammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich.“

Der rothe Niklas verzog höhnisch den Mund.

Engel war bleich geworden und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte sie endlich den Pathen, und in ihren schönen Augen standen Thränen der Angst.

„Nichts weiter, als ein bischen Sitzen im Schlosse zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterschlägt,“ sagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und seine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat dich hereingerufen, wo man dich nicht gerne sehen mag?“

Der Bursche stand auf. In seinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Glut. Die braunen Sommersprossen erschienen wie helle Flecken auf der dunkelrothen Unterlage seines Gesichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „so — — —“

Der Schmied, sonst jähzornig wie irgend Einer, sah ihn lachend an. „Geh, Kind,“ sagte er, „geh! Der Himmel hat dir's an den Kopf geschrieben, daß du nichts taugest; denn rothe Haare und Erlenholz — — nun, ich denke, du kennst das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ schäumte der Bursche, rannte hinaus und warf die Thüre so heftig ins Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ sagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Still, Kind, still!“ sagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bube meint's doch nicht treu. Besser, daß er fort ist, glaub' mir's.“

Die Blinde war stille Zuhörerin gewesen. Jetzt ließ sie ihre Hand sinken und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Unsre Prüfungen sind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter,“ nahm der Schmied wieder das Wort, und an seiner Stimme leisem Zittern konnte man wohl hören, wie ihn der Blinden Wort berührt hatte, „Mutter, diesmal ist die Schuld allein an mir. Ich habe im Uebermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, sie heimzutragen, sie wollten's nicht.“

„Was wird das aber helfen?“ sagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort.“

„Dafür laßt mich sorgen, Cumpeer,“ sagte der Schmied. „Das Eisen ist warm; ich will es schon schmieden.“

Engel stand auf. Ihr Herz war beklommen; sie mußte hinaus. Und draußen stand sie, an den Thürpfosten gelehnt, und weinte;

ihre Hände falteten sich und sie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!“

Eine Bewegung im Schuppen erschreckte sie. Sie horchte. Als es stille blieb, trat sie näher, und — wer malt ihr Entsetzen? — zwei Deserteure stehen da, und der eine lehnt sich ächzend an des andern Schulter. Engel wollte laut aufschreien.

„Ach, erbarme dich unser,“ flehte eine wohltönende Stimme. „Wir sterben vor Frost. Laß uns in deinen Stall, daß wir Wärme finden.“

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann schnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig,“ flüsterte sie schnell, „ich will den Schmied rufen.“

„Ach, thue das; er kennt uns!“ war die Antwort, und Engel rief leise dem Schmied. — Veit ahnte nichts. War's doch so natürlich, daß die Angst des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath sucht.

Der alte Schmied stand rasch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?“ fragte er leise.

„Es sind zwei Deserteure in unserm Schuppen; sie sind — —“

„Ich weiß, ich weiß, Kind,“ fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm nur schnell! In eurem Stalle mögen sie die Nacht bleiben, da ist's warm. Morgen schaffe ich Rath. Es sind Landeskinder; dürfen wir sie verlassen in der Noth?“

Er zog das Mädchen mit sich fort, warf, nachdem er leise mit den Beiden geflüstert, schnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deserteure folgten schwankend. Sie warfen sich auf das Stroh nieder, und der Schmied sagte: „Es ist noch nicht sicher im Hause, geduldet euch noch eine Stunde.“ Darauf schloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, sich zusammenzunehmen, und trat, als ob nichts geschehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du bist zu ängstlich, Kind,“ sprach er, als ob er ein abgebrochenes Gespräch fortsetzte; „es wird sich Alles besser machen,

als du denkst. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle seine schlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm sagen, daß er verloren ist, wie er es wagt, mich vor Gericht zu stellen. Veit selbst ist nicht sauber dabei, und ihm geht es so gut an den Kragen, als dem Strauchmörder."

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede sei; er kannte zu gut die rücksichtslose Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu seiner Entschuldigung zu sagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorschützend, verließ er mit seiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und schweigend saß der Schmied in der Ecke und seine Pfeife ging ihm aus. Das war ein sicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als er Veit und seine Frau weit genug weg wußte, stand er auf und ging hinaus, um sich zu vergewissern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er jetzt mit den drei Frauen zu besprechen hatte. Alles war todtenstille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und setzte sich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit," hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwischen mir und dem rothen Ehrengardisten im Walde gesprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige sagen."

„Der Mensch hatte ein scharfes Auge. Er meinte, ich sei ein ehrlicher Mensch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und sagte: „Hört einmal, Meister Schmied," sagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutsche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte stellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienst, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — haben sie mit uns

die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim sind wir über den Rhein und im Binger Walde treiben wir uns nun schon zehn Tage umher, und hungern und leiden Frost. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie sind krank und sterben sicherlich, wenn sie nicht Obdach, Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine ist ein Schlosser aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier ist Geld für ihn! Der Andere hat selber Geld genug, um für sich zu sorgen."

„Er gab mir eine schwere Hand voll Gold. — Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich sei ein Christenmensch, der auch ein deutsches Herz habe," sagt' ich. „Aber der meinte, das sei desto besser; Geld aber, sagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war schnell gemacht. — Kamerad, sagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun, sagt' ich, es steht zu äußerst ein kleines Haus; darin wohnen Menschen, die wissen, wie das Unglück thut; darum haben sie auch Herzen, schlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's stille ist im Dorf; ich bin in dem Hause und so weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?"

Wer ist denn der Andere? fragt' ich noch den Rothen.

„Der ist aus Crefeld," sprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutsches Herz und sagte: So wahr mir Gott helfe! — Da hättet Ihr sehen sollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und seine Thränen drauf fielen. Man hätte so hart sein müssen, wie ein Waldstein, oder wie der Kümmel-Dietrich, wenn Einem da nicht weich ums Herz hätte werden sollen. Bassa manelko! Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich, als der Wallauer todtgeschossen wurde; denn er war mein lieber Gevatter; und als meine gute Frau starb, — aber als der Junge so vor mir stand, — nun, da war mir's auch nicht weit."

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzosen tanzen lehrt; sagt, Mutter? Ihr wißt, bei mir ist kein Raum, sonst nähm' ich sie."

Die Blinde sann einen Augenblick nach; dann sagte sie: „Ich würde sagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich ist. Wir haben droben die Oberstube, darin steht Engel's Bett, die ohnehin bei mir schläft. Nun, in Gottes Namen!"

„Da seh' ich wieder, daß ich mich auf die Menschen verstehe," rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird sie sagen, und so sagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, Der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut' Gedächtniß! —"

„Daß ich's dann aussage, Mutter, sie sind da und liegen in Eurem Stalle."

Als der Schmied diese Worte sagte, zuckte die Blinde in Schrecken zusammen; aber es war mehr die Ueberraschung, die so wirkte, als daß es sie gereut hätte, was sie gesagt.

Engel und Marie saßen als bewegte, aber stille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel sagte, als Alle schwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . ."

„Närrchen," fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als du und deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennst du ja."

„Freilich!" sagte die Blinde. „Aber wenn die oben rumoren und hier ist die Spinnstube?"

„Erstlich," sprach der Schmied, „werden die Zwei selber um ihre Sicherheit besorgt sein und sich stille halten; zum andern aber sorgen schon Eure schnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, du hattest noch etwas, was du hinunterschlucktest hinter dem „Und?"

„Nun," stotterte das Mädchen erröthend, „ich meinte — es

schicke sich nicht, daß ich alleine zu den Mannsleuten gehe, und wer soll mich begleiten?"

„Wahr!" sagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da ist allemal Marie deine Sauvegarde. Ist dir's nun recht so?"

Ich kann zufrieden sein," lächelte Engel, indem sie die Hand Marie's faßte, die sie freundlich gegendrückte und zu ihr sagte:

„Ich theile alle Last mit dir, und hab's schon dem Vater versprochen."

„Aber," sagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unsere Grundbeeren (Kartoffeln) sind alle und zwei hungrige Gäste — —"

„Auch dafür ist gesorgt," lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleond'ors in ihren Schooß. — „Siehst du, Göthchen, da kannst du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber rasch, ihr Mädchen!" rief er den erstaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchsuppe, und du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieder Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Wasser aus dem Ofenschiffe, drück' den Stopfen fest drauf und leg' ihn ins Bett, daß es warm wird."

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und sagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde."

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewissermaßen seit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er schnell, wie gut es sei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile schlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine

belebende Wärme zu durchdringen begann. Als er ihnen die günstige Nachricht mittheilte, erfüllte eine selige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte sich wohler, seit er nach so langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thierische Wärme berührte.

Anders aber war es mit seinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulse schlugen heftig; sein Kopf glühte, seine Augen waren roth unterlaufen und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken."

„Das sollt Ihr haben," bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt sagte: Wasser, sagt' er, wenn's frisch aus dem Brunnen kommt, schadet niemals einem Kranken."

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge frischen Wassers zurück, das den Kranken sehr erquickte.

Darauf trat er ins Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beschicken; untersuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er seine Schützlinge aus dem unbequemen Versteck, um sie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht sein; wohl stand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre standen mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, sich die Gäste zu beschauen, die sie nun auf lange Zeit bedienen sollten.

„Der Blonde," flüsterte Marie ihrer Freundin zu, „ist ein prächtiger Bursche. Wenn der sich unter unserer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu schauen."

Engel stieß die Muthwillige in die Seite und sagte leise: „Sei doch stille, du tolle Hexe! Wenn das dein Peter hörte, gäb's ein abscheulich Schmollen."

„O laß mir meine Ruhe mit dem Peter!" gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinst du, ich hätt's gleichgültig angesehen, daß er seit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unsere

Spinnstube kommt, wohl aber in Werner's bei dem schwarzäugigen Gretchen sitzt, die ihm ohnehin so freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! Nein," sagte sie und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem sie trotzig mit dem hübschen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und singe, wie's in dem Schelmenliede heißt:

Geh' du nur hin, du hast dein Theil,
Du führst mich nur am Narrenseil;
Ohn' dich kann ich schon leben,
Ohn' dich kann ich schon sein."

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Andern zu holen, es war der Kranke.

Langsam und mühevoll schwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Mädchen vorüber, wo das Licht auf sein glühendes Gesicht fiel.

„Hast du ihn gesehen?" fragte Marie.

„Lieber Gott, wie sieht der arme Mensch erhitzt aus," entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Gesichtchen als der Erste, der aber hübscher ist."

„Ach," bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narrethei. Es fällt mir schwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menschen zu pflegen haben. Möge Gott uns beistehen, daß er nicht stirbt! Was sollte das werden? Dann wäre Alles verrathen und die ganze Last der Strafe träfe uns!"

„Wer wird auch gleich ans Sterben denken?" rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machst dir immer trübe Gedanken und quälst dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich stelle mir immer das Beste vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, so ein junges Blut stirbt so leicht nicht. Und wie alt wird er sein? Ich glaube, sie stehen im Alter zu einander wie ich und du, und, wenn sie aus einer Stadt wären, so könnten sie mit einander confirmirt worden sein. Sei guten Muthes, Engel, wir wollen das Unsere thun, und der liebe Gott

wird dann weiter sorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd, und die Suppe ist noch nicht fertig, so liest er uns den Text noch ärger, als unser alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen."

IV.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen stille und ohne bedeutende Ereignisse herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrückens, und je näher der Neujahrstag heranrückte, desto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, so weit genesen, daß er stundenlang außer dem Bette sein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überstiegen jedes Maaß, und seine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überstieg.

Wie ein Dorn steckte ihm die Geschichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, schlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten spendirt; aber seine forstlichen Vorgesetzten waren höchst unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch sie um die Waidmannslust und um die köstlichen Bissen kamen. Die Verweise lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deserteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Aerger. Ueberhaupt war es eine in jenen Tagen seltsame Erscheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deserteuren; obwohl man genau unterichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig bis Dreißig dieser Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notorische Thatsache war, daß sie Leute vom Felde oder Holzsuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiseste Schritt gethan wurde, um sie einzu-

fangen. Unstreitig konnte man es als ein Zeichen der Erschlaffung und Auflösung betrachten, daß eine Polizei, die sonst Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht sah oder nicht zu sehen wagte.

Der ganze Zustand auf dem linken Rheinufer, besonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwischen Mainz und Koblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Laxheit und Unsicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerstreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zusammengestoppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einst so ruhmredig die Große genannt hatte. Und diese Truppen unter sich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erschienen als abgelöste, sich selbst hingegebene Glieder eines Körpers, der seiner völligen Zerstörung anheimgegeben war. Hier sah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar besonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie selbst waren krank und hinfällig, zerlumpt und armselig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoralisirt, muthlos, in sich gekehrt; und wenn einmal die Lustigkeit, diese unverwüstliche Eigenschaft des Franzosen, aufkam, so trug sie einen so eigenthümlichen Charakter, daß es schien, als strebten sie in convulsivischer Lust, einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu versenken.

Die häufigen Dislocationen dieser verzweifelten Soldateska mochten wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuschen. Drüben aber, jenseit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, sammelten sich die gewaltigen Massen des Befreiungsheeres und rüsteten sich in immer engerem Zusammenrücken zu dem Uebergange, welchen selbst die Franzosen als nahe schilderten.

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer des Rheines gehemmt war, wie wachsam auch die Douane überall sich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenseits vorging; denn seit die Continentalsperre ihre unselige Wirksamkeit entfaltet hatte, war am Rhein ein Schmugglersystem organisirt worden, welches an Schlauheit selbst die größte Wachsamkeit der französischen Schergen und ihre vielgerühmte Verschlagenheit übertraf. Es verzweigte sich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrückens hinein und seine Arme reichten bis ins Herz des französischen Reiches, bis in das Alles verschlingende Paris.

Diese Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die französischen Beamten aber mit Angst erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um so größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erscheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen sich die Deutschgesinnten schaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigsten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Lasten tragen half, kannte seine Quellen.

Dagegen sammelten sich um den Förster die entschiedenen Franzosenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied gesinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie sehr auch Angeberei Lieblingsgeschäft von jeher bei ihm gewesen war. Hatte er doch in seinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal seinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Lust dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles so gewiß ausführen würde, als er es ausgesprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen Verhältnisse eine andere Stellung gab. Es vereinigten sich Umstände, welche so ganz zu des Försters Haß die sicheren Handhaben boten, daß er

keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längst gewünscht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnstube der Wittwe Wallauer war bisher ungestört geblieben und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsstätte zweier Menschen sei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor, sah man den Schmied Esse und Ambos verlassen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden gewesen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte seinen Grund in dem schweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, sein Auge war glasig, sein Durst unlöschbar. Fieberphantasieen brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bette sprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher sich schneller erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn solche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hülfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht gestattete, in das Zimmer zu gehen. Oft sprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil sie keine Kunde von ihm habe; dann sah er sich wieder in der Gewalt der Gensdarmerie. Und in diese wilden Träume mischte sich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott gesandt.

Wenn nun der Schmied von diesen Fieberträumen sprach und auch dieses letzteren gedachte, den der Kranke immer fortspann; wenn die höchste Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchst du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an dir; denn du gönnst dir ja gar keine Ruhe mehr und siehst so bleich aus, als seiest du selber krank vor Anstrengung.“

Engel schwieg auf solche Reden; aber Marie lächelte in sich hinein und meinte bei sich, das Bleichsein sei doch nur Angst um

den hübschen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie gesehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man seinen Eltern schreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen stieg, desto tiefer ergriff seine Lage Engel's gutes Herz. Wie gerne hätte sie heimlich einen Arzt kommen lassen, wenn nicht der Schmied aufs Entschiedenste sich dagegen gestemmt hätte.

„Willst du ihn und uns unglücklich machen?“ fragte er heftig. „Kann das verschwiegen bleiben? Und was dann? sag' ich.“

„Aber wenn er stirbt?“ fragte Engel, und ein leiser Schauder rieselte durch alle ihre Adern.

„Pah,“ rief der Schmied aus, „so ein junges Blut hat viel zuzusetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazarethe gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle schnurrten, und in meinen Adern war eine Gluth, wie in meiner Esse, wenn ich frische Kohlen aufschütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, sondern auch unsere Chirurgen alle. Das war eine schöne Wirthschaft? Item, ich genaß ohne alle Arznei und die meisten der Soldaten wie ich.“

„Wer weiß aber, ob Ihr diese Krankheit hattet, Pathe,“ warf die Beängstete ein.

„Kind, keine Krankheit ist ein Plaisir, sag' ich. Der Tod lauft immer Sturm dabei auf die Festung des menschlichen Leibes. Sind Wälle und Bastionen gut, so muß er abziehen, ohne daß der Mensch, wie Veit sagt, verendet.“

„Aber gerade das ist's, was ich bei dem Crefelder fürchte,“ sagte Engel und zupfte am Bändel ihrer Schürze, und ihre Stimme wollte wanken vor Wehmuth. „Er ist so abgemattet,“ setzte sie hinzu, „und sein Körper ist nicht sehr kräftig.“

„Er wird nicht sterben!“ sagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, strahlend und hell, auf Engel's schöne Züge; die Wolke schwand, die seit mehreren Tagen auf ihrer weißen

Stirne lag, und das Auge sah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja so fest und vollends hier an der Mutter prophetisch Wort; — die Hoffnung glaubt ja so gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, dessen Namen nicht einmal der Schlosser aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardist nur „Crefelder" genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erst nach vielen Tagen trat eine Krisis ein; das Bewußtsein kehrte ihm wieder, aber zugleich stellte sich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängstigte.

Es war rührend anzusehen, mit welcher Dankbarkeit sein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger scherzten und sich neckten. Er sprach nicht, weil es ihm so schwer wurde. Es schien, als beobachte er nur seine Pflegerin, die oft durch seine sinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war so selten als möglich allein oben; aber sobald Marie ins Zimmer getreten war, hatte sie nur Augen für den Solinger, der schon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und frisch aussah, wie das Leben.

Unter diesen Umständen mußte Engel sich mit dem Leidenden befassen, ihn besorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das sittige Mädchen dies auch that, so blieb es doch ihrem Pflegling kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil sei, den sie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauschten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in diese geheimnißvolle Zwiesprache unverdorbener Herzen mehr gelesen hätte, als ihr Mund sprach und hätte sprechen können, weil sie selbst sich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzusehr mit den Kriegsläuften beschäftigt, als daß er von dieser wachsenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen können. Täglich brachte er Kunde, wie es stand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tages aber hatte seine Freude gar kein Maaß. Die rheinischen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Lesen bei ihm nicht eben rasch ging, und er lange mit der Brille auf der Nase daran studirt hatte, so war ihm doch

endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in sich zu verschließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenns nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indessen etwas vertraut, so lag's in seiner Seele verschlossen wie unter tausend Riegeln.

Kaum war diese Proclamation von ihm verstanden, so eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Esse verlöschen und trat zu den Deserteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlösung so nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenstrahle der Freiheit. Mit glühender Begeisterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genossen Region lag tief unter der seinigen. Dieser faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört," sagte er, „Vater Schmied! Es ist mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimat hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waise. Mein Handwerk versteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, sie mich auch. Gebt mir Marie zum Weibe, und — ich bleibe bei Euch. Wir schaffen selbander, so lange Ihr könnt und wollt, und Ihr sollt in mir einen guten Sohn haben!"

Marie stand in lichter Gluth da. Sie barg das Gesicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied sah den Jungen mit forschendem Blick an. „Für einen Scherz," sagte er, „wär' mir das zu bunt. Ist's aber Euer Ernst und Ihr seid eine ehrliche Haut, so hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr."

„Mariechen!" rief der Schlosser. „Warum bedeckst du dein Gesichtchen? Hast du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und hast mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzosen Hände fallen, als leben ohne dich."

Er trat zu ihr und schlang den Arm um sie, zog leise die Schürze von dem lieblichen Gesichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinst?“ sagte er. „Bist du mir nicht gut? Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, du habest mich lieb?“

Aber Marien's Hand blieb in der seinigen und ihr Köpfchen sank auf seine Schulter.

Und der Schlosser quälte sie mit Fragen, bis sie: Ja, sagte. Dies Ja aber, so schwer gegeben, war längst gesprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die frische Lippe.

Der alte Schmied gab seinen Segen und sein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackern Schwiegersohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Aussicht, daß bald das französische Joch gebrochen würde, das ihn so schwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag seinen „Prinz Eugenius“ und den „Jäger aus Kurpfalz;“ aber rasten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erste Freude hinabdrücken mußte in die stillen Räume der Brust, so mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation fast ohne Scheu von Haus zu Hause.

Die beiden Glücklichen in Wallauer's Oberstube saßen derweile kosend beisammen und sahen nicht, wie der Jüngling, der heute zum ersten Mal aus dem Bette sein konnte, seit seines Genossen glücklicher Freiwerberei so stille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in seinen bleichen Zügen lag. Selbst die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die seine Brust schwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwischen.

Und Engel? O wie freute sie sich des Glückes der Freundin! Aber als sie allein war, nur bei Gott und sich selber, da fiel sie nieder und betete inbrünstig: „Herr, stärke mich, daß ich es trage!“ — Und sie preßte die gefalteten Hände vor die ungestüm wogende Brust, trocknete eine leise rinnende Thräne und trat, nachdem sie sich gesammelt, zu ihrem Rade, wo sie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter sah nicht, wie bleich sie war.

Die Blinde sagte: „Marie ist ein gutes Kind; aber ihr Sinn ist leicht. Gebe Gott, daß sie sich nicht täuscht in einem Menschen, den weder sie, noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude ist oft so kurz, — und das Weh so lang!“

Engel fragte hastig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?“

„Nein,“ erwiederte die Blinde, „für sie nicht,“ — und sie seufzte tief.

So stand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von diesem lag das schöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückische Bursche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der seinen Hochmuth so schwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf sich sein Zorn, sondern auch auf die schuldlose Engel; denn sie wies seine Aufmerksamkeiten zwar nicht mit Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig sie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burschen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, stachelte seinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in seinem Innern ein Argwohn geblieben. Der Veit sprach von einem Dutscheln zwischen dem Schmied und dem Deserteur. Der Schmied legte einen so ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel gesagt, ob sie sie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Arglist sieht scharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deserteuren gehabt, und ihr plötzliches Verschwinden deutete ihm darauf hin, er habe sie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächst noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen selbst, das freilich sehr klein war, oder an Veit, der als charakterloser Zwischenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik,

wenn auch nicht gerade zu offenbar schlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiste sein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erschienen wäre.

Eines Abends spät ging er an Wallauer's Wohnung vorüber. Es war ein wenig kälter geworden und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, sah man die Fenster gefroren. Nur an Wallauer's Oberstube war dieß nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenstern waren. Dort rann der Ansatz des Dunstes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen sein. Unten aber war die Spinnstube. Wozu sollte das geschehen sein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhnisch, verbarg er sich hinter einem Strohschober seines Vaters, der in der Bitz saß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre gestattete. Als es eilf Uhr schlug, ging die Spinnstube auseinander. Veit und seine Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthüre; aber kaum war Veit mit seiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem seinigen herauskam, unter Veit's Fenstern gebückt wegschlich und eilig in Wallauer's Thüre schlüpfte, die er hinter sich sorgfältig schloß. Der Vollmond begünstigte die Beobachtungen des Laurers.

Es lag in diesem Thun etwas so Räthselhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieses geheimnißvolle Wesen zu kommen.

Der Hunsrücker Bauer hat meist seine Leitern an Holzhaken unter dem Vorsprunge des Strohdaches hängen, so daß man sie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenso seine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade an die Fenster reichte, zu deren aufgethauten Fenstern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter den Laden das Licht erlosch; dann stellte er seine Leiter ohne Geräusch an und stieg hinauf. Der Mond schien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er schlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, dessen Haupthaar die seltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beschenkt worden, die in der Farbe einiges mit seinem Haar Uebereinstimmendes, aber in ihrer innern Beschaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte selbst im Dunkeln die wenigen Lichtstrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal construirtes Menschenauge vermochte. Daher war er im Stande zu sehen, wo ein Anderer heillos im Finstern herumtappte und sich unbarmherzig an jede Ecke stieß.

Hier kam ihm sein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond schien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete so viel Licht, daß er deutlich sah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle saß und bedeutend mit dem Kopfe nach vornen neigte, wie Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen sah er einen andern Mann schlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bette; denn wozu sollte der Schmied sonst wachen?

Leise stieg er herab, trug seine Leiter weg und schlich auf seine Kammer. Er hatte genug gesehen, um zu wissen, daß er einen Punkt gefunden, wo er seinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geschah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an seinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine schnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erschien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu schützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth seinen Plan im Herzen. Ueber das Wie? seiner Ausführung war er noch nicht mit sich selbst einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geschah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Festung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu seinem nicht geringen Aerger für seinen Vater die höchst unangenehme Reise machen. Durch diesen unvorhergesehenen Umstand wurde die Ausführung seines Racheplans um einige Zeit verschoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um seine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wissen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte sich am Abend deß vergewissern. Die Ungeduld zu beschwichtigen, trat er ins Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnapse saßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte sicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder besprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Uebergang glaube, als voll seliger Freude der Schmied hereintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anwesenheit nicht zum Angenehmsten; allein dieser wußte schlau in die Vorstellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, seiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöse Blatt heraus, das heute schon eine so unerwartete Folge gehabt hatte, und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ sagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe. „Wie werden sich dann die armen Deserteure freuen, die von guten Menschen aufgenommen worden sind!“ sagte er und fixirte den Schmied, aus dessen Antlitz schier eine Flamme schlug. Er schwieg betroffen und sah unter sich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er sich, woher könnte er wissen, daß sie sich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzosenhaß und

auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewiesen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Ursache konnte er finden, an ein bestimmtes Wissen von dessen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder und seine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte seiner Sache völlig gewiß zu sein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlassen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorlesung der Blücher'schen Proclamation.

Am andern Tage schritt der Rothe gen Simmern. Er schien Eile zu haben; denn nirgends hielt er sich auf. Dort angelangt, schlug er sogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er so dahinschritt, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem finstern Schlosse, das der Wassergraben umgab und das zu seiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängnisse, in denen bald sein Erbfeind schmachten sollte zur Befriedigung seiner Rache, die ungesättigt wie ein Geier an seinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, so kannte man ihn. Jedem Bittenden stand seine Thür offen, und das Volk liebte es, mit ihm selbst zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Untersuchung und gewiß Recht fand, wenn seine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu sprechen; aber er war abwesend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzosen befanden sich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe seine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude vernahm der französische Oberst die ihm übersetzte Anzeige des Burschen. Nach einer in französischer Sprache gepflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Bescheid, er soll in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (so hießen die Dorfschulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm gesetzt war.

Ehe sie noch abgelaufen, sah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf versammelten sich in der Allee vor dem Schlosse etwa vierzig Mann Franzosen mit Waffen und Tornister.

„Wohin?“ fragte der Wirth zum Fenster hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detaschement anzuführen bestimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe,“ erwiederte dieser. „Wir sollen Deserteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten.“

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf und eilte seine Briefe zu holen. Als er diese in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in seinem lederbezogenen Sorgenstuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollständig geheilte Bein, mit Hasenpelz umwunden, auf einem davorstehenden Stuhle liegen. Veit saß bei ihm, und Beide unterhielten sich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in seinem Wesen war, so konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der sich, ungeachtet seines Hitzkopfes, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewiesen hatte, durch Mittheilung dessen, was er von ihm erfahren, nicht bloß stellen. Am Fenster saß Andres stille und in sich gekehrt. Er schien dem Gespräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Seele war bei — Engel. Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle seine Geschwister waren hingestorben, zuletzt die Mutter, eine stille, gottesfürchtige Frau, eine sorgsame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngste Kind, der Mutter das einzige, liebste. Die Härte des Vaters, seine Haustyrannei, seine Gefühllosigkeit wies die arme

Mutter allein an ihr Kind. Sie suchte dessen ohnehin weiche Seele ganz an sich zu fesseln, und das war so leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abstieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibisches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieses innere Wesen prägte sich auch in seinem Aeußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch seine Züge regelmäßig schön waren, so hatten sie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, so hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübsch gefunden.

Als Kind waren Mädchen seine Gespielen. Unter diesen besonders Wallauer's Engel, damals schon in der kaum sich öffnenden Knospe die Rose der Zukunft verheißend.

Das entsetzliche Geschick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerstörte selbst der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung des Knaben zu dem Mädchen, das in so vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In spätern Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend sie heimsuche.

Des Knaben Mutter starb. Mit ihr schwand seine letzte Stütze; denn seit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abscheu vor der Jagd beigebracht, in der sie den Grund jenes Unglücks suchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Lieblosigkeit, daß im wörtlichen Sinne seine Hunde ihm näher standen, als sein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verstand Niemand im Hause. Er war durch das stete Leben in der Nähe der Mutter selbst Andern seines Alters im Dorf entfremdet. Auf seine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Wesen des Knaben scheu und abgeschlossen.

Er reifte zum Jünglinge und sein in sich selbst zurückgezogenes Wesen trat noch schärfer hervor. Für ihn gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen seines Alters. Die Musik auf der Kirchweihe stimmte ihn wehmüthig, und während Andere

jubelten in wilder Lust, saß er da und die Thränen rannen nicht selten über seine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er stille und in sich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in schwunghaftem Zustande, ohne daß dieser es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Ansehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhause, des Vaters unredliches Treiben, seinen Wucher; und er suchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tausendfach den alten Förster traf.

Der besondere Gegenstand seiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es ist schon angedeutet worden, daß Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und seit sie ihn am Fenster gesehen, ahnete sie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen sei, das sie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl sprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt sie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes sei, der sie so unglücklich gemacht. Zwar war er so schuldlos an diesem Unglücke, wie sie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Hasses, wenn ihr Herz dessen fähig gewesen wäre, in ihr längst erstickt; aber dennoch empfand sie ihm gegenüber etwas, was sie gewaltsam wegstieß.

Und er liebte sie mit der ganzen Kraft eines Herzens, dessen Gefühle um so stärker waren, je mehr sie verschlossen im Innern lebten. — Sie kannte seine Liebe; denn Mädchenaugen sehen sehr scharf. Darum erglühte sie so tief, als sie vor ihm stand am Tage des Unglücks seines Vaters; darum floh sie wie ein gescheuchtes Reh aus dem Hause, in dem sie seit ihren frühen Kindertagen nicht mehr gewesen war und das sie nie ohne Schauder anzusehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren seine Gedanken, wenn er so stille dasaß. Bei ihr waren sie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzosen ihm in die Augen blitzten.

Sie stellten sich vor den erstaunten Blicken des ahnungslosen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förster den Brief.

„Woher?“ fragte dieser.

„Les't nur, Ihr werdet's schon sehen,“ sagte mit einer Lache, die herzzerschneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal und allmählig stieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der inneren Bewegung zeigte, und ein Ausdruck wurde in seinem Auge sichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten sich aussprach.

„Woher weißt du das?“ fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte euch gleich, Herr Syndic,“ sagte der, „es sei Euch genug, daß es so ist.“

„Was denn?“ fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magst es wissen, Veit,“ sprach Dietrich. „Seit fast vier Wochen — sind zwei Deserteure im Hause der Wittwe Wallauer versteckt.“

„Wer sagt das?“ rief Veit und sprang auf. „Es ist eine gottverdammte Lüge!“

„Ich sage es, Veit, ich,“ sprach höhnisch der Rothe.

„Hallunke, du lügst!“ rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abende dort und nie ist mir eine Spur zu Gesichte gekommen!“

„Veit,“ sagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken“ bezeugen. Habt Ihr nichts gemerkt, so ist das eben kein sonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheil. Die Soldaten warten, Herr Syndic,' setzte er, zu diesem gewendet, hinzu.

„Und tausendmal nenn' ich dich einen Hallunken!“ schrie Veit im rasendsten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und untersuchen!“

„Das ist nicht Eure Sache, Veit!“ höhnte der Rothe, „sondern die des Syndic's, an den lautet der Befehl.“

„Ich kann nicht gehen, Niklas!“ seufzte der Förster, dem es unaussprechlich leid that, auf eine so große Freude verzichten zu müssen.

In diesem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was soll das Zaudern?“ fragte der grobe Elsässer. „Sollen die Vögel erst ausfliegen, ehe wir sie fangen?“

„Andres!“ rief der Alte seinem Sohne zu, der wie eine Leiche dasaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen sei, so dachte er an Engel's Schrecken, und das lag zentnerschwer auf seinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ sprach der Rothe. „Euer Andres sagt's der Engel gewiß. Schickt einen Andern, oder ich will selber gehen.“

Der Alte sah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der sich wegschleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibst hier!“ befahl er; „denn dein bleiches Gesicht sagt mir, du willst auch den Falschen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deserteure sofort zu verhaften.

V.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrschte ein Frieden an jenem Tag, an dem der Rothe seinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtsein, lautere Frömmigkeit und Genügsamkeit dauernd wohnt. Die Blinde spann in ihrer heimlichen Ofenecke und Engel saß wieder an ihrem Platz und spann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche sie

zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angst, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schützlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn so hieß der Crefelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn sei, die zu ernähren ihm als seine Lebensaufgabe gelte. Und diese Trennung stand so nahe bevor. Der Schmied sprach mit aller Bestimmtheit und Sicherheit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutschen über den Rhein gehen und das wurmzerfressene Franzosenthum zerstören würden; der Tag war nahe, — sehr nahe.

Ach, sie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; sie gönnte ihr ja das Glück so gerne! — aber — in ihrer Brust wohnte die reinste, treueste Liebe zu Martini, und er — schied in die Heimat zur verlassenen, darbenden Mutter; das wußte sie und ihr Glück zerrann für immer. Ihn wiederzusehen, durfte sie nicht hoffen. Warum nicht? flüsterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar schweigt sein Mund und das Wort: „Liebe“ ist nicht über seine Lippen gegangen, weil eine fast jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug seines Wesens ist, — aber redet sie nicht aus seinen treuen Augen eine so verständliche Sprache? Thut nicht seine seelenvolle Dankbarkeit sie kund? Ruht nicht sein vielsagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand so bedeutsam, daß ich sie rasch ihm entziehen muß?

Diese Fragen waren der Gedankenkreis, in dem sich Engel jetzt und oft bewegte, und die süße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel stiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und sie wagte nicht, sie ihrer Marie zu sagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an sich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So spann sie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Gespinnstes, und nicht selten rann eine klare Perle aus dem schönsten Auge, — die Niemand sah.

Droben in der Stube saßen die beiden Jünglinge bei dem

alten Schmied, während Marie drüben im Hause wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler sagte mir,“ fuhr er in seiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußische General von Hühnerbein, sagt' er, gegen Caub vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, sagt' er, wolle Blücher übergehen und die Russen, gräuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten schon bei Weisel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Bursche habe mir Eins aufgebunden.“

„Warum denn,“ fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini,“ erwiederte der Schmied; „er sagte, die Brücke sei von Linnen-Tuch.“

Der Gegenstand wurde nun mit Eifer besprochen.

Die Deserteure stellten es in entschiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für solche Flußübergänge.

Noch war dies Gespräch im Gange, als plötzlich ein gellender Schrei aus der untern Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was ist das!“ rief der Schmied, „war das nicht Engelchen's Stimme? Sollt' ein Unglück geschehen sein?“

Martini erblaßte, und Schraudt, so hieß der Solinger, sprang auf, um mit dem Schmied hinab zu eilen.

„Seid ruhig!“ rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege schon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm sein „Halt!“ zu.

Der Schmied prallte zurück und ein Todesschrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu spät.

Die Jünglinge waren, als sie das Waffengeräusch hörten, zum Fenster geeilt und hatten gesehen, wie rings das Haus umstellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit gewesen.

Die Franzosen drangen mit Brutalität in das Gemach und fesselten die Deserteure an einander, indem sie die Armen mit Hohn und Spott übergossen. Kolbenstöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Gesinnungen.

Unter der Thüre stand der Rothe und sah mit seinen glühenden Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und sagen: Jetzt vergelte ich dir!

Dieser jedoch ermannte sich bald wieder; er sah ihm fest ins Auge.

„Diesmal ist der Sieg dein, rother Hallunke!“ rief er aus, und seine nervigen Fäuste ballten sich, „aber — —“

„Für das „Aber“ ist gethan, Alter!“ höhnte der Rothe „Die Proclamationen könnt Ihr in Simmern lesen, oder —“

„Schweig, du Bosfeind!“ rief ihm der Schmied zu, „dein Judasstreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, so rufe ich Gottes Gerechtigkeit über dich!“

Der Sergeant stieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willst du schweigen, alte Mähre!“ herrschte er ihm zu. „Ich denke, die bleiernen Eier werden dir bald deinen Mund stopfen. Das sind gewiß die letzten Deserteure, die du versteckst.“

„Ich fürchte die Kugeln nicht,“ sagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe sie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß sie mir fremd sein sollten; aber von der Hand solcher Henkersknechte zu fallen, ist allerdings schwer für einen alten Soldaten.“

Ein derber Schlag des Elsassers machte ihn verstummen.

Seine Hände wurden gefesselt.

„Marsch!“ donnerte der Elsasser, und die Soldaten stießen die drei Gefesselten vor sich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot sich ihnen hier dar.

Die Blinde raufte ihr schneeweißes Haar und aus den lichtlosen Augen schoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. So saß sie in ihrem Lehnstuhle, ein Bild des Jammers, das selbst den Rothen so sehr erschütterte, daß er sich unwillkührlich abwandte und wegschlich.

Engel saß, ein bleiches Todtenbild, mit geschlossenen Augen da. Thränen quollen unaufhaltsam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule,“ sagte der Elsasser, „will ich mich

nicht plagen. Die hat schwerlich Schuld an der Geschichte. Aber du, mein schönes Täubchen, mußt mit; denn dir sind gewiß die Bursche ans Herz gewachsen!“

In diesem Augenblicke stürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie schrie wie eine Wahnsinnige und stieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!“ rief das Mädchen aus. „O, mein Schraudt! Wo seid Ihr? Was wird aus Euch?“

„Nichts weiter,“ sprach lachend der fühllose Sergeant, „als Galgenvogelspeise, Vogelscheuchen oder so etwas.“

Die Soldaten drängten sie zurück, und ohnmächtig sank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen sie aufhoben.

„Marsch!“ donnerte noch einmal der Sergeant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte, welche selten der Franzose verläugnet, zeigte sich auch hier. Viele sahen mitleidig auf das schöne Mädchen.

Engel sank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter,“ rief sie, „segne dein Kind!“

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engel's Haupt, und in diesem Augenblicke verklärte sich ihr Angesicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angst entstellten Züge.

„Gott segne dich, mein Kind!“ sprach sie in einem Tone, der selbst den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott segne dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr sucht uns heim. Die Prüfung ist schwer; aber Er hilft sie auch tragen, Der sie auflädt.“

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch sorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?“ rief sie, das Gesicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben speist!“ sprach fest und vertrauensvoll die Blinde.

Engel schwieg und faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!“ fuhr die Blinde fort. „Sie wird dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unschuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr sei Richter zwischen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit dir sein!“

Die Soldaten standen stille da. Die Gewalt dieses Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und selbst alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verstanden, was die Blinde sprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheste Gemüth sich nicht alles besseren Gefühls entäußern und selbst durch die Macht entmenschender Einflüsse nicht ganz dessen beraubt werden kann, was als himmlischen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von seiner Rohheit zu erwarten gewesen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getrösteter erhob sie sich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand sie ihre Stütze; aber der Schmied war selbst erschüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all dieses Jammers mußte er sich anklagen. Das preßte sein Herz heftig, das raubte ihm all seine Kraft. Er sah nun all sein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erschossen werden, schien ihm sicher; daß Schraubt nach harter Strafe wieder in ein Regiment gesteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie,“ seufzte er leise, „wer wird deine Thränen trocknen?“ Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlassenen Mutter, so wollte ihm schier das Herz bersten. Er hatte sie ja auch in diesen Jammer gestürzt. Der alte Mann, den man stets gefaßt und ruhig zu sehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr sehen, das verbot der Elsasser mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unaussprechlichen Jammers warf er auf seine

Wohnung, — dann wandte er sich ab und schritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel sandte, sagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zusammen, als die Kunde von dem Ereignisse durch die Häuser lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen so schmählichen Sieg feierte, standen Haufen weinender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuste waren geballt, und aus den Augen sprach's: „Laßt uns sie befreien!

Der Schmied sagte zu den Frauen: „Sorget für Engel's Mutter und für mein Kind!“

Antworten konnten sie nicht vor Schluchzen; aber sie nickten alle eine Zusage, die sich'rer war, als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er sich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er sah sie an und schüttelte bedeutsam den Kopf. „Begeht keine Thorheit,“ flüsterte er Veiten zu; „aber hilf du sorgen für die Verlassenen,“ und Veit drückte schmerzerfüllt seine Hand.

Was aber zehrend im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieser Zug einem Leichenzuge glich, warf sich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zusammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte sich der Verworfene nicht versteckt gehabt, so hätte wohl der erzürnte Haufe eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in leichter Bestrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber suchte man ihn, und der eigne Vater sprach seinen Fluch über ihn aus, weil ihn die verworfene That empörte. In seinem Hause wolle er ihn nicht dulden, sprach zornglühend der Vater.

„Mag er seine Schmach hinaus tragen in die Welt!“ rief er aus, „meinem Hause soll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!“

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt sei. Engel war von

Allen geliebt, und wie sehr man den Schmied achtete, bewies sich erst jetzt.

Nur Einer, selbst noch heimgesucht mit Weh und Leid, saß in seinem Lehnstuhl und lachte satanisch in sich hinein. Es war der Förster.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß sein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innersten Sitze des Lebens verwundete, — vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Versuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich gewesen; jetzt spielte ein Anderer seine Rolle, und er konnte sich des Erfolges freuen. Selbst von einer andern Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Veit wußte er, daß sein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande sie getroffen, sie vielleicht lange im Kerker sitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß diese Neigung ernsterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müsse. So dachte der Förster, weil er es wünschte; aber er kannte seinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verschwiegener dies Gefühl in seiner Brust lag, desto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, desto größer war seine Macht.

Engel war gefesselt vorübergeführt worden. Dieser Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in seiner Seele geworden, und kein Lichtstrahl erhellte sie. Als er Veit bestürmte mit seinen Fragen über der Jungfrau mögliches Schicksal, zuckte dieser die Achseln und meinte, sie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müssen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne seinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er sah sie alle wie bunte, leere Seifenblasen zerplatzen. Die Nacht, die sich frühe auf alle die bewegten Herzen senkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten sie freudig; Engel, weil ihr Schleier sie den Augen der Menschen entzog; der Schmied, weil

er nun ungestört seinen Empfindungen sich hingeben konnte. Alle waren stille auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deserteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umschlossen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, sandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die so Vieles für ihn litt.

Niemand sprach ein Wort. Selbst der Elsasser ging neben den Deserteuren schweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorfe erlebt, hätte er es nicht ungerne gesehen, wenn der Greis und das Mädchen entsprungen wären; aber daran dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil sie sich unschuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft zu dulden. Was sie quälte, war — Martini's Geschick, und das Schraudt's, mit dem das ihrer lieben Marie so eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Wege. Er sah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und sprach leise in sich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, so sei's in Gottes Namen. Ich hab' es gut gemeint, und kein Verbrechen lastet auf meiner Seele. Gott wird für Marie sorgen!

Und als er das sich gesagt, schritt er fester fürbaß in die Nacht hinein.

Es war spät, als sie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten sehr auf, daß in der Stadt eine seltsame Unruhe bemerklich war, die sehr mit der Ruhe im Widerspruche stand, in welcher sie sie vor wenigen Stunden verlassen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten, wie der Soldaten. Besonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte seine Gefangenen an den Gefangen-

wärter ab. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen. Der Sergeant eilte dem Obersten zu rapportiren, wie er seinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erstaunen sah er im Quartiere des Obersten die Hast, womit man packte. Als er zum Obersten eintrat und seinen Rapport begann, rief ihm dieser zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deserteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!“

Dort vernahm er die Ordre, sich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutschen wohl noch in dieser Nacht über den Rhein setzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. Decembers; allein der Zustand in der Stadt blieb sich völlig gleich am andern Tage. Die Cassen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Koblenz mit derselben Nachricht zurückgekehrt und auch er rüstete sich zum Abzuge. Die Douanen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war mit der eignen Sicherheit und Rettung zu sehr beschäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete sich am Morgen des 1. Januars 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten Rheinufers zusammengezogen worden und erstreckte sich in seinen Standorten von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hühnerbein war vorgeschoben bis zu dem Dorfe Weisel, wo die Russen die Brückenschiffe gefertigt und mit getheertem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten Decembers wurden die Truppen dem Rheine näher gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab, und war bestimmt, zuerst den Fuß auf das französische Ufer zu setzen.

Blücher selbst war mit seinem Staabe bei Weisel eingetroffen. Als die Nacht herabsank, füllten sich die engen Gassen des Städtchens Caub mit Truppen. Kopf an Kopf standen sie, und doch herrschte eine Grabesstille. Auf dem linken Ufer hätte man glauben sollen, alles Leben in Caub sei erstorben; denn kein Licht war am Rheine sichtbar, wo doch die stattlichen Häuser ihre Fronte dem jenseitigen Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Plätschern der

leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernem Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg herabkamen, und nun erst hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten sich die Streiter am Rheine aus, um den nachrückenden Massen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, stießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's Jäger sprangen hinein. Pfeilschnell durchschnitten sie den Strom und erreichten das jenseitige Ufer. Kein Feind war sichtbar. Kein Schuß machte die Landung streitig.

Kundschafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Bacharach stehenden Franzosen abzuschneiden, während die Kähne rastlos neue Streiter den ersten nachführten.

Die Jäger kamen zu spät. Der Feind hatte sich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutschen war schon ansehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber die Franzosen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo sie noch ansehnlich sich durch die kleinen Detachements verstärkt hatten, benutzten sie das Dunkel der Winternacht, um der rasch sie verfolgenden Macht der Deutschen zu entgehen.

Kaum graute der erste Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geschlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greisen Helden zog.

Erst am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub und am andern Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Ueberall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreier. Selbst aus den fernen Dörfern eilte sie an die Landstraße, um sie zu sehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter diesen Zuschauern, die auch aus Erbach den Weg nicht gescheut, standen Zwei in leisem, aber lebhaftem Gespräche; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Uebergange Blücher's in das

Dorf kam, fiel ein Hoffnungsstrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angst um Engel ließ ihn nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für sein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entschluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entschiedenheit, die selbst nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters besiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyrannisch behandelt," sagte er fest zu dem Alten, „und mich geknickt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallauer's, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte starrte ihn an. Solcher Sprache hatte er sich nicht zu ihm versehen. Er wollte die ganze Gewalt seiner wilden und leidenschaftlichen Weise einsetzen; aber Andres schwieg und handelte. Er kleidete sich an und ging mit Veit.

„Blücher ist noch nicht in Simmern," sagte Veit zu ihm, — denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen."

„So muß ich eilen!" sagte Andres mit Bestimmtheit.

„Aber was willst du thun?" fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engel's Befreiung bitten," erwiederte dieser mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzosen sie mitgenommen, wenn sie nicht mehr in Simmern wäre?" warf Veit ein, weil dieser Gedanke ihn selber quälte.

Andres sah ihn an mit einem Blicke, der Veit erschreckte.

„Das werden sie nicht gethan haben," sagte er. „Und wär' es geschehen, so folge ich ihr nach, bis ich sie finde."

Er wandte sich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er stieß seine Hand weg und verschwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in hastiger Eile Simmern erreicht, war sein erster Gang nach dem Schlosse. Er traf den Wärter. Eine Zentnerlast

fiel von seinem Herzen, als dieser ihm sagte, die Gefangenen seien noch alle da.

Frohlockend stürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarschall einzog.

Schon neigte sich der helle Wintertag zum Abende, als Blücher, umgeben von seinem Staabe, in dem Saale des Hauses stand, wo er abgestiegen war. Ein Tisch stand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen seiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarschall stand der Bürgermeister der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Mensch, dem Bauernstande angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menschen?“ fragte er den Bürgermeister der Stadt.

Dieser bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Person und Familie desselben.

„Was willst du, mein Sohn?“ fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme seines Herzens schilderte er das Ereigniß.

Blücher stampfte mit dem Fuße und rief: „Ist es wahr, Herr Bürgermeister?“

Dieser konnte die Angaben insofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in seinen Amtsbereich einschlug, so blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte sich Blücher an Andres. „Bürgst du mir für die volle Wahrheit deiner Aussage?“ fragte er, und in seinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte seine Rechte aufs Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!“

Blücher winkte einem Adjutanten, sagte ihm einige Worte, und dieser entfernte sich mit Andres.

Kaum vermochten sie auf dem Wege nach dem Schlosse durch die Soldatenmassen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelschlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche sich der Stadt näherten.

Endlich erreichten sie das Schloß. Als der Wärter den Offizier sah, klirrten schnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tode. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei" deutsch aus dem Munde des Offiziers in sein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es stehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in sein Herz.

„Wo ist Engel?" fragte Andres.

„Wie," lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Fesseln?"

„Wahrlich, ein Engel schmachtet hier," sprach der Schmied. „Ihr sollt selber sagen, ob ich lüge."

Der Adjutant befahl das Mädchen zu befreien.

Und als sie nun heraustrat, bleich zwar, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, du verstehst dich auf Beurtheilung. Ich stimme dir unbedingt bei."

Aber wie bebte sie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als sie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir sind frei, mein Kind! Wir sind frei! Und siehst du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott strafe mich, wenn ich das ihm jemals vergesse!"

Engel's dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine Gluth bedeckte sein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann sah sie sich forschend um.

„Aha," sagte der Schmied, „ich merke wohl auch, daß noch etwas fehlt."

„Wo sind denn die beiden Deserteure?"

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich sie dem Feldmarschall vorstellen," sagte der Offizier. „Er wird sie noch über

Einiges befragen wollen. Euch aber,“ fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimat nahe ist; denn hier drängen sich die Truppen diese Nacht unglaublich.“

Engel flüsterte dem Schmied etwas zu.

„Werden sie auch gewiß frei?“ fragte dieser darauf treuherzig den Offizier.

„Dieser lachte. „Alter,“ sagte er, „glaub's auf mein Wort. „Nun machet, daß Ihr fortkommt.“

Der Schmied zog Engel fort, die leise widerstrebte. „Komm' nur,“ sagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutschen Wort, das ist mehr werth, als französische Eide. Morgen kommen sie uns nach, glaub's nur fest.“

Und sie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der stille geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel so kalt gewesen, kehrten sie auf weiten Umwegen heim, wo sie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres schlich sich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem sie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engel's und des Schmieds erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarschall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis sie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und wegeilenden Ordonnanzen.

Endlich rief sie der Adjutant, welcher sie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken standen sie vor dem Manne, dessen Namen schon ein Schrecken für die Franzosen war. Er forschte lange nach der Macht der Franzosen im Rheinlande und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte sein Bedauern, daß er außer Stand sei, die gewünschte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung seiner Ereignisse bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit dessen, was ihm gesagt wurde. Dies Gespräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimat.

Als sie diese genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr Eure Fahne verlassen?“

Martini sagte erregt: „Excellenz, es war unsre Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unsre Fahne weht vor unsern deutschen Brüdern her.“

„Brav, mein Junge,“ sprach Blücher, dessen Züge sich unwillkührlich erheiterten. „Das ist die Sprache, die ich gerne höre. Gehet heim, Kinder, und macht diese Gesinnung in Eurem Berufe geltend.“

„Nein, Excellenz,“ rief Martini mit schnell auflodernder Begeisterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!“

Blücher lächelte beifällig und musterte des Jünglings schlanke Gestalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber scheinen will, so kannst du wenig ertragen, mein Sohn?“ sprach er darauf.

„Ich bin stark, Excellenz,“ rief der Jüngling, „nur eine kurz überstandene Krankheit läßt mich schwächlich erscheinen.“

„Bravo!“ sprach der Feldmarschall und legte seine Hand auf Martini's Schulter. „Ich sehe, dir ist's ein Ernst. Wähle dir eine Waffe!“

„Lassen Sie mich unter den schwarzen Husaren fechten!“ bat der Jüngling. „Ich war Husar und habe bei Leipzig gegen sie gefochten.“

„Gewährt!“ sagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu sagen. „Du bleibst einstweilen bei mir. Morgen wird sich das Nähere finden. Aber,“ fuhr er fort, „wie steht's um deinen Kameraden?“

Schraudt machte ein Armesündergesicht und sah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf,“ sagte er lachend, „und das Vaterland scheint ihm nicht ans Herz gewachsen?“

„Excellenz," entgegnete Martini, „urtheilen Sie milde; er hat seit drei Tagen eine schöne Braut hier in der Nähe, die sehnsüchtig seiner harrt."

„Ja, ja," lachte Blücher, „so sieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angesehen."

Einen Moment weidete er sich an Schraudt's Verlegenheit, dann sagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn du Hochzeit hältst, dann trinke Eins auf meine und Eins auf deines braven Kameraden Gesundheit!"

„Darf ich gehen?" fragte Schraudt höchst naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß" und wandte sich zu den Offizieren, die unterdessen in lebhaftem Gespräche um die Karten gestanden.

„Willst du wirklich wieder Soldat werden?" fragte leise der Solinger seinen Kameraden. „Was denkst du nur? Es liegt ja nur an dir, so hast du auch eine Braut; denn die Engel hat dich ganz erschrecklich lieb!"

Martini erröthete. „Laß das," sagte er tiefseufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, so sehe ich sie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte sie, daß sie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr diesen Ring, und sag' ihr, sie solle dabei meiner Liebe und Treue gedenken."

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieser eilte rasch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er französische Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht sein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhause eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieser endlich kam, einen Kittel einzutauschen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

VI.

Wieder saßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in seliger Mutterfreude Engel's Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenschaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man sah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?“ fragte der Schmied.

„Drüben im Forsthause arge Geschichten,“ entgegnete Veit, indem er sich langsam niedersetzte. „Als gestern Abend der brave Andres in seines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über sein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Rasenden gesehen, so war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er schimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres sagte, er habe die Sünden seines Vaters gut zu machen begonnen, da ist der Alte aufgesprungen, hat in der Wuth auf seinen wehen Fuß getreten, als ob er gesund wäre, und hat eine Flinte von der Wand gerissen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzschnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geschlagen, und die Kugel fuhr in die Decke.“

„Großer Gott!“ riefen die Frauen voll Entsetzen.

Der Schmied saß da, wie eine Bildsäule; aber seine Augen rollten wie Feuerräder und seine nervigen Fäuste waren krampfhaft geballt.

„Hast du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?“ fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in seinem Innern stand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, sondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun? Aber der stand ruhig da und sagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band

jetzt durchgeschossen, das mich an Euch *knüpfte. Von heute an* nennt mich nicht mehr Sohn."

„Der Alte schäumte. Er wollte nach *einer zweiten Flinte* eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg *und drückte ihn* so kräftig in seinen Lehnstuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geschah. Ich rufe nach Hülfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurücksank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redete der Mensch! Heute früh ist er ganz hin; das Bein ist gräulich entzündet. Ein Wundfieber raset in seinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre: aber ich glaube, er verendet bald."

„Mög' er zur Hölle fahren!" rief der Schmied aus.

„Nein, nein," sagte die Blinde, „so redet nicht, Gevatter; da redet kein Christ aus Euch. Gott sei seiner Seele gnädig! Amen."

Alle schwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile sagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böse Sinn ist immer noch mächtig in mir. Ja, ich sage auch: „Möge Gott sich seiner erbarmen, um seines guten Andres willen."

„Habt Ihr denn auch schon gehört, Cumpeer," wandte sich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?"

„Nein," sagte dieser. „Marie hat mir nichts gesagt. Die hat immer die Augen voll Wasser, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da sitzen die Mädchen und seufzen alle beide, weil sie nicht wissen, was aus den Burschen geworden ist. Ich sage, sie sind frei und werden schon kommen; aber sie glauben's nicht. So sind sie aber Alle! Ich denke: wie werden sie frohlocken, daß sich unser Kreuz gewendet, unser Leid sich in Freude verwandelt hat; aber da sitzen sie nun heute Morgen an einem Stücke und seufzen, als ob sie die Franzosen alle Beide todtgeschossen hätten. Und

doch ist's noch nicht halbweg Abend! Wie ist's denn mit dem Judas?"

„Ei," entgegnete Veit, „sein Vater fand ihn am Abend in seinem Bette, wo er sich stellte, als schliefe er. Ihr wißt, der versteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müsse er fort, er dulde keinen Judas in seinem Hause. Da ist er denn fort und hat sich in Bingen in die Post verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wissen."

„Auch gut," sagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn ist. Er sollte —"

„Haltet ein," besänftigte die Blinde, denn sie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten auflodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und seinem Gewissen."

„Ja, ja, gute Mutter," sprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben sein Gewissen nicht in mir steckt. Es mag übel darinnen aussehen, wahrhaftig übel!"

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen sie gewesen; wie Marie Engel's Stelle ersetzt habe, und wie sie zusammen geweint und sich zusammen getröstet hätten.

„Ach ja," sagte Marie, „sie hat immer gesagt: „sie kommen wieder;" und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es ist wahr geworden!" Aber dabei seufzte sie so tief, daß man wohl sah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals, damit die Männer die Thränen nicht sähen, die aus ihren Augen hervordrangen, und die sie zu beherrschen nicht im Stande war.

Die Blinde seufzte, denn ihrem scharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Brust hob und ihr Seufzer auspresse.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn; als er aber die Thür öffnete, schrie Marie laut und stürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden

zu Freudenthränen an der Brust des Geliebten und aller Schmerz war vergessen. Auch der Schmied sprang auf und drückte seine Hand in rechter Vaterfreude; denn diese Rückkehr zeigte, wie treu sein Herz und wie innig seine Liebe zu Marie sei.

Aber dort in der Ecke saß Engel mit gefalteten Händen und über ihre lieblichen Züge legte sich die Blässe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte!

Als der Freudensturm einem ruhigeren Verkehre die Stätte räumte, und der Solinger neben seinem schönen Bräutchen saß und mit seinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo ist denn Martini?“

Jetzt erst blickten sie Alle unwillkührlich auf die bleiche Engel, die schnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leises Schluchzen ausbrach, und das tiefste Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Vorgang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit gespannter Erwartung zu, und als er zum Schlusse kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reiflein von Gold dar.

Sie nahm es, stand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtlosen Augen nach oben und sagte leise: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!“ Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenster konnte nagen hören. Niemand wagte, sie zu unterbrechen. Der Schmied sah starr auf den Boden. In seinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Fesseln der beiden Deserteure gelöst gewesen, so wäre Martini nicht Soldat geworden, sagte er zu sich selbst. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte sie heftig. Ach, an dem Mädchen hing ja sein Herz wie am eignen Kinde. Engel's Freude war die seine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er sich aber von Schraudt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen lassen, sagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich

es so recht überlege, so hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraudt damit nicht wehe thun; denn Einer ist nicht der Andere, und eine Braut ist ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders."

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen lassen. Sie stützte das Haupt in ihre Hand und sagte mit tiefer Bewegung:

„Es mag sein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andre Rücksichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, sie hat ihn so liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Wesen, und ich ahnete wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!"

„Ich hab' einen guten Glauben an diesen Menschen. Er wird nicht spielen mit einem so guten Herzen. Zwar macht sich das Stadtvolk nichts draus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänselt hat; aber so sieht er mir gar nicht aus."

„Wer kann das sagen, Schmied," erwiederte die Blinde. „Nun ist er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja so wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar schwachen Beinen steht."

Der Solinger sagte: „Ich stimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini ist ein feiner Mensch und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand absichtlich verborgen."

„Desto schlimmer," fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter nehmen. Sie schämen sich ihrer, und wär' sie ein noch besseres Kind, als meine Engel."

„Thut nichts," fuhr der Solinger fort; „er ist ein treues Gemüth. So verschwiegen er auch hier war, so wenig er seine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein sagte, so hat er doch im Gefängnisse mir gebeichtet, wie lieb er sie habe und wie er ohne sie nicht glaube leben zu können."

„Wären's nicht so Reden, wie sie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die sie lesen, so wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —" die Blinde schwieg.

„Quält Euch nicht," sprach der Schmied aufstehend. „Er hat ihr ein Ringlein geschickt, das bindet. Und sollt's so sein, daß er untreu würde, so springt das Ringlein entzwei und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie ist ein fromm und verständig Kind."

Veit hatte stille zugehört. Er schüttelte den Kopf leise und sah den Schmied bedeutsam an.

„Du," hob jetzt der Schmied an, indem er ihn fest ins Auge faßte, „kannst nicht gut schweigen. Du hast hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren sind. Zeig', daß du, wo's gilt, ein Schloß an deinen Mund legen kannst. Hier im Hause ist Weh genug. Laßt es diesseit der Schwelle, oder mit unsrer Freundschaft hat's für immer ein Ende."

Veit reichte ihm seine Hand. „Cumpeer," sagte er, „ich kann schweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine solche Liebesgeschichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in seiner Apotheke einen Balsam gemacht, der heilt Alles, — ich meine die Zeit. Was sollte die Engel auch mit dem Stadtburschen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn sie auch nicht reich ist, so hat sie ein Gesichtchen wie Milch und Blut, eine Gestalt wie eine Tanne und ein Herz wie ein Engel. Arbeiten hat sie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird sie schon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deserteur."

„Da hast du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuser," sagte der Schmied; „aber die Engel ist kein leichtsinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!"

„Laßt's ruhen," versetzte Veit bedeutsam. „Ich weiß, was ich weiß, und sind einmal zwei Augen zu, so werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt."

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Gesichte, das so eigenthümlich drein sah, daß der Schmied bei sich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine stille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Brust, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tausendmal hat sie's besehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, sie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild sie von sich selber konterfeite, und ihrem Glücke.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engel's Thränen hervorriefen. Sie wollte sie an ein Entsagen mahnen, weil sie nicht an des jungen Menschen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergesagt; aber Engel's Züge trugen einen rührenden Ausdruck inneren Wehes, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich und das Auge blickte so traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Esse, und die klingenden Hammerschläge, das schneidende Tönen der Feile zeigten an, daß sich da eine frische Thätigkeit rührte. So war's auch. Der Solinger regte sich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundschaft floß herein, wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeschirre, das schnitt wie Gift, und seine Aexte und Beile waren gehärtet, daß man Steine damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden so zart wie Rasirmesser.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit gewesen und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber diese Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel so bleich und so stille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas so Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß sie es alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Lust, jede neckische Hänselei der rosigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne listig den Schuh vom kleinen Fuße wegstipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die sanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde sie tief bewegt und es perlte unwillkührlich eine Thräne in das Glas.

Schraudt nämlich stand auf und nahm sein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," sagte er, „von dem Feldmarschall Blücher in Simmern entlassen wurde, da sagte er: „Hältst Du Hochzeit, Bursche, so trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden." Ich habe das Wort nicht vergessen, und so segne denn Gott den alten Marschall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte sein Glas.

„Bassa manelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da hast Du eine gute Gesundheit getrunken! Wir wollen sie alle mittrinken; aber ich will noch Eins zusetzen: Mögen unsre deutschen Brüder bald die alte Babel brechen und den Apollyon stürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt." Die Gäste klangen freudig mit an und dieser Trinkspruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und welche der Gouverneur Justus Gruner in Koblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger seinem Schwiegervater vor und des Schmieds Herz hob sich in seliger Freude, wenn die Franzosen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engel's Herz, aber der alte Pathe sagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!"

Auch jetzt theilte man sich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee steht nahe bei Paris," sagte Veit, dessen Napoleonische Gesinnung sehr abgenommen hatte. „Ich bin dort gewesen und kenne das Land. In Simmern sagten sie gestern, bei Brienne sei eine Schlacht gewesen."

„Ha ha!" rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!"

„Jubelt noch nicht zu frühe," warf Veit ein. „Er wird wohl seine ganze Macht auf Paris werfen und dort wird's blutige Köpfe setzen, ehe er weicht."

„Pah," rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde sind des Haasen Tod. Und ich glaube, der Muth ist ihm gesunken. In Rußland hat er an Jesum Christum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Bassa manelko! könnt' ich dabei sein, wenn sie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher schon sein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem andern bleibt."

Die Blinde, welche der Schmied selber herüber in das Hochzeithaus geführt, schüttelte leise den Kopf.

„Nicht so hart, Gevatter," sagte sie, „nicht so hart. Was können die viel Tausend Unschuldige dafür, die dort wohnen?"

„In solchen Zeiten, Mutter Wallauer," rief er, „muß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippschaft nichts."

Der Schmied, welchen der Wein munterer als gewöhnlich machte, sprach noch lange fort; aber wie der Faden eines solchen Gesprächs sich oft wundersam wendet, so geschah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geschichten des Dorfs und die kleinen Ereignisse des Lebens, welche in engern Kreisen sich um die Personen drehten, die hier saßen, und sie freudig oder schmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?" fragte der Schmied seinen Nachbar Veit. „Du meintest vor etwa acht Wochen, wenn er selbigen Abend erlebe, so lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!"

„Nehmt es nicht so streng, Cumpeer," erwiederte Veit. „Ich meinte damals so, weil ich sah, daß es stand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze."

„Soll er denn davon kommen?" fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe sich auch der Doctor anthut, der Fuß heilt nicht, und er ist abgezehrt, daß es unglaublich

ist, und so matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus sein.“

„Wird auch ein schöner Engel im Himmel, der!“ sprach leise der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach',“ fuhr er fort, „daß du seine Waldwärterstelle bekommst, aber hüte Dich vor seinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden.“

„Wollen sehen,“ sagte Veit abweisend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er solle sich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch diesen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?“

„Der redet viel von der Engel,“ flüsterte Veit zurück, „und hat sie entsetzlich lieb.“

„Hm!“ brummte der Schmied. „Er ist ein treuer Bursche, und ich bin ihm gut, seit er uns befreit hat. Auch die Engel ist ihm nicht feindlich gesinnt.“

„So?“ fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt ist, freit er um sie. Glaubt Ihr, daß sie Ja sagt? Mit dem Deserteur ist's doch nichts.“

„Das Erste weiß ich so wenig, wie das Zweite,“ erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen ist ein mordkurios Geschöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinst Du, es sei nichts mit Martini?“

„Weil er nicht schreibt!“

„Veit! Veit!“ rief in diesem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geschwind, ich glaube, unser Herr stirbt!“

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verstört. Alle Gäste sahen ihn an. Er setzte sich, trank ein Glas Wein und sagte dann:

„Das war die sauerste Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele sterben sehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein so einen Tod sah ich nie!“ Er schüttelte sich und

fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürchterlich!“

„Hat er sich mit seinem Sohne ausgesöhnt?“ fragte Veit's Frau.

„Ja,“ sagte er, „der gute Junge stand an seinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er seine Hand und ließ sie nicht wieder los. Noch einmal sagte er: „Wallauer,“ dann endete ein Blutstrom seinen Kampf.“

Alle schauderten und schwiegen. Es wollte auch kein recht Gespräch mehr aufkommen und die Gäste schieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen später trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnstube, wo seine Frau diesen Abend fehlte. Marie und Engel aber saßen um den Lichtstock, der Schmied hatte sein Plätzchen eingenommen Schraudt aber stand zu Hause am Feilstock und arbeitete unter fröhlichem Gesange.

Der Schmied lächelte, als Veit seinen guten Abend geboten, und sagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar so fröhlich ist! Der Storch hat auf seinem Hause geklappert. Gelt?“

Veit lachte, innerlich froh.

„Ist's wahr?“ fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich ist's, wie der Cumpeer sagt,“ sprach Veit, „und weil das Taufkind die neunte Ader vom Göthchen kriegen soll, so möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als dich, Engelchen. Willst du unser Göthchen werden?“

Engel erröthete und sagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?“

Nun gab's Glückwünsche von allen Seiten.

„Aber,“ sagte der Schmied, „es ist nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer ist denn Pathe?“

„Dietrich's Andres," sagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unserm Göthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch sagte sie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umstande, daß seit der alte Kümmel=Dietrich todt war, Andres mehr sich ihr näherte. Er stand mit Schraubt in gutem Einvernehmen. War sie Sonntags dort, so durfte sie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm herzlich freundlich. Sie fühlte sich ihm verpflichtet zu Danke. Auch war er nicht mehr der blöde, stille, unterdrückte Knabe, wie sonst. Seit sein Vater gestorben, zeigte er sich ganz anders, ging unter die Menschen und war gerne gesehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht stolz, sondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil sie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er bescheiden, und ein sittig Wesen zeichnete ihn aus. Still und in sich gekehrt, konnte er stundenlang dasitzen. Sprach er aber, so war's ein verständig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engel's Seele widerstrebte eine unbesiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeschossen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte sie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu stehen, so wäre das ein Schimpf gewesen, den Andres um sie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte seine heiße Liebe zu ihr und mochte sie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte sie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, scherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie so oft, aus der Pathenschaft eine Hochzeit entspringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engel's Gesicht. Unwillig sah sie den Alten an und sagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzusagen!"

„Warum denn, Kind?“ fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde gesühnt werden. Andres ist brav, das weiß Gott und die Welt.“

„Und wär' er noch einmal so brav, so will ich lieber ledig sterben, als seine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als seinen Reichthum theilen!“ sprach Engel mit einer Entschiedenheit im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl sah, hier müsse, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl besprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelänge.

Die Taufe war ein Fest. Marie kam frühe schon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen ins schöne Haar, sie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen so dastand in der ganzen Fülle ihrer Schönheit rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Bursche, ich würde mich in dich verlieben, so schön bist du,“ und küßte die Erröthende und Zürnende auf die süße Lippe.

Aber wer sie sah, fand sie zum Entzücken schön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf diesem reizenden Wesen, und als sie nach der Taufe zusammen saßen und die Frauen schäkerten und stichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redseliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der andern über Engel's schöne Züge, und Andres wagte es, ihr leise zuzuflüstern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit dir gespielt, liebe Engel, und war so froh bei und mit dir!“

„Es waren Kinderspiele,“ sagte Engel, der es so beklommen wurde.

„Wollte Gott,“ seufzte Andres, „sie hätten fortgedauert!“

Engel ermannte sich. „Andres,“ sagte sie, „damals hat sich der Tod meines armen Vaters zwischen uns gestellt und unser Spielen hörte auf. Er wird zwischen uns stehen bis ans Grab.“

„Bin ich schuldig an dem Unglücke?“ fragte er traurig.

„Nein,“ sagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich

daran denke, wenn ich dich sehe. Ich weiß, wie gut du bist. Ich achte dich von Herzen, — doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort."

„Engel," sagte er weich, „du weißt nicht, wie traurig du mich machst!"

„Es thut mir so leid, Andres, aber ich kann nichts dafür," sagte sie. „Laß den Gedanken an mich fahren, dein — Weib kann ich nie werden!"

Es kostete ihr unendliche Mühe, das ihm zu sagen, aber sie dankte Gott, als es gesagt war, einfach und bestimmt; denn es war nöthig.

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnete, was es galt, sah wehmüthig herüber; denn Andres stand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht sichtbar werden lassen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnete, wie es stand.

Engel blickte düster in die Ecke des Zimmers und entfernte sich auch bald. Ihr war das Herz so voll. Sie bedauerte den Armen; aber sie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für sie ein Glück sahen in dieser Verbindung, konnt sie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du hast ihm alle seine Hoffnungen genommen?" fragte sie.

Engel bejahte. „Marie," sagte sie, ihre Hand fassend, „du bist glücklich; aber sage mir, hättest du, wenn dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den du nicht liebtest?"

„Nie!" sagte Marie.

„Du hast für mich geantwortet," sprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einsam sterben."

„Ach, der arme Andres!" sagte Marie.

VII.

Wenn auch unbeachtet von den Meisten, waren doch noch andere Ohren, als die Marie's, offen gewesen für das, was Andres mit Engel gesprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Andres zurückgewiesen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?" fragte Diese, „sie ist doch so arm wie eine Kirchenmaus!"

„Ich glaub', sie ist stolz auf ihr Gesichtchen und meint, ein Graf käme," sagte spöttisch Jene.

„Sie hat noch den Deserteur im Kopfe," sprach eine Dritte. „Aber da kann sie lange warten, die Einfalt!"

„Heutzutage," sprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur den heirathen, den sie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Aecker der Väter zusammenlagen, oder die Wiesen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Bursche eins, dann sagten die Alten zu einander: Hör' 'mal du, unsre Kinder könnten sich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden."

„Das mein' ich," sagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unsere Eltern meinten anders, und siehe da, er ist wohl zufrieden und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergessen, und wir führen die glücklichste Ehe. Aber heutzutage wollen sie's machen, wie die Herrenleute. Da lesen sie die Romanbücher und dadurch kriegen sie die Flöhe in die Ohren."

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie sie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen sprach. Viele sagten es ihr selbst und der Erfolg war, daß Engel sich überall zurückzog und einsam mit der Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles gesagt, sprach nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres

bemitleidete, der seinen Kummer stille trug, aber dem Leben ganz abstarb.

Auch Engel's Seele wandte sich mehr und mehr der heitern Seite des Lebens ab. Sie mied die Gesellschaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag-Abenden wohl in befreundeten Häusern sich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geschlossen, das Friedensdankfest gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob," sagte einst der Schmied zu seinem Schwiegersohne, „entweder ist der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit einem Menschenherzen spielen, wie Buben mit dem Ball."

Der Solinger sagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken soll; aber für seine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einstehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen."

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter," sagte der Schmied betrübt. „Hast du nicht wahrgenommen, wie bleich sie ist, wie trüb ihr Blick?"

Schraudt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das ist eine kuriose Geschichte," sagte sie. „Eben ist eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie ist ganz fremd und städtisch angethan. Wie sie hinein kommt und die Engel ansieht, lächelt sie und doch stehen ihr Thränen in den Augen, und sie sagt: „Du bist also das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?" Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr saß, und das Fragewort stirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz starr dasteht, fällt ihr um den Hals, küßt sie und weint.

„Was ist das?" fragt da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und sagt, sie sei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint sie fort und

fort, und ihre Augen hängen an unserer Engel gerade so, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anschaut.

„Da faſſ' ich mir ein Herz, weil ich sehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und sage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn seht nur, Engel stirbt schier vor Angst."

„Er lebt," sagte die Mutter, „aber —"

„Da kann sich Engel nicht mehr halten. Sie stürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was soll das „Aber?"

„Du gutes Kind," sagte die Frau und küßte sie auf die Stirne, „er ist ein Krüppel geworden, der sich nicht mehr ernähren kann."

„O, ich kann arbeiten," ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er soll nicht darben, so lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn," spricht sie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiedersehe."

„Was meint Ihr, was nun geschieht?" —

Der Schmied war aufgestanden, Schraudt hatte sein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen starrten Marie in einer Spannung an, die nach Lösung des Räthsels verlangte.

„Nun, nun!" ruft der Schmied: „Halt uns nicht hin!"

„Die Thüre geht auf," ruft Marie aus, „und — Martini stürzt herein, blühend, gesund und umschlingt das Mädchen."

„Sie will sich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel, kennst du mich denn nicht?" Und nun erst erkennt sie ihn."

Marie wischt sich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!" ruft der Schmied, zieht sein Mützchen ab und faltet die Hände zum stillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!" ruft Schraudt aus, der das Ende nicht erwarten kann.

„Nichts weiter!" sagt Marie. „Ich bin weggelaufen, um es Euch zu sagen."

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von sich. Sein Arm umschlang sie und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer andern Seite saß seine Mutter.

Abends erst kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte spät heim, wo er das Fabrikgeschäft seiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an diesem Abend segneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfrist besuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber sie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied schaukelte stolz seinen Pathen auf seinen Knieen, Engel's Erstgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförster geworden und in der Schmiede wohnte das reinste Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preisen konnte. „Der rothe Judas aber," sagte er zu Engel, „schleicht herum und sieht immer auf den Boden. Weißt du warum? Engel! ich will dir's sagen: Er sucht sein gutes Gewissen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden."

Eine rheinische

Schmugglergeschichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon sein eisernes Scepter über die schönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines schwang. Dort ist meine Heimat. Wo die Berge sich thürmen, wo der Strom wild daherbraust, wo die Ritterburgen von den Höhen herabschauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachsen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte sich wundern, daß ich selbst jenseit der Hälfte meiner Tage mit unbesiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückschaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit steht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, so frisch und scharfgezeichnet, als hätte ich sie gestern erlebt. Unter diesen Eine, die sich mir vor Allem mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Ist's ein Wunder? Der, welcher besonders darin als handelnd auftritt, war unser Nachbarssohn, war, wenn er auch durch Verhältnisse und Alter mir ferne stand, mein Liebling; denn er wußte ja so viele schöne Mährchen und Geschichten, so schauerliche und grausige, daß mir mehr als eine Gänsehaut ankam, und ich mich enger an ihn schloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hause mir sie erzählte; er wußte alle Vogelnester im Umkreise einer halben Stunde; er konnte gar schöne Weidenpfeifen im Frühlinge machen und schmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Klostermauer am Rhein, und warf er das Netz, wenn ich ruderte, so brach es schier von der Menge der silberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren, mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, so frisch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der schlausten „Schlummerer," und verstand es, die Grünröcke zu hänseln, wie vor ihm und nach ihm kein Andrer. Daß er nicht

Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer" genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der französischen Herrschaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern" — genannt, fast der einzige Verdienst der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schifffahrt stockte. Es war aber auch der einträglichste und zugleich schwierigste Erwerb.

Die Produkte der überseeischen Colonien und der englischen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgestapelt. In dunkler Nacht sie herüberzuschaffen und möglichst schnell tiefer in das Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorsichtigste und schlaueste Weise geschehen: denn zahlreiche Posten von Douanen, „Grünröcke" vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien solcher Douanen umgaben, wie eine ineinandergreifende Doppelkette das linke Rheinufer. Die erste Linie stand am Rheine; die zweite, die sogenannte „schwarze Brigade," stand etwa eine Meile hinter dieser im Lande und beide waren scharf und wachsam. „Das Schlummern" wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern" ließen, konnten dies auch; denn wieviel es sie auch kostete, der Gewinn war dennoch höchst bedeutend. Mag dies Eine als Maaßstab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffe vier und zwanzig Kreuzer kostete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In diesem Verhältniß lag die ungeheure Macht der Versuchung, welcher selbst rechtliche Männer nicht widerstehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organisirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaisers, zur Alles verschlingenden Hauptstadt — Paris.

Ueberall in den Uferorten bestanden Schmugglerbanden, eng

unter sich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälse; aber die schlauesten und kühnsten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douan konnte sich rühmen, einen erwischt zu haben, und doch wurde vielleicht nirgends mehr geschlummert. Mochte es sein, daß, wie man zu sagen pflegte: „Der Kaiser selbst den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsstücken des Kaisers Bild geprägt war: so konnte dies doch nicht immer sein, da die „Grünröcke" sehr oft ihre Stationen wechseln mußten; die List und Schlauheit that mehr, als die Bestechung.

Ich war durch Conrad's Erzählungen jederzeit genau mit diesem Schlummerwesen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angesehen und die Geschichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben weil sie Thatsache, darf ich die handelnden Personen nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortssitte, dort fast jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war sehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß ist sehr gut. Der Rhein war schon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Frost hatte das Eis zu einer so starken Brücke werden lassen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum steten Gedächtniß.

Gegen den Jahresschluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der fast einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigsten Decembers. Ein scharfer Ostwind pfiff durch die engen Gassen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein schien; denn die Wolkendecke des Himmels war so dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurm der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten

die Zecher heim und als überall die Lichter erloschen, wurde es so stille auf den Gassen, wie wenn die Stadt ausgestorben wäre.

Jetzt schlichen Männergestalten leise in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen" nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnstube, hoch über der Straße wie alle Wohnstuben der Untergasse gelegen, weil der Rhein so oft aus seinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit seinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zusammen haushielt, so reichte der Raum aus. Die Laden waren sorgfältig geschlossen. Stoffel hatte so tüchtig eingeschürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrschte.

Bräunchen saß im lederbezogenen Großvaterstuhl, rauchte seine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabake, den Stoffel nur Skaferlatti No. I. nannte und erwartete seine Genossen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthür und bald trat ein großer, starker Mann herein, dessen schwarzes Bart= und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen" gebracht. Fast auf dem Fuße folgte ihm ein andrer, schmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes" begrüßten. „Setzt Euch," sagte Bräunchen, ohne daß er aufstand, und beide rückten geräuschlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hause die Rolle der Hausmutter machte, ein Tischchen mit Ziegenbeinen hinstellte, nebst einer Maaß Wein darauf und nach Landesbrauch, nur einem Glase.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, schenkte Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: Prosiciat! Beide thaten ihm darauf Bescheid, die Pfeifen wurden gestopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht," sagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen englischer Seidenstoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müssen nach Paris in der kürzesten Zeit, weil die Winde zur See sie zurückhielten. Es gibt einen Verdienst, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müssen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in sechs Bündeln verpackt sind."

„Das thut sich leicht,“ sagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen.“ Alle waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Welchen Weg nehmen wir?“ fragte darauf Schnuckes.

„Darüber,“ sprach Bräunchen, „hab' ich mir so einen Plan gemacht, den ich Euch mittheilen will. Alles ist draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand schlagen lassen, wir setzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hosen an und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns sieht.“

„Ja, ja,“ sagte ironisch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge scheel ist, und mit dem andern nichts sieht!“

„Sei still,“ sprach Bräunchen; „du hast immer etwas auszusetzen an dem, was nicht aus deinem eigenen Gehirne sprang. Ich schlage dich aber mit der Erfahrung. Gestern Nacht sind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen und nicht hundertfünfzig Gänge von uns stand der Douane Bauer und sah uns nicht. Was sagst du nun?“

„Donner!“ rief Schnuckes, „das war so einer von den Streichen, wie sie der Conrad liebt. Hab' Respect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuschen, und wer die Natur des Flusses kennt, muß sie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in diesen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die starkfallende Wassermasse wirft das Eis übereinander oder schiebt es mit großer Gewalt unter- oder ineinander, so daß Zacken empor stehen und es ganz leicht ist, daß Gestalten, wenn ihr Aeußeres mit der Farbe des Eises übereinstimmt, sich unbemerkt dazwischen bewegen können. Auf diese Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewiesen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig sei.“

„Willst du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?“ fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer ist der Schlauste von allen Grünröcken hier, der schon in der kurzen Zeit seines Hierseins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Andern

zusammen, die Jahre hindurch schon hier herumschnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?“

„Das wär' so eine Frage für Einen, der gestern auf die Welt gekommen,“ sagte Schnuckes.

„Meinst du, das Bräunchen ließe sich so leicht fangen?“ Bräunchen lachte spöttisch und schwieg eine Weile; dann nahm er seine Pfeife aus dem Munde, klopfte sie aus und sagte, indem er das Messer mit dem geschnitzten Buchsbaumstiele aus der rechten Hosentasche zog und sein Röllchen Skaferlatti zu schneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längst vergessen! Ich bin mit Conrad am Kreuzsteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein schlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häusern des Mannwegs herüber, steigen über den großen Schieferbruch weg und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henschhausen. Ist es dort im Dorfe just, so legen wir beim alten Fensterseifer ab.“

Dieser Plan war gut ausgedacht und auch mit einer so großen Sicherheit ausgesprochen, daß Niemand etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Posten stehen?“ fragte der Schwarze, „der Bauer?“

„Das mag Conrad erkunden,“ sagte Bräunchen und Stoffel setzte hinzu; „er kann es auch am Besten, denn des Bauer's Marie ist ja sein Mädchen.“ Diese Pille reichte Stoffel absichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrad's Oheim; er besaß gewaltigen Bürgerstolz, und der Umgang seines Brudersohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabscheuten Duanen — war ein Schuß, der ihm ins Herz traf.

„Was sagst du da?“ fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Glut begann sich über sein ganzes, breites Gesicht auszudehnen. Er lehnte sich vor bei dieser Frage und sah Stoffel'n scharf ins Gesicht.

„Ich sage, was die ganze Stadt weiß,“ erwiederte Stoffel.

„So soll dich und die ganze Stadt —“ schrie der Schwarze und schlug auf den Tisch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen;

aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte schon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm ein: „Still!“ zugedonnert, daß er erschreckt zusammenfuhr und schwieg, denn er hatte Respekt vor Bräunchen. „Meinst du, alter Narr,“ fuhr der darauf fort, „der Conrad sei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen sich schier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen; dessen Schönheit jeder sieht, und dessen häusliche Tugenden Jedermann bewundert.“

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel,“ lachte Schmuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!“

Diese Bemerkung zog die Sache ins Komische und Alle lachten; selbst der Schwarze, dessen Hitze ohnehin schnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schmuckes,“ sagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe. Bei meiner Seele! unsre Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, sie habe bildschöne Mädchen; aber seit das Mädchen hier ist, müssen alle die Segel streichen. Nähm' sie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um sie freien.“

Das Gelächter wurde durch diese halb ernst, halb scherzhaft gehaltene Aeußerung noch allgemeiner und der beginnende Unfriede starb im Keime. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verschoben, wo die allgemeine Lustigkeit die Aufmerksamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken sollte.

Seit dem letzten Herbste war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein schlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bauer, und war aus dem Elsaß. Er hatte an verschiedenen Orten schon gestanden, und war berüchtigt wegen seines scharfen Auges, wegen seiner amtlichen Strenge und unbestechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt schmuggelte. Wenn auch nicht jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer,

so pflegte man sich doch die Kattune, die Tücher und andre Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffe, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbst das war straffällig; indessen sahen die meisten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Visitiren eine solche kleine Quantität geschlummerten Gutes, so lachte er und sagte: „Da haben Sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müssen!" und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich strenge. Dabei führte der Mann einen sittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köstliches Linnengebilde in seiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine besonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinste Achtung in der Stadt. Mehr als er, sprach indessen beim männlichen Theile der Stadtbewohner seine Tochter Marie an.

Marie war, als sie nach Bacharach kam, just sechzehn Jahre alt und wer sie sah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge sah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern so mild, so lächelnd, so schuldlos und warm, so bezaubernd heraus, daß ungestraft Niemand in seine ahnungsreiche Tiefe schauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war so, als ob man immer etwas noch nicht Gesehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten sich kunstlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beschriebe? Conrad's Wort bezeichnet das genauer. Er sagte leise zu sich, als er sie zum ersten Mal sah: sie ist ein Engel! und wahrlich das war sie. Wie schön sie sei, ahnete sie nicht; wie gut sie sei, sagte ihr seelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Wesens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm sie sei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig sie sei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie rastende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verschneiden; aber Marie

hatte für Arme stets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu sein allesammt und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt Ihr das schöne Douanen-Mädchen schon gesehen?“ fragten sich die Bursche der Stadt. Conrad wandte sich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte sie gesehen und ihr Bild stand wachend und im Traume vor seiner Seele. Er sah sie alle Tage, ja alle Stunden, denn sie wohnte neben ihm.

Wenn die andern Bursche ihr zu Gefallen liefen, so mied er ihre Nähe. Seltsam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch suchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer stand, um das Schauspiel zu sehen, erschien auch Marie in Conrad's Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen und alle Fragen richtete sie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erst rechten Bestand, als Conrad's Mutter erkrankte und Marie sogleich nachbarlich nach ihr sah und sie pflegen half.

Die gute Wittwe war schwer erkrankt und das Leiden zog sich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar sehr angestrengte Conrad schlafen konnte. Da gewann sie auch die Mutter lieb. Mußte sie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und besorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus seiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und säubern und fegen, so vermochte er doch nicht für eine Kranke so zu sorgen, wie dies ein weibliches Wesen kann.

Sah er die Liebliche so schalten und walten in seinem Hause mit sorglichem Fleiße, so konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke seine Seele beschlich, wie schön es wäre, wenn sie als seine Gattin so wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde sagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe schwieg. —

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einst, als die

Mutter wieder genesen war, fand sich's, daß Marie an Conrad's Brust lag, von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gepreßt, und die Lippen sich berührten im ersten, seligen Kusse einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, selbst im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen besondern Zweck habe, und zwar einen gemeinsamen.

Keusche Liebe ist scheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnete die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt sich heimliches Glück nicht gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die schärfer sahen, als die von Marien's Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die bösen Zungen in den Wirthshäusern meinten: der Conrad habe gut schlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Posten stehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der strenge Mann einmal von einem dienstfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauste sein Zorn auf, wie ein verheerender Waldstrom daherbraust, und seine Worte trafen Marien's sanftes Herz mit zerschmetternder Gewalt. Er drohte mit seinem Fluche, wenn sie nicht das Band löse, das ihm ein Greuel sei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen sie, die nie gewußt was väterliche Härte sei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauscht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermessen, das ihr Herz erfüllte, das sich so glücklich gefühlt in seiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnte nichts — bis er ihre thränenmüden Augen sah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es hasse? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergessen, daß es im Mai ganz anders

ist, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß sie nicht zu löschen ist, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß sich senken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Kosen süßer ist, als das gestattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Posten stand? Er war Soldat gewesen und rechnete auf unbedingten Gehorsam; aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrad's vollem Herzen. Da mußte des Vaters Härte ungerecht erscheinen, wie sie es denn auch war. Sie sahen sich noch, wie vor, nur heimlich und, da Jedermann wußte wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwischen Beiden sah, so schwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Marien's Seele unaussprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederschießen würde, wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne gesagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn so gutmüthig er auch sonst war, so glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war seine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbescholtenen Mann über Alles kostbar war.

O wie oft beschwor Marie ihren Conrad, von dem unseligen Gewerbe zu lassen!

„Ach,“ sagte er dann, „womit soll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das ist Alles — und — es ist so wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schiffahrt aber liegt darnieder!“

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in seiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde, ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn sorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es schien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit

allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbst gegen sie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In seinem Dienste wurde er sehr strenge, ja schonungslos, selbst das Kleinste ließ er nicht mehr durch, sondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Marien's Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verstohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele düstre Tage entschädigten, sie hätte sich mögen ein Plätzchen da wünschen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgange.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge schwamm häufig in Thränen und jenes bezaubernde, seelenvolle Lächeln schwebte nicht mehr auf der frischen Lippe. Auch von Conrad war der frische, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernst und düster und sein Blick stierte oft ziellos ins Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In solchen Minuten dachte er der Zukunft seiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der sich aus der Brust losrang, legte Zeugniß ab, wie düster die Aussichten waren, die sich ihm darboten.

Nach jenem Abende bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieser kaum rasten, bis er zu seiner Schwägerin, Conrad's Mutter, kam, um die er sich sonst eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," sagte er, als er sich am andern Morgen zu der Wittwe niedergesetzt, „der Conrad soll ja ein Gehänge mit dem hübschen Douanenmädchen haben?"

„Er hat sie lieb," sagte die Frau — „und sie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unsrer Familie diese Schande machen will?" —

„Schwager," sagte die Wittwe, als ich hart auf dem Siechbette lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir sah,

da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein.“ —

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei,“ lachte er, „die warf eine Bratwurst nach einem Speckstück!“

„Das ist nicht wahr,“ sagte die Wittwe; „denn was sie an mir that, das hat sie auch an andern Kranken der Nachbarschaft gethan.“

„Aber ein Douanenmädchen!“ hob der Schwarze wieder an, der einige Beschämung verdecken wollte. —

„Hat nicht Christus auch die Zöllner an sich gezogen, und die Juden sagten: sie seien alle Sünder? Ja, er hat sogar einem derselben den Vorzug vor einem hochmüthigen Pharisäer gegeben. Seit wann seit Ihr denn so stolz, Schwager?“

„Unsre Familie hat keinen Makel!“ sagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist,“ erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale starb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einst meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde segnen, in der sie es würde.“

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer so sehr dagegen ist;“ sagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das ist ein Andres und sehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verstrickt habt, Schwager.“

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entschlüpfen konnte.

„Was soll man denn machen?“ fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzose hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, ist ein übles Geschäft. Hat man's darin der Meisterschaft nahe gebracht, so kommt der Hungertod, und der soll herber sein, als jeder andre. Ihr wißt recht gut, wie es um uns steht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen ist etwas zu verdienen. Mehr wie sonst in sechsmal. Wo ist der Conrad?“

„Ich weiß es nicht," sagte die Wittwe seufzend und der Schwarze machte sich eilend aus dem Staube; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leisen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in seiner reichen Gnade ihrem Conrad einen andern Lebensweg eröffne; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich schützen wolle!

Der Schwarze suchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem seiner Jugendgenossen, gerade dem, der auserſehen war, den Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsstücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angst einem solchen Gang entgegen gesehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es lastete ihr wie ein Zentner auf der Seele.

Conrad war gutes Muthes. Er hoffte von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Posten, so blieb er gewiß morgen zu Hause.

Am Abend sah er sie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen sah er sie nur von ferne, wenn sie dahin schwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt sah er wieder in das schöne Auge; jetzt durfte er seinen Arm sanft um sie legen, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Sie hatten sich so viel zu sagen. Nachdem sie lange gekost, fragte sie, wann wieder geschlummert würde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr seinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das ist eines jener seltsamen Räthsel des Menschenherzens — hörte sie mit einem gewissen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben so großer Kühnheit, als List, selbst ihren Vater getäuscht.

Sie dankte Gott, daß es so gut abgegangen, und faßte Muth, daß es auch nun glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle stand und das künstliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beschreiben, den sie gingen. Sie war im Herbste mehrmals zum Einkauf ihrer Wintervorräthe in Henschhausen gewesen und kannte genau jenen Schieferbruch, an dessen Wand der Pfad vorüberführte, den sie zu gehen hatten. Sie beschwor ihn, doch ja vorsichtig zu sein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, besonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, sehr gefährlich sei.

Lächelnd versprachs der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und schlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin.

Bauer saß am Webstuhle und folgte mit kunstgeübter Hand der Vorschrift des schönen Musters. Er war heute wieder einmal freundlicher mit seiner Marie umgegangen, und dieser milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das so schmerzlich dies Gut vermißt, dessen sie sich sonst ungeschmälert erfreut.

Der alte Mann freute sich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und sehnte sich recht sehr, einmal eine Nacht im Bette zu schlafen. Freundlich plaudernd saßen Beide schon um sieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an der Thüre leise klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer nichts Andres als einen Fang ahnend, sprang auf, seinen Vorgesetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leise bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweisen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erschrecken war groß. Dies Kommen, zu dieser Stunde, diese Kleidung — sagten ihr mehr, als das Hinausweisen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen sein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke sei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem widerstrebte ihr besseres Gefühl. Eine Angst, eine Unruhe ergriff

sie, die sie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerspringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andre. Die Besprechung der beiden Männer währte lange. Endlich schied der Lieutenant und Bauer rief seiner Tochter.

Ueber das Gesicht des Vaters war eine Freude ausgegossen, der ein reiches Maß von Grimm beigemischt war.

„Heute, denke ich," sagte er, indem er sein Gewehr lud, und zwei Kugeln aufsetzte, „heute, denke ich, sollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' sie dieser und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Christenmensch, der Ruhe nach den vielen Strapatzen zu pflegen, aber, Prost die Mahlzeit! Hat sie der Teufel geritten, daß sie einen Hauptpasch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie."

„Was ist denn, Vater?" fragte mit anscheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es ist, einfältiges Ding, das kannst du dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe englischer Waaren, das ist uns verrathen. Heute sind die hiesigen Schlummerer hinüber, um sie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um sich bei dem Schnee unsichtbar zu machen; aber wir wollen sie schon kriegen. Am Rheinufer steht kein einziger Posten. Das macht sie sicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen sie in den Rücken. Wir und die schwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henschhausen. So kommen sie zwischen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, so ist's ein Wunder, und deren geschehen heuer keine mehr!"

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte sich rasch fertig machen mußte, um mit den Genossen und dem Lieutenant aufzubrechen; denn sie wankte der Thüre zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm sein Schnappsfläschchen, hing den Mantel um,

setzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweife auf, und eilte mit einem hastigen: „Gute Nacht!“ hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, sank das Mädchen auf einen Stuhl nieder, und das zum Platzen volle Herz mußte sich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durcheinander. Er war verloren, das sah sie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tode oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Vließingen waren sein sicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenschaft gerieth. Und wie sollten sie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berge entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangst, die ihr den kalten Todesschweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hülfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopfe.

Auf! rief sie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß die Stunde ihres Kommens. Gott schütze mich! Ihr Auge strahlte in einer heiligen Begeisterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock und, sich entsinnend der List der Schmuggler, nahm sie ein schneeweißes Bettuch, um sich darein zu hüllen, wenn sie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen sollte.

Seit dieser Entschluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angst. Sie konnte ja, wenn sie an dem Schieferbruche war, sie auf einem andern Wege in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde so doch das Leben und die Freiheit von sechs Menschen und — Conrad's gerettet, ihres Conrad's, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach sie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt kam sie aus der Stadt in das Freie. Rasch wie das gescheuchte Reh flog das Mädchen die Heerstraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, so dunkel es auch war.

Als sie die Gegend erreichte, welche der „Hahn“ genannt wird, und Caub nun gegen ihr über lag, stand sie stille, sich zurecht

zu finden. Ihrem scharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch sich befand.

Die Kälte war schneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher selbst ihre warme Kleidung keinen Widerstand leisten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte sie, die Rettung des Geliebten. Wie konnte sie an sich denken? Wie sollte sie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg sehr gut gewesen; aber nun erst begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerstraße zwischen Caub und Bacharach besteht theils aus schroff abgemeiselten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuhe Höhe haben, theils aus abschüssig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haselnußhecke oder ein Dornstrauch eine Handhabe für den, der die unsägliche Anstrengung wagen wollte, sich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen sichern Stand hatte. Weiter oben mehrten sich die Gesträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einst vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerspaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden sein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, ist siebzig bis achtzig Fuß hoch und wenigstens ebenso breit. Ein Fußpfad führt an dieser höchst gefährlichen Stelle, die gerade in der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Absturz nur einige Schlehen-Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen und vor Schwindel es keiner über sich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit solchen Gefahren, läßt sie als solche gar nicht gelten und schreitet, sein Liedlein fröhlich singend, so gleichgültig vorüber, als ginge er auf breiter, sicherer

Straße seinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieser Nacht, dies der Weg, den das vom Froste durchschauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künste erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Wesen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hindernisse einer Wanderung, wie diese, gewöhnt war, sollte nun die abschüssige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeschaudert, nur Marie nicht mit ihrem starken, liebevollen Herzen.

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haselhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte sie diese und schwang sich empor — aber sie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie versuchte zum zweiten Mal hinauf zu steigen, und dieses Mal war sie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böschung der Straße; aber sie mußte ausruhen von der Anstrengung, die es ihr gekostet. Es schlug eben auf dem Thurme von Caub drei Viertel. Das konnte vor zehn sein, und um zehn Uhr brachen sie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geschundene Hand — Alles vergessen. Ohne Aufschub stieg sie mit Hülfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unsäglichen Mühen und zum Tode erschöpft erreichte sie die Halde. Ein kalter Schauder überlief sie, als sie die jähe, hohe Felswand sah, an deren oberem Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke stand. Erwärmend aber durchdrang sie wieder das Bewußtsein, daß sie sich nicht irre gegangen, daß sie bei der rechten Stelle angelangt sei, wo sie nun sicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub schlug es eben zehn Uhr. Als sie die Klänge hörte, raffte sie sich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie sollte sie die Höhe erklimmen? Sie sah sich rings um mit spähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte sie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erschöpft. „Conrad ist in Gefahr!“ sagte sie laut; gerade als ob sie durch dies magische Wort den erschöpften

äußern Menschen habe aufrichten wollen. Und er hob sich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher standen, als auf der andern, und hier zog sie sich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnee's, denn nicht selten griff die Arme in die spitzigen Dornen eines wilden Rosenstockes. Dennoch zauderte sie nicht, und endlich stand sie oben, wo der Pfad vorüber führte; aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte sie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte sie sich und setzte sich nieder, weil ihre Beine sie nicht mehr trugen — aber zu heißem Gebete schlangen sich die blutenden Hände ineinander und das Auge suchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern schien herab zur Erde. —

Auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Tagesstunden waren Conrad und seine Genossen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der erste. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Last auf das Herz. Wie er sie kürze und sich leicht mache, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und sog ein Schöpplein des süßen, duftigen Cauber's nach dem andern.

Viele Gäste kamen, tranken und schieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunksucht vom Besitzer eines segelreichen Rheinschiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieser Mensch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos sich so lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche desselben, seine Ruhmredigkeit und Plaudersucht. Darauf bauend, nahm er sich vor, ihm seinen Zweck abzulauschen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er stieß mit ihm an und sagte: „Der alte Schlummerer soll leben, der allzeit die Grünröcke geprellt!“

Der Schwarze lächelte selbstgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufstehen, wollten sie mich fangen. Ich habe das eilfte Gebot gut gelernt.“

„Man sollte wahrhaftig meinen, du könntest blaupfeifen, Alter! Nun treibst du's doch schon manches Jahr, und nie wurdest du erwischt.“

„Narr,“ sprach lächelnd der Schwarze, „die Kunststückmacher pflegen zu sagen: Geschwindigkeit ist keine Hexerei. List und Schlauheit ist auch keine.“

„Das mag wahr sein,“ erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat sie in so reichem Maße wie du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen.“

„Heute nicht;“ sagte der Schwarze; „wir sind schon unserer sechs; aber das nächste Mal will ich deiner gedenken.“

„Gings den andern neulich gut?“ fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!“ rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue List probirt, die ich ersann.“

„Du bist ein verschlagener Schelm! Worin bestand sie denn?“

„Ei, sie legten schneeweiße Kleider an, da sahen die Grünröcke sie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das ist gut, besonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder so machen?“

„Versteht sich! Was einmal als bewährt angesehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das ist wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechsen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiserin selber tragen wird!“

„So geht's! Unsereins plagt sich, trägt seine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;" bramarbasirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntausend Franken Werth!"

„Wie dem sei, es ist doch ein saures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langscheid zu."

„Den Weg nehmen wir heute nicht!"

„Welchen denn? Er ist doch der nächste?"

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen im Hahn über, schlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henschhausen, wo wir beim alten Fensterseifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke werden auch das Ihrige thun. Da ist's just, und man kann etwas wagen."

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?"

„Dafür ist gesorgt, Alterchen. Wir haben alle Eisspornen an, und spitzbeschlagene Eisstöcke. Da kann man fest auftreten und hat einen sichern Gang."

Das Gespräch wurde hier durch neuankommende Gäste unterbrochen. Es nahm nun eine andere Richtung und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergessen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß sich der, der ihn so arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in seinem weinseligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieser verlorne Mensch einen Mißbrauch von seinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erst, als sich die Nacht schon mit schnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Mensch, welcher dem Schwarzen sein Geheimniß abgefragt, sich aus der Schenke entfernt, als er nach Hause eilte und sich umkleidete. Ohne Säumen schlug er den Weg nach Oberwesel ein, wo er über die geschlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Hast lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Douanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erste Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?" fragte der Lieutenant.

„Einen köstlichen Fang, Herr,“ rief der Verräther. „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris bestimmt sind.“

„Parbleu!“ rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutsch sprach. „Ast du sikere Nachrich?“

„Gewiß! die Bacharacher Hauptschlummerer, ihrer sechse, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wieviel gebt Ihr?“ —

„Swansik Francs!“ rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffe und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenstoffe, vielleicht noch Kostbareres!“

„Canaille!“ zürnte der Lieutenant, „Sie soll viersik Francs aben, aber nix mehr!“

„So ist mir's schon recht,“ sagte der Schiffer; „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Tasche habe.“

Fluchend schritt der Franzose zum Schreibpulte und holte das Geld, und erst als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, sich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, diesesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Prisengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung. Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und schon um neun Uhr lagen die Douanier's am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten sich flüsternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirgs in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen stand, durch welche unbemerkt zu schlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre —; und dort unten saß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchschauert vom Frost und innerer Angst und Furcht, und lauschte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein

hungerndes Wiesel, das schnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raschelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagnisses sich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung sich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen seines Zaudern empfing ihn Bräunchen. So ungern er sie sonst hinnahm, und so heftig er zu widersprechen pflegte, diesmal schwieg er mäuschenstille; denn das Gewissen schlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er sich an. Die Eisspornen wurden angeschnallt, die Eisstöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen über die Schultern befestigt und mit den besten Wünschen des Kaufmannes schlichen sie sich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche sie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überschreiten hatten.

„Es ist kein Licht droben in der Hütte,“ flüsterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylvesterabend halten,“ sagte dieser, „und gewiß besser wie wir, denn es ist furchtbar kalt. Der Wind schneidet mir schier die rechte Backe weg. Wie herrlich säße sich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glase warmen Weines?“ —

Bräunchen, der vorne ging als der Erste, warnte durch ein leises: „St!“ denn es war Regel, daß nie gesprochen werden durfte, wenn sie schmuggelten.

Jetzt erreichten sie die Heerstraße. Tief zur Erde gebückt, krochen sie leise über sie hin, so leise, daß selbst die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angestrengt sie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie sie auch nur der Sohn der Berge

in den Bergen hat, stiegen sie den Abhang hinauf, wandten sich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erscheinung wahrhaft gespenstisch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, stiegen sie bergan. Der Weg war ungemein schwierig von dieser Seite her; aber mit Hilfe der zweckmäßigen Eissporne und Eisstäbe legten sie dennoch eine ansehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichste Stelle, den schmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, senkrechten Felswand des verlassenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Andern gehen, und jeder genau in die Fußtritte seines Vordermannes treten, welcher vorsichtig mit dem Stabe untersuchte, ehe er seinen Fuß einsetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängstetes Herz, hatte nun schon Marie dagesessen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz schwerer; denn sie blieben ja so lange aus. Sollten die in der Hütte versteckten Douanen sie gefangen genommen haben? Sie schrack zusammen bei diesem Gedanken. Allmählig aber empfand sie die schneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten sich und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte sich ihrer. Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtseins dazwischen. In einem solchen sprang sie auf. Sie erwachte dadurch gleichsam aus diesem Halbschlummer, und erinnerte sich, gehört zu haben, daß dieser Zustand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte sich gewaltsam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeschreiblich groß. Sie mußte sich wieder setzen.

Jetzt vernahm sie Tritte im krachenden Schnee und neues Leben durchzuckte sie. Starr sah sie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Gestalten. Sie warf das weiße Linnentuch, das sie um sich geschlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderste des Zuges, der jeden Tritt untersuchen mußte, sah starr vor sich zur Erde. Jetzt gewahrte er

plötzlich einen dunkeln Gegenstand vor sich, blickte auf und — sah mit Entsetzen eine menschliche Gestalt entgegentreten.

„Verrath!“ schrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!“ Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergessend, stürzten alle die Felswand hinab. —

Marie sah das Entsetzliche und sank leblos zur Erde.

Noch so lebhaft wie heute entsinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben, nicht entsinnen kann. Ueberall standen die Leute zusammen und aus den Gesichtern sprach ein düstrer Ausdruck. Neben uns, im Hause Conrad's, und noch eins weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geschehen sein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunsche, fragte er: „Haben Sie schon von dem entsetzlichen Unglücke gehört?“ Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen eilf Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuser, klopfte und bat um Gotteswillen um Beistand, es sei ein entsetzliches Unglück geschehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle sich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der selbst aus mehreren Gesichtswunden heftig blutete.

„Er führte sie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Personen, schrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So stille als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, dessen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen.“

„Wer ist's denn?“ fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarssohn!“ sagte er mit einer Thräne im Auge.

Diese Nachricht erschütterte uns heftig, und ich brach in

ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug;“ fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die schöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß sowohl um den Schmuggelgang als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben, denn sie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte sie Bräunchen nicht, als sie ihm entgegen trat, meinte sie sei ein Douane, wandte sich um und stieß Conrad zuerst hinab, stürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaschen wollte, und von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen, stürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden sein, und als die Douanen endlich von der Höhe herabstiegen, fanden sie sie erstarrt da liegen. Schnell wurde sie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er sie für todt. Sie sei erfroren, sagte er. Aus ihrer Ohnmacht scheint sie nicht wieder erwacht zu sein!

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem Einen wankte ein Mütterchen, aufgelöst in Schmerz; hinter dem andern ein Douane, dessen Gesicht Todesblässe deckte, dessen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte und nie flossen mehr Thränen, nie sah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froste zu schwierig war, in Ein Grab gesenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geschieden.

Bauer verließ den Dienst. Er war tiefsinnig geworden und kehrte in seine Heimat zurück. Conrad's Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unsichtbar geworden. Erst nach einem

Vierteljahre erschien Einer nach dem Andern wieder; aber wie sahen sie aus! Narben bedeckten die Gesichter und andere Gebrechen blieben bis ans Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zusammenhang, der nach seinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Rosen und andre Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Aus der Schmiede.

Eine rheinische Dorfgeschichte.

[illegible] schweifen Blick nach dem Anderen wieder; aber [illegible] [illegible] Nachbarn betrachten die Gesichter und andere Gebräuche [illegible] [illegible]. Der Schwarze lachte nie mehr. Er [illegible] den Zusammenhang, der nach seinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man [illegible] [illegible] Frühlinge Rosen und andre Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Jugenderinnerungen gleichen in späteren Lebenstagen dem Abendroth, das noch langehin seinen verklärenden Schein auf die ruhende Landschaft wirft, wenn die Sonne längst hinabgesunken ist.

Auch ich blicke oft sehnsüchtig in dieses Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieses milden Scheines bei herannahender Dämmerung. Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier festhalten will. —

Wo sich die Höhen des Hunsrückens abdachen zum tiefen Rinnsal des Rheines, ziehen sich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem schönen Flußthale. Gießbäche durchrieseln sie. Die Sonnenseite der Berge ist vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendseite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obstbäumen in der Nähe der Dörfer zu schauen ist, unter denen riesige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Diese Dörfer, aus uralter Zeit herstammend, sind der Art in diese Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreistöckiger Häuser in das Feld tritt.

Nichts ist köstlicher, als das Leben in diesen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings sie durchweht. Schaaren von Singvögeln bewohnen die dichten Büsche, welche an Säume der Bäche wachsen oder droben auf den Felsen, die hin und wieder gruppenweise aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland empor-starren. Die zahlreichen Obstbäume der Abendseite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnstätten. Das ist ein Singen und Jubiliren überall, wie man's kaum sonstwo hören kann. Blühen dann die Obstbäume und grünen die Felder; bekleidet sich die Rebe mit ihrem sammtenen Grün und trägt die Abendluft die Duft-

wellen ihrer Blüthen durchs Thal, und die Bursche und Mädchen gehen unten den Weg hin und singen harmonisch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz so mannichfach ergriffen, so tief und innig, so harm- und schuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich ist, auch im Kreise der gepriesensten Kunst. —

In solch einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leisem Seufzen und mit heißer Sehnsucht dorthin blicke? Es waren meine schönsten Tage, und manchen schönen, manchen prophetischen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal kesselartig erweitert. Die uralte Kirche stand auf einem inmitten des Thals aufsteigenden Felsen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das sich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben sich rings um den Felsen senkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Festigkeit, sondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche, oder vielmehr den noch ältern, viereckten Thurm mit seinen Schießscharten für den Bogen- und Pfeilschuß ansah, mußte sich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerst eine Burg gestanden.

In späteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerstört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und statt des wilden Kriegsrufs hallten aus seinen Luken die Glocken ihre mächtigen Töne in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche wäre, außer durch das Thor, völlig unzugänglich gewesen, wenn nicht auf der Westseite ein ungeheurer Schutthaufen einen freilich steilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen, Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgestiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Aussicht durch das zum Rheine sich fortsetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal unter

dem schönen Hollunderbaume gesessen, der so herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauscht, die in seiner Krone saß und schlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus stand, darinnen das liebe, sanfte Mutterherz meiner segnend gedachte.

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr gesehen. Sein Stamm hatte wenigstens anderthalb Schuh Durchmesser und seine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenster hinauf, und war kein dürres Aestchen an ihm. —

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateinische Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; sie — ledern — regelreich — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich sie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfest zu machen in meinem Gedächtnisse; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landschaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrschte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und bald lag das Alles unbeachtet und die Bilder einer phantastischen Welt umschwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück, so wünschte ich sie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatischen Regeln und das frische Bubenherz sind zwei Dinge, die nicht Friede schließen werden, so lang es beide auf Erden gibt! —

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen so träumerisch summten und die Nachtigall schlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Besuch ins Pfarrhaus kam und also freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief spornstreichs in die — Dorfschmiede. Sie

lag dem Pfarrhause, das etwas zurück von der Straße des Dorfes stand, schief gegenüber und besaß an und für sich nichts Reizendes; denn sie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es sich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Esse, den mächtigen Blasebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet gewesen sein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einseitig und lehnte sich mit seinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's schwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben so mächtig anzog in diesem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und sein Geselle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht schöner hätten zusammenlesen können, die doch die besten Körner suchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von riesiger Größe, ein Junggeselle von siebzig Jahren. Wenn auch das Alter seinen Nacken gebeugt, sein Haar zu Schnee gebleicht, seine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in seiner sehnigen Faust noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, ich möchte sagen, ein wehmüthiger Ernst. Ich habe ihn nie lachen sehen; allein sein weiches Gemüth stand im entschiedenen Widerspruche mit seinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger Bursche gewesen sein; denn selbst jetzt noch war er ein schöner Greis und der Kohlenstaub, der ihn manchmal über Gebühr schwarz färbte, mochte sein edles Gesicht nicht entstellen. Nie ist eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie ein Fluch über seine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lang in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang sehen mit seiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquoll; mit seinem langschooßigen Kamisol von dunkelblauem Tuche; mit seinen einst gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirschledernen Kniehosen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurz-

fell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem messingnen Krappen geschlossen.

Ihm gegenüber stand Jörg, der Geselle, seiner Schwester Kind und sein Pathe, eine ebenso hohe Gestalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er sah bleich, obwohl er sehr stark war. Er war eine stille, leidende, schweigsame Natur, und es schien, als habe der Umgang mit seinem Oheim und Pathen dessen eigenthümliches Wesen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eisen glühte, sprachen sie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernst. Gottfried erzählte von seiner Wanderschaft gar mancherlei interessante Dinge, und wenn er sie auch bisweilen wiederholte, so gab er sie jedesmal mit denselben Worten, und dieser Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weise der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdieß wußte er viele Mährlein und Geschichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund. — — —

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerschlägen der beiden Enakssöhne die Funken sprühten. Viel hundertmal saß ich auf der mürbe gewordenen Bank, stille und aufmerksam, und horchte auf Gottfried's Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierstunden Schlüpfe aus Pferdehaaren, und Meisenkarren im Herbste, um die Vögel zu fangen, die ich so liebte und deren Lockschlag ich täuschend nachzuahmen verstand. Auch ein Gewinn von Jörg's Unterricht. —

Noch ein Umstand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er saß oft an Sonntagnachmittagen stundenlang unter dem Hollunderbaume an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das schöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zusammen, und dieses Zusammentreffen ließ mich andre Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben sitzen sah, schlich ich leise an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brom-

beerranken und wollte meinen alten Freund überraschen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke schnell. Gottfried saß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greises rieselten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange. —

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß sie aber das Auge eines alten Mannes, so haben sie mich im innersten Grunde der Seele erschüttert; denn wenn nach all' den stählenden Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greisenauge weinet, so muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz sein, der sie auspreßt. —

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leise zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küster meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben gesehen, beschäftigte mich lebhaft. „Caspar," sagte ich, „ihr habt ja das Kirchhofthor offen gelassen!" —

„Weiß wohl, Musje Wilhelm," sagte er. „Der Schmied ist noch drauf."

„Was macht denn der da?"

„Ei, weiß er denn nicht," sagte Caspar, „daß der Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das schöne eiserne Kreuz schmiedete, das darneben steht?"

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entsann mich aber wohl, es gesehen zu haben.

„Liegt vielleicht seine Mutter da begraben?" fragte ich.

„Nein," sagte Caspar, „es ist das Grab seines Schatzes."

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die sonst durch die sich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen miteinander dem Orte zu und ich folgte in einiger Ferne, stieg wieder den Schutthaufen hinan und stand

bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried schon verlassen hatte.

Das Kreuz fesselte jetzt meine Aufmerksamkeit. Es war aus Schmiedeisen gefertigt, so zierlich, geschmackvoll und schön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte übersehen können. Abgesehen von der besonderen Beziehung, verdiente es die vollste Aufmerksamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es stand fast wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht steht etwas auf der Rückseite, und zog es zu mir. Da stand mit lateinischer Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!"

Es ist doch gut, sagte ich zu mir selbst, daß es eine lateinische Grammatik gibt, denn ohne sie würde ich ja das nicht haben lesen können; aber dieser altkluge Gedanke war schnell verraucht und das, was hier vor mir stand, gab der Seele des Knaben eine andre Richtung. Ich besteftigte das Kreuz wieder und setzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten sich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich sie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beschäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zusammenstellungen, und manche Aeußerung des Greises wurde mir verständlich, die mir früher dunkel geblieben.

So hatte ich ihn einmal gefragt: Gottfried, warum seid Ihr doch allezeit so nachlässig gekleidet?

„Das bringt so das Handwerk mit sich," sagte er; darauf aber setzte er seufzend hinzu: „Für wen sollte ich mich denn putzen?" —

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er so still war? Habt ihr keine Kinder, Gottfried?

„Ach, du närrisches Kind," sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet gewesen."

Warum denn nicht? fragte ich wieder.

Er schwieg eine Weile und seufzte tief auf; dann sagte er weich: „Es wird sich ja doch Jemand finden, der dem alten

Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehst du, der ist mein Kind."

Ich habe ihn aber später nie mehr so albern gefragt; denn ich merkte, wie ihn das verstimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr sprach.

Das schien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu stehen.

Ich mußte mich indessen gedulden.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Pensum zu lernen. Drüben im Pfarrhause war ein Universitätsfreund meines Bruders eingerückt, den seine Seele lieb hatte. Sie plauderten zusammen und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es so stille, wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder spielten vor dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloster gestanden haben sollte.

Ich setzte mich stille auf die wurmstichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eisen platt schlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte seine kleine Pfeife, die er „Nasenwärmer" nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaser und das Rohr ein Stück Hollunderholz, daß er sich selbst grobweg zurechtgeschnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Gespräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eisenstange wieder in der Esse lag, sprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermijes (Jeremias Wagner) euch so spinnefeind ist?" Gottfried erwiederte nach einigen Minuten sinnenden Schweigens:

„Das ist eine alte und lange Geschichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einsamen Lebens. Ich will sie dir erzählen, du möchtest sie sonst vielleicht von Andern entstellt hören; denn es sind noch Leute genug da, die es wissen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wissen."

Ich spitzte meine Ohren; denn jetzt wurden sicher meine Räthsel alle gelöst. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht siebzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da sagte mein Vater selig zu mir, sagt er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der ist ein guter Freund von mir, und sag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt ihnen guten Tag sagen und Sie sollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfell; denn erstlich bist du sehr lang und zum Andern wirst du um Johannistag von der Zunft los- und freigesprochen und dahero Gesell." Das kann ich dir sagen, Jörg, daß die schönste Kirchweihmusik so nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt nicht, was das hieß: „Jung sein und Gesell werden;" denn das verdammte Franzosenzeug hat alle Ordnung zerstört mit seinen Patenten. Holt sich nicht jeder Jung ein Patent und setzt sich als Meister und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott sich erbarm', sie kommen weit in der Nähe herum und das ist Alles. Erst auf ein Meisterstück werde man Meister und zwar auf rechtem Weg und in gesetzten Jahren."

„Path' die Stange glüht!" sagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken sprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als sie wieder in der Esse lag, sagte Jörg: „Path', ihr habt mir das schon oft recht genau auseinander gesetzt mit dem Zunftwesen zu Pfälzerzeiten und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andre, nämlich, wie es euch in Bingen ging und so weiter. Das ist mir noch ganz unbekannt."

„Wie du willst, Jörg, wie du willst. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war just um die Kirschenzeit als ich nach Bingen ging selbiges Mal; aber hier im Thal waren sie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zusammen, nehm's unterm linken Arm, und schlend're so über den Markt,

weil's gerade Mittwoch war. Da saßen denn die Mädchen vom Gau, hübsche Mädchen, Jörg, meiner Treu! Aber ich war dazumal auch ein hübscher Bub' und die Mädchen sahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war."

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich sie ansah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, so schön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, sag' ich dir, und gar nicht so keck, wie die Andern, die Einem in die Augen hineinsahen, als wollten sie einem ins Herz hinein schauen. War sie alt, so war sie sechszehn Jahre. Als ich sie ansehe, schlägt sie ihre großen, blauen Augen nieder. Denk' ich, von der kaufst du ein Pfund Kirschen, kaufst dir einen Weck dazu und gehst an den Rhein, unter die Bäume und hältst dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und sage zu ihr: „Du hübsches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirschen!" Mein Seel! Jörg, sie wurde röther, als ihre Kirschen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und sag' zu dem Mädchen: „die sollen mir noch einmal so gut schmecken, als die der Andern." Da sah mich das Mädchen gar schelmisch an, lächelte gar herzig und sagte: „Warum denn?"

„Weil sie vom schönsten Mädchen sind, das ich noch gesehen habe," sagt' ich, „und das ich, meiner Treu, nimmer vergessen werde."

„Da hätt'st du aber einmal sehen sollen, wie sie anlief! Ihre Kirschen waren so roth nicht, und halb ärgerlich sagte sie: „Geh' nur, du Spötter! Utze (spotte) über die Mädchen deines Dorfes!"

„Utz' ich, so sollen die Kirschen mir Gift sein!" sag' ich drauf.

Sie sieht mich freundlich an, aber sagt dann: „Geh' doch, die Leute sehen ja auf mich!"

Bös war sie aber nicht. Ich gehe die Salzgasse hinab, kaufe mir beim Emmerschied einen Weck und setze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen stand vor meinen Augen und jede Kirsche, meint'

ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, ist sie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — sie ist fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — sie ist fort, und ich wußte nicht wie sie hieß, nicht wer sie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurück kam, und die fragte, die noch da waren, lachten sie mich aus, daß ich gerne ging und schwieg. Das ist gar spöttisches Volk, die vom Gau.

„In selbigem Sommer hab' ich mehr denn zehnmal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können.

„Endlich sagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken dir die Binger Schoppen im Kopf, oder hast du dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all'! und damit Holla!" —

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt und das Jungvolk sagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!" Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen, wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten

ihn nicht leiden, obgleich er der reichste Bursch' im Dorf und sein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!" —

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken sprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Riese Goliath.

Darauf setzte sich Gottfried auf das Ambosklotz und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib, noch Kind, und saß auf seinem Geldsacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menschen Freund, war auch keiner der seine."

„Ich hab' schon von ihm gehört," sagte Jörg; „sie nannten ihn nur den Erbsenspalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garstiger Mensch, und als er zu sterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das seiner Katze, die er am liebsten hatte, weil sie ihn nichts kostete. Er besaß die schönsten und die besten Weinberge im Thal und die besten Aecker und Wiesen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie gesagt, er starb und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht steinreich gewesen. Ich war seit acht Tagen losgesprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Gesell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit seiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh steh' ich am Fenster, da geht des Lipsen Thür auf und — mein schönes Kirschenmädchen von Bingen kommt heraus in blütheweißen Hemdärmelchen, frisch wie eine Rose, und hat einen Eimer, um Wasser zu holen. Mir schlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da sieht sie mich und erröthet wieder wie dazumal, aber sie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kurasch. Sie sieht sich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wissen, daß der Nachbarschaftsbrunnen in unserm Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Wasser für sie.

„Du bist gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?" fragte

ich sie; und sie nickt mit verlegenem Lächeln und lispelt ein leises Ja."

„Wie heißt du denn?"

„Lieschen," sagt sie.

„Ich heiße Gottfried," sagte ich darauf und ins Ohr hab' ich ihr geflüstert: „Viel tausendmal hab' ich an dich gedacht seitdem, denn du Hexe hast mir's angethan!"

„Sie lachte laut auf und lief so schnell mit ihrem Eimer davon, daß sie sich das Wasser über Schuh und Strümpfe schüttete.

„Daran bist du Schuld!" rief sie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Gesichtchen, sondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weise gestorben war, trugen wir Jungbursche den Alten und Lieschen reichte die Rosmarinsträuße. Mir gab sie den größten und schönsten. Ich sah recht deutlich, wie sich der Mijes, der auch in der Nachbarschaft war, darüber ärgerte; denn der Neidsack hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, so wurde ein stattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch schön Fuderchen Wein im Keller, den sich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über dies und das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Flor am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in stetem Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; darum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thür und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie

gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: „Esset doch, trinket doch!“ wurde ich allemal ein wenig am Wamms gezupft. Du magst dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen.

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum saß ich, da war sie auch schon da.

„Du ißst ja gar nichts, Gottfried,“ sagte sie. „Gelt, wenn's Kirschen wären?“

„Freilich Lieschen; Kirschen, die du gäbest.“ —

„Geh' mit nach Weinheim, so sollst du sie haben.“

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich dich Mittwochs in Bingen gesucht!“

„Geh,“ sagte sie, „du machst mir was vor!“

„Bei meiner Seele nicht!“ sagte ich.

„Ich glaub's ja,“ rief sie halblaut, „schreie nur nicht, denn der Blatternarbige (sie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er ist auch herausgegangen.“

„Ach, wie erschrack ich,“ fuhr ich fort, „als ich dich heute so unvermuthet sah —!“

„Bin ich denn so garstig,“ schmollte sie, „daß die Leute vor mir erschrecken?“

„Ach, so nicht, Lieschen, so nicht,“ sagte ich; „es war ein freudiges Erschrecken. Wie hätte ich gerade an dich da denken sollen. Du bist ja noch tausendmal schöner geworden, als du damals warst, da du mir die Kirschen wogst. Wo warst du aber, daß du den ganzen Sommer und Herbst nicht mehr auf den Markt kamst?“

„Bei meiner Base in Flohnheim,“ entgegnete sie.

„Da wirst du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?“

„Ei,“ rief sie, mich schalkhaft anlächelnd, „wer wird auch so an die Buben denken? Was bildest du dir ein?“

„Aber ich habe stets an dich gedacht und bin so traurig gewesen, als ich dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Lust am Leben verlor.“

„Ei, wer wird so thöricht sein!“ lachte sie.

„O du leichtsinnig Mädchen,“ rief ich trauernd aus, „du weißst nicht, was es heißt, sich recht lieb haben.“

„Muß ich dir das denn sagen?“ flüsterte sie kichernd.

„Hast du mich denn lieb, Lieschen!“ fragte ich dringend und stürmisch.

„Sie schwieg; aber sie ließ mir ihre Hand.“

„Geh', sag's, Lieschen,“ flehte ich.

„So was sagt man nicht;“ rief sie schelmisch und wollte fort. Ich hielt sie.

„Lieschen,“ sagte ich, „ist ein Schmied in Weinheim?“

„Gewiß!“

„Braucht er einen Gesellen?“

„Das weiß ich nicht; warum denn?“

„Ich will hinkommen, um dich alle Tage zu sehen, und wenn ich umsonst bei ihm arbeiten müßte.“

„Das kannst du sparen; denn mein Vater zieht hierher und dann sind wir ja Nachbarsleute und sehen uns alle Tage hundertmal.“

„Heida!“ rief ich, „so bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!“

„Ziehst du gerne her, Lieschen?“

„Wenn — du — da bleibst!“ raunte sie mir ins Ohr und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause.

„Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen bis die Gäste weggegangen

und machte mich dann auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried; Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast du's gehört?“ — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu und sie that, als sähe sie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück, und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte dies und das und ich gab ihr immer besonders freundlichen Bescheid; denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht.“

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden und sie sah es gerne, daß ich viel mit der Mutter sprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu sagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich schöne Weinberge bekommen würde und einst eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte schalkig dabei und dachte gewiß sein Bestes. Endlich erreichten wir den Rhein und unsre Wege schieden sich. Ich mußte links, sie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden schon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen sie. Ich stand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ginge ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich sie sehen konnte, blieb ich stehen. Mehrmals sah noch das liebe Mädchen sich nach mir um, bis der vortretende Berg sie mir entzog, und ich stille und traurig meinen Weg dahinging. —

„Doch, Jörg, wir vergessen die Stange. Sie glüht weiß, wir müssen schmieden!“ —

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifstange mußte gerundet werden. Als sie wieder in die Esse gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirst mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich sang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müsse das Klostergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte sich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen sei. Er sah mich oft forschend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, scherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter=Jacob's Frau ist. Seit ich Gesell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich so zu necken, und als er's wieder einmal versuchte, wies ich ihm zwei Fäuste, vor denen er Respect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschen's Eltern in des alten Lipsen Haus zu uns ins Dorf zogen. Das war eine Geschichte, von der man in allen Spinnstuben plauderte. Da wußten sie genau, was die Alles mitgebracht; wieviel Zinn, wieviel Getüche, wieviel Korn, Spelt und wieviel baar Geld. Du weißt, Jörg, wie das so geht und wie sie in den Spinnstuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man sich denn auch, ich habe so fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall die Hand geboten und sei darob bei den Alten gut angeschrieben und das Lieschen sähe sich die Augen fast aus nach mir. Wenn das Lieschen Wasser ziehen wolle am Nachbarschaftsbrunnen in unserm Hofe, dann lasse ich Ambos und Esse im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch seien wir jetzt zu einer Spinnstube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten sie nicht ganz unrecht dabei; denn ich

that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Wasser ziehen. Da sich Lieschen's Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, so gab's in unserer sehr geräumigen Stube eine Spinnstube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifst, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich stets neben Lieschen saß; wenn die Alten mit einander redeten, so flüsterten wir mit einander und freuten uns schon auf die Kirchweih', wo ich sie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie schön das Lieschen wäre. Viele meiner Alterskameraden gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meisten aber der reiche Mijes.

„Ei," sagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das schöne Lieschen. Das soll er sich vergehen lassen! das Mädchen ist für mich; denn ich allein bin so reich wie sie, und so einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt sie vollends nicht." —

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der sich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es gesagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's gesagt, das, seitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit so trübem und traurigem Auge ansah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn stellen, so wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du mir hin, wir begegnen uns an der Kirchweih' schon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich sah Lieschen alle Tage zwei-, dreimal am Brunnen und konnte mit ihr kosen; ich sah sie jeden Abend in unserm Hause, wie ihre Finger den feinen Faden dreheten und sie die frischen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und du weißst, am ersten Sonntag im Mai ist unsere Kirchweih'. Schon früh rotteten sich die Kirchweihburschen zusammen. Als auch ich mich dazu gesellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die andern Bursche

hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr. Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen und Gläsern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeschenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgeloost wurde und trugen die Liste und die Nummern nebst einem Dintenfaß zum Einschreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unsere Flaschen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durchs Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuser der erwählten Mädchen. War Einer aufgespielt, so ging der Bursch hinein, holte das Mädchen und dieß steckte ihm den Rosmarinstrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschen's Haus anlangte, mußten mir die Musikanten ihren allerschönsten Tanz aufspielen und, das muß ich sagen, der Lenz von Caub, der die Clarinette blies, spielte aus dem FF heraus, daß man schon auf der Gasse hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschen's Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgesetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem schönen Kinde die Kirchweih' halten zu dürfen. Sie gaben's zu und Lieschen holte den Prachtstrauß, den sie an meinen Hut steckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerschönste von allen auf der Kirchweih'.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, sie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; sie flöge nur so herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken sollen, daß die Freude so schnell enden sollte! —

„Alle Leute sahen auf uns Zwei und sagten laut, wir seien das schönste Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen schämte sich schier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber schlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich sah's ihm wohl schon lange an, daß er mein Lieschen gerne sah; und jemehr ihn das Mädchen von sich wegstieß, desto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich! —

„Einmal kam er zu mir und sagte: „Gottfried, laß mich einmal mit deinem Schatze tanzen."

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leise: „Sag' Nein! sag' Nein!"

„Da steigt mir der Kamm; ich denke an seine giftigen Worte und sage spottend: „Aufs Jahr, Mijes, aufs Jahr! Jetzt will ich selber mit Lieschen tanzen"

„Da hättest du seine Wuth sehen sollen! —

„Simpel," rief er, „Kapuziner! Du hast wahr geredet! Aufs Jahr tanz'st du nicht mit ihr!"

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, springe ich auf ihn zu und ein mörderischer Schlag stürzt ihn zu Boden. Alles springt auf und will abwehren. Das war aber zu spät. Der Mijes rafft sich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufspritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt."

„Er ist todt, er ist todt!" schreien die Frauen durcheinander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldschützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn sogleich nach Bacharach vor das Oberamt!" ruft er, und einem Andern befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führte mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er ist todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarste Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried," sagte der eine Flurschütz, „deine Freude endet schlimm! Ich wollte dir wünschen, du wärst über dem Rhein, denn in Lorch ist es Mainzisch und du hast nicht weit ins Reich."

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen und ich konnte fahren, wie ein Fischer. Kaum erreichten wir das Rheinufer, so war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten sich um, und gingen ruhig heim, und ich durchschnitt mit dem Kahne die Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen aufs Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief so schnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Bandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann schenkte er mir Geld und schickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewissen ist eine erschreckliche Macht. Es ist wohl, wenn eine Schuld darauf lastet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr sagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unserm Wandgetäfel rastlos nagte. Ach, Gott, wie war ich so elend! Nachts schloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, so scheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleischte mein Herz. Lange konnte es selbst mein damals fast riesenstarker Körper nicht ertragen und in der Stadt Frankfurt fiel ich aufs Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtstrahl in meine Seele, denn ein frommer Geistlicher trat an mein Bett und gab mir Trost. Ich genas langsam und erst im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu sammeln zur Weiterreise; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Frevelthat. Gott allein, der in das Herz schaut,

kannte mein Leid. Er allein sah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Hessen- und Sachsenland, bis in die Berge Schlesiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reisete ich durch das Tyrol nach der Oberpfalz und dann durch Würtemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft trostlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, statt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich so elend gemacht hatte. Keine Tanzmusik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderschaft das Heimweh. Das kam so. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Vandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schicksale wußte, weil er schon damals, als ich bei seinem Vater Hülfe suchte, auf der Wanderschaft gewesen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimat wieder zu sehen, die sich in jedem seiner Worte ausdrückte, das stete Plaudern vom schönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich mit ihm zu reisen nach der Heimat.

„Alle Gründe, welche ich entgegensetzte, widerlegte er und ich mochte wohl merken, daß er sich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimat für mich; denn der brave Bursch zog sich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerstehen und sagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebensowohl der Reue über meine im Zorne verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerstörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schwester, die damals noch ein Kind gewesen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Vandemer weinte mit mir, er war eine gute

Seele. „Du armer Gottfried," sagte er, „nun begreife ich dein stilles Leid und deine Sehnsucht nach der Heimat und deine Furcht, sie wieder zu sehen; aber wart', du sollst von ihr hören. Bleib' hier. Ich schreibe dir gleich und schreibe dir Alles. Und er ging hin, wohin ich so gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte." —

„Das Eisen glüht," sagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerem Kampfe. Diesesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zusammengeschweißt werden und das kostete manchen herben Schlag und mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf das Ambosklotz, stopfte seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisendraht, den er zu diesem Zwecke immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Gluth schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maaß des Elendes zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zuviel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Andern Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lorch, von Heinrich

Vandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz auf weiß zu sehen, was ich im Geiste so lange schon gesehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß," schrieb er, „und Christus zum Trost, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Ostern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweih' in Deinem Dorf abwarten und dann hinüber fahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und sind noch bei guter Gesundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit dessen Nachen Du damals durchgingst. So bin ich denn am ersten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu deinem Vater sagte: „Meister, ich bringe einen schönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geschickter Obergesell in Arbeit steht." Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die fast zusammenfiel, als sie hörte, Du lebest noch; denn sie haben Dich alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geschrieben hast auf deiner Wanderschaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müssen, was ich nur wußte, und sie haben Freudenthränen vergossen und mir gesagt, ich solle Dir schreiben, Du solltest gleich, cito kommen, daß Dir dein Vater die Schmiede übergäbe, sintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meister, darf er denn kommen, der arme Gottfried?" Hat er gesagt: „Wer wehret's ihm denn? Der Mijes ist ja nicht todt, wie er meint, sondern frisch und gesund, und freiet an seinem Lieschen und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut soll Handstreich und Verlobung sein oder ist schon gewesen. So er aber kommet, nimmt's ihn sicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, so rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komm.

„Dein getreuer Kamerad

Lorch am Rhein,
den 3. Mai in diesem Jahr.

Heinrich Vandemer."

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tausendmal gelesen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich dir kaum zu sagen. Alle Noth wich vom Gewissen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott gepriesen, daß er mich erlöst von meiner Angst und Qual. Die Jahre, durch welche ich sie getragen, waren vergessen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen seine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröstete mich dabei, das nämlich, daß zwischen Handstreich und Hochzeit bei uns meist ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköstigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und so kam ich wohlfeil und schnell in die Heimat."

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geschah mit aller umständlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif stellenweise abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geschlagen und zuletzt aufgelegt und festgenagelt. Es war eine schwere Arbeit und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie setzten sich auf dem Amboßklotze neben einander, und auf Jörg's Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir fast laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondlose Herbstnacht legte sich so recht sackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhause Lieschen's war es so helle. Ich mußte einmal zum Fenster hineinsehen, ob ich sie erblickte. —

„In der Stube war's sehr lebendig. Der Bäcker stand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen saßen am Tisch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Rasselgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeittage die

Braut dem Bräutigam vor die Brust zu stecken pflegt. Der Mijes saß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen sah ich nicht. Endlich ging die Thür auf und sie trat mit dem Lichte herein.

„Fast hätte ich laut aufgeschrieen. Wie war sie verändert! Die Wangen waren bleich, das schöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einst so lebenvolle Gestalt war ein Anschein der Erschlaffung, des Krankseins, über das dennoch so schöne Gesicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch selbst den Gleichgültigsten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da! —

„Sie setzte sich in eine Ecke, daß ich sie sehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte sie nicht; auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge sie das Alles gar nichts an. Eine Weile saß sie so und starrte vor sich hin; dann bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze. Sie mußte wohl schluchzen; denn mehrmals sah Mijes nach ihr hin, stand dann auf und trat zu ihr. Er legte seinen Arm um sie; aber sie entwand sich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; sie drückte ihn von sich. Zuletzt stand sie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug gesehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhause zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern fassen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübsches Mädchen geworden, die mir weinend am Halse hing. Kaum aber war der erste Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten sie mir, wie es drüben stand.

„Sie hatten mich Alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder genesen war, machte er sich an Lieschen; aber sie stieß ihn mit Abscheu von sich. Mijes ließ sich nicht abschrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete sie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, so machte ihm der Vater

Lieschens ein freundlich Gesicht. Ueberdies war er der reichste Bursch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipsen Bruder. —

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig miteinander und das arme Lieschen litt erschrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und sagte: „Läg ich doch im stillen Grabe, so wär' ich bei ihm!" Alles wurde versucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater selbst harte Behandlung. „Ich fürchte," sagte meine Mutter, „ich fürchte, sie trägt schon ihr Todtenhemd; denn sie ist so bleich, so abgezehrt und hüstelt immer so trocken. Ihr Auge ist nie ohne Thränen. Denke dir nur, als sie ihr Jawort gegeben und ihren Handschlag, was sie ihr abgequält haben, da ist sie ohnmächtig und darauf schwer krank geworden. Als sie sich wieder erholt, da ist der Bandemer von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns deinen Gruß gebracht, Gottfried." —

„Habt Ihr's ihr denn nicht gesagt?" fragte ich mit angstvollem Beben.

„Gewiß," sagte die Mutter.

„Und was sagte sie?"

„Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen springen. „Es ist zu spät," rief sie aus, „es ist zu spät!" Seitdem ist alles Leben aus ihr gewichen, sie ist nur noch ein Schatten; und morgen ist Hochzeit. —

„Ich saß da, den Kopf in die Hand gestützt, und eine Thräne jagte die andere. Essen konnte ich nicht, schlafen konnte ich nicht.

„Am andern Morgen stand ich früh am Fenster, da kam sie heraus mit dem Wassereimer und ging auf unsern Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich stürzte die Treppe herab, in den Hof, auf sie zu. —

„Als sie mich sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergesunken sein, hätte ich sie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An meiner Brust erwachte sie. Lieber Jörg, laß mich schweigen von

dem Leid, schweigen von der Freude, die miteinander rang in unsern Seelen. Endlich sprang sie auf und rannte hinaus und heim. Ich sah sie nicht mehr diesen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, so stolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam sein kann, der sich seines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, seine Eltern, seine Pathen, seine Verwandten. Auch Lieschen's Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, sammt den Brautjungfern. —

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen und sie kamen heraus, zuerst die geschmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte sie unendlich schön. Sie sah mir ins Auge und nickte mir zu. Mir schwindelte. Ich sah nicht den Bräutigam mit seinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte laut. Ueberall schoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle diese Schüsse mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch so da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen standen gruppenweise bei einander und erzählten sich etwas mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangst, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte sie sich einen Tod angethan? — oder was war geschehen, daß die Leute sich so entsetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Hast du schon gehört, Gottfried, was geschehen ist? — Denke dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer sie fragt, ob sie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, sagt sie fest und laut: Nein! Mit Entsetzen fragt der Pfarrer noch einmal, und sie sagt darauf: Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott sage ich, Nein; denn ich will lieber sterben, als seine Frau werden.

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater raset schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie!

„Ich sah durch's Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang.

„Ich will dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschen's Vater mich sah. Ich ertrug Alles stille und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde." —

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte stille. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Bläße wechselte auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben sie mich geplagt," sagte sie, „aber ich hielt dir die Treue. Zuletzt sagten sie, du seiest todt. Da lag mir nichts mehr am Leben und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —." Sie schwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Brust. Bald darauf überfiel sie ein Frost, daß sie zitterte. Sie mußte sich zu Bette legen. — Jörg — sie stand nicht mehr auf!" —

Rasch sprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank saß, weinte fast laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich dir's zu Ende erzählen," sagte er fest.

„Lieschen erkrankte schwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette. Der Doctor sagte, sie sei nicht zu retten, es sei

die galoppirende Schwindsucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung sei. Aber es war schrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und diese stieg sogar mit jedem Tage. Sie sprach immer von unserem Zusammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiedersehen und Zusammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beschlossen. Sie ist längst im Frieden und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erschreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft sank mit jeder Stunde, und doch währte es noch sechs volle Wochen, ehe die Seele sich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder so lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, schien sie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, sie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß sie ungehorsam gewesen. Ihre Mutter zog sie an ihr Herz. Dann bat sie mich mit unaussprechlichem Liebeston, sie in meinen linken Arm zu nehmen: sie wolle, sagte sie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entschlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerste!“

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die schwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das schöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifst du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie starb an meiner Brust — begreifst du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zustande der Betäubung. So stark ich auch war, die Anstrengungen der sechs schrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erste Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hause schlich und auf ihrem Grabe saß. —

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas.

Der Vater war alt und schwach. Er wollte mir diese seine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlassen, so gerne ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meister zu werden, mußte ich ein Meisterstück machen.

„Das sollte ein geschmiedetes Kreuz sein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe steht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich selbst pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand darneben legte, weil das mein Plätzchen sein soll. Einen Hollunderschößling, der dort aufgeschossen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter gesessen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu sein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da ist. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig sein!“

Er ergriff rasch den Schlägel, um seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet bis das Rad fertig war. Als er sich abgekühlt hatte, sagte er zu Jörg: „Nun rolle es an seines Herrn Thüre!“

Zu mir sagte er: „Komm, Kind, ich will zuschließen!“

Er schloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich stahl mich an ein einsam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf Lieschen's Grab sehen konnte. Da saß er unter dem Hollunderbaume bis der Abend herabsank.

Nun war mir das Räthsel gelöst und alle Fragen beantwortet. Tief war der Eindruck der Erzählung Gottfried's auf mein jugendliches Gemüth. Er ist mir bis heute geblieben, obwohl mich das Leben bald aus dem Thale wegführte. Ich kam auf die Schule. Mein Bruder verließ die Pfarre in dem Dorfe und zog weit weg. Meine Eltern starben, und der Strom der Ereignisse riß auch mich weit hinweg von der Stätte meiner Kindheit, nach der mir indessen immer eine Sehnsucht in der Seele blieb. Erst, als ich meine Studien vollendet hatte, konnte ich den Wunsch mir gewähren, dort-

hin zurückzukehren, wo die Anfänge meiner Lebensfahrt lagen und die freudigsten Erinnerungen an Elternliebe und Jugendlust.

Auch in das stille Thal, wo ich meine Knabenjahre gespielt, wanderte ich. Niemand erkannte mich mehr. Als ich aber meinen Namen nannte, wurden alle Gesichter freundlich und manche harte Hand drückte herzlich die meine.

Ich ging durch das Dorf hinauf nach der Kirche. Als ich auf den Markt kam und die alte, liebe Schmiede suchte, fand ich sie nicht mehr. Ein Gärtchen war dort angelegt, in dem die Rosen blühten.

Mir wurde das Herz weich, als ich so dastand und die Scenen jener Tage zurückrief, besonders die, welche ich eben erzählt habe. Ich brach mir, über den Zaun reichend, eine duftende Rose.

Der uralte Todtengräber schloß mir das Thor des Kirchhofs auf und ich schritt um das Gebäude herum nach dem eisernen Kreuz. Es stand jetzt zwischen zwei Hügeln und der Hollunderbaum war abgestorben. Nur noch ein Stumpf stand von dem Stamme.

Der Todtengräber sagte: „Ich muß seine Wurzeln verletzt haben, als ich dem Schmied hierher das Grab machte; denn er fing bald darauf an zu dörren.“

Ich dachte anders über den Vorgang.

„Der Schmied,“ fuhr des Greis fort, „wollte hier begraben sein, denn daneben liegt sein Lieschen, und er hat mir alle Jahre ein Trinkgeld gegeben, daß ich Niemand herlege, was ich denn auch gethan habe. Der Jörg, sein Path', hat das eiserne Kreuz zwischen beide Gräber gestellt.“

„Was ist denn aus dem Jörg geworden?“ fragte ich. —

„Den haben die Franzosen gezogen, und er mußte mit nach Spanien und ist vor der Stadt Saragossa geblieben. Als der weg war, erkrankte der Schmied alsbald; denn mit dem guten Jungen ging ihm ein Stück vom Herzen, und er ist bald darauf gestorben.“

„Mein Gott,“ sagte er verwundert, „Sie haben ja Thränen in den Augen, junger Herr, sind denn die, die da schlafen, Sie etwas angegangen?“